T XXXII 206, b

Asien

(China)

Geogr.
o. 230/2

Das

Chinesische Reich

von

Huc,
früherem apostolischen Missionar in China.

Deutsche Ausgabe.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Dyk'sche Buchhandlung.
1856.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite.

Erstes Kapitel. 1

Gefährliche Krankheit. — Vorschrift der Mandarinen. — Besuch des Arztes. — Theorie des Pulses. — Aerzte und Apotheker in einer Person in China. — Handel mit Arzneimitteln. — Die Krankheit verschlimmert sich. — Die Acupunctur. — Der übernatürliche Schatz der rothen Pillen. — Die Medicin der Chinesen gründet sich auf Erfahrung. — Ursprung und Geschichte der Cholera. — Freie Ausübung der Medicin. — Gute Wirkung der rothen Pillen. — Heilung. — Schreckliches Gesetz der Verantwortlichkeit. — Tragische Geschichte. — Liebenswürdige Aufmerksamkeit des Präfekten von Kuen-kiang-hien. — Vorliebe der Chinesen für die Särge. — Reise eines Kranken hinter seinem Sarge. — Ruhe der Chinesen im Augenblicke des Todes. — Wir nehmen den für uns bestimmten Sarg in Augenschein. — Abreise von Kuen-kiang-hien.

Zweites Kapitel. 24

Besuch der Mandarinen von Tien-men. — Die Sorgfalt, die sie auf uns verwenden. — Tien-men ist berühmt durch die Menge und Schönheit seiner Wassermelonen. — Wichtigkeit der Wassermelonenkerne. — Beissende Spottreden eines jungen Militär-Mandarinen. — Die Einwohner von Sse-tschuen werden in der Provinz Hu-pe wie Fremde behandelt. — Vorurtheile der Europäer in Betreff der Chinesen. — Wie sind die meisten Schriften über China geschrieben? — Was man von dem vermeintlichen Stillstande der Orientalen zu denken hat. — Zahlreiche Revolutionen im chinesischen Reiche. — Socialistische Schule im elften Jahrhundert. — Darlegung ihres Systems. — Langer und bedeutender Kampf. — Vertreibung der Aufwiegler nach der Tatarei. — Ursache der Einfälle der Barbaren.

Drittes Kapitel. 45

Ankunft in Han-tschuan. — Die Einwohner der Stadt beschenken einen in Ungnade gefallenen Mandarinen mit einem Paar Stiefel. — Einfluss der Plakate und Anschlagezettel. — Der Präfekt einer Stadt zweiten Grades wird von seinen Untergebenen abgesetzt und fortgeschickt. — Privilegien und Freiheiten, welche die Chinesen geniessen. — Verein

Seite.

gegen die Spieler. — Die berühmte Brüderschaft zum schwarzen Stier. — Pressfreiheit. — Oeffentliche Vorleser. — Vorurtheil der Europäer in Betreff des Despotismus asiatischer Regierungen. — Sorglosigkeit der Mandarinen. — Erinnerung an die Leiden des ehrwürdigen Perboyre. — Schifffahrt über einen See. — Schwimmende Inseln. — Bevölkerung Chinas. — Ihre Ursachen und Gefahren. — Fischfang mit Seeraben. — Einige Einzelnheiten über die Sitten der Chinesen. — Schlechte Aufnahme in Han-yang. — Wir befolgen eine falsche Politik. — Fahrt über den Blauen Fluss. — Ankunft in U-tschang-fu.

Viertes Kapitel. 70

Schlechte Wohnung in einer kleinen Pagode. — U-tschang-fu, Hauptstadt von Hu-pe. — Grenzen des chinesischen Reiches. — Berge. — Flüsse. — Seen. — Klima. — Haupterzeugnisse. — Chinesische Industrie. — Ursachen ihres Verfalles. — Die früheren Ausstellungen der Kunstprodukte. — Verbindungen der Chinesen mit Fremden. — Jetziger Zustand ihres Handels mit den Europäern. — Binnenhandel China's. — Zinsfuss des Geldes. — Das System der chinesischen Staatsökonomen über den Zinsfuss zu dreissig Procent. — Capitalgesellschaften. — Ungeheure Waarenlager im Innern des Reiches. — Kanalsystem. — Handelstalent der Chinesen. — Geldsystem. — Einfluss der Sapeke. — Handel mit unendlich kleinen Grössen.

Fünftes Kapitel. 96

Versuche, den Gouverneur der Provinz zu sehen. — Wir zwingen die Wache seines Palastes. — Der Gouverneur von Hu-pe. — Unterhaltung mit dieser hohen Person. — Guter Erfolg unseres Besuches. — Umzug. — Höflichkeit eines Kochs. — Abschied Ting's und der Escorte von Sse-tschuen. — Der Mandarine Lieu, oder „die Trauerweide“, Anführer der neuen Escorte. — Chinesische Architektur. — Die Thürme. — Die Pagoden. — Schöne Künste. — Religionen. — Die Lehre der Gelehrten. — Unglaubliche Ehren, die man dem Confucius erweist. — Doctoren der Vernunft. — Leben und Meinungen des Philosophen Laotze. — Der Buddhismus. — Legende vom Buddha. — Seine dogmatischen und moralischen Grundsätze. — Die Buddhisten werden von den Brahmanen verfolgt. — Gründe dieser Verfolgungen. — Zerstreuung der Buddhisten in die verschiedenen Gegenden Asiens.

Sechstes Kapitel. 121

Alle Religionen sind von der chinesischen Regierung verdammt. — Ausdruck des Skepticismus. — Verhältnisse der Bonzen in China. — Bud-

Seite.

dhistische Klöster. — Religiöse Architektur. — Tempel zu Pu-tu. — Klosterbibliothek. — Besuch beim Superior der Bonzen. — Hohe Achtung der Chinesen vor der Schrift. Klöster weiblicher Bonzen. — Ceremonien, um die Seelen der Sterbenden zurückzubringen, wenn sie sich davon machen. — Tod eines jungen Baccalaureus. — Trauer der Chinesen. — Sonderbare Art, die Todten zu beweinen. — Begräbniss. — Cultus der Vorfahren. — Chinesische Classification der Altersstufen des Lebens. — Die Ehe in China. — Knechtschaft der Frauen. — Zank im Haushalt. — Beispiele. — Sekten enthaltsamer Frauen.

Siebentes Kapitel. 146

Abreise aus der Hauptstadt von Hu-pe. — Abschiedsbesuch beim Gouverneur der Stadt. — Zustand des Christenthums in Hu-pe. — Unannehmlichkeiten des Weges. — Keine Lebensmittel in einer Stadt dritten Grades. — Besuch im Palaste des Präfekten der Stadt. — Ein Verbrecher in Untersuchung. — Schreckliche Einzelvorgänge bei dem Gericht. — Der Kuan-kuen oder chinesische Bandit. — Art und Weise des Gerichtsverfahrens. — Strafgesetzbuch Chinas. — Allgemeine Betrachtungen über die chinesische Gesetzgebung. — Der strafgesetzliche und materialistische Charakter der Gesetzgebung. — Mangel an Genauigkeit in gewissen Gesetzen. — Solidaritätsprincip. — Gesetze für Beamte. — Organisation der Familie. — Wie man den Verbrechen steuert. — Ritualgesetze. — Eine Menge Köpfe von Dieben, welche an Baumzweigen aufgehängt sind.

Achtes Kapitel. 172

Abreise von Kuang-tsi-hien. — Unwetter. — Eilboten der Regierung. — Art und Weise Briefe zu wechseln. — Grosses Fest in Hoang-mei-hien. — Chinesische Musik. — Vorstellung, die man sich von der Musik der Alten machen muss. — Kaiserliche Strasse nach Peking. — Postsystem in China. — Halt am Ufer des Sees Phu-yang. — Einschiffung. — Cancrelats an Bord einer Junke. — Ueberblick über die Provinz Hu-pe. — Ackerbau in China. — Kaiserliches Fest der Landwirthschaft. — Einzelnheiten über den Ackerbau. — Feldfrüchte. — Bambus. — Nenuphar. — Kaiserlicher Reis. — Beobachtungsgeist der Chinesen. — Classification des Getreides. — Was die Schwalben im Winter werden. — Wie man eine Katze als Uhr gebraucht. — Methode, wie man die Esel am Schreien verhindert.

Neuntes Kapitel. 196

Schifffahrt auf dem See Phu-yang. — Grosse Menge Junken. — Landreise. — Unbebaute Wüsteneien. — Pauperismus in China. — Bett-

Seite.

lerbanden. — Brüderschaft der unentgeltlichen Särge. — Der Bettlerkönig. — Gasthaus zu den Hühnerfedern. — Ursachen des Pauperismus. — Das Spiel. — Verschiedene chinesische Spiele. — Wie man das gegen die Spieler erlassene Gesetz hintergeht. — Trunkenheit. — Der Weinstock. — Wein und Getreidebranntwein. — Kindesmord. — Die Ursachen desselben. — Das Wahre und Uebertriebene in Betreff des Kindesmords in China. — Yu-yng-tang oder Findelhaus. — Edikt gegen den Kindesmord. — Ohnmacht der Regierung, dem Kindesmord zu steuern. — Wirken der *Sainte-Enfance.*

Zehntes Kapitel. 218

Unbebautes Land in der Provinz Kiang-si. — Ein Wachthaus. — Der Essigpolyp. — Widerspenstigkeit eines Mandarinenpferdes. — Melonendiebstahl. — Ankunft in Nan-tschang-fu. — Wie wir uns im Palaste der literarischen Erzeugnisse unterbrachten. — Festliches Abendessen in Gegenwart des Publikums. — Enttäuschung der Zuschauer. — Besuch des Präfekten der Stadt. — Ein mongolischer Mandarine. — Seine geographischen Kenntnisse. — Arbeiten der Methodisten in China. — Die chinesischen Astronomen. — Aussehen der Hauptstadt von Kiang-si. — Porzellanfabrikation. — Chinesische Alterthumsliebhaber. — Ursprung des Schutzgottes des Porzellans. — Die Fischzucht in Kiang-si. — Neuer Reiseplan.

Eilftes Kapitel. 239

Abreise von Nan-tschang-fu. — Eine Mandarinenjunke. — Luxus und Annehmlichkeiten der Wasserfahrten. — Fahrgelegenheiten und Gasthäuser in China. — Fiaker- und Cabrioletstationen in Peking. — Leichte Literatur der Chinesen. — Sammlung von Sentenzen und Sprüchwörtern. — Uebergang über den Berg Mei-ling. — Nan-hiung, Grenzstadt der Provinz Canton. — Chinesische Seiltänzer. — Die Füsschen der Frauen. — Ursprung dieser Sitte. — Fahrt auf dem Tiger. — Erinnerungen an unsere Ankunft in China im Jahre 1840. — Ansicht des Hafens von Canton. — Europäische Schiffe. — Erste Nacht in der Stadt Canton. — Erzählung von unserem Märtyrerthume in der Mongolei. — Wir weisen unsere Reiseersparnisse unserem Diener Wei-schan zu. — Aufenthalt in Macao. — Gabet's Tod. — Abreise nach Peking. — Landung in Marseille im Jahre 1852.

Register. 260

ZWEITER THEIL.

Erstes Kapitel.

Gefährliche Krankheit. — Vorschrift der Mandarinen. — Besuch des Arztes. — Theorie des Pulses. — Aerzte und Apotheker in einer Person in China. — Handel mit Arzneimitteln. — Die Krankheit verschlimmert sich. — Die Acupunctur. — Der übernatürliche Schatz der rothen Pillen. — Die Medicin der Chinesen gründet sich auf Erfahrung. — Ursprung und Geschichte der Cholera. — Freie Ausübung der Medicin. — Gute Wirkung der rothen Pillen. — Heilung. — Schreckliches Gesetz der Verantwortlichkeit. — Tragische Geschichte. — Liebenswürdige Aufmerksamkeit des Präfekten von Kuen-kiang-hien. — Vorliebe der Chinesen für die Särge. – Reise eines Kranken hinter seinem Sarge. — Ruhe der Chinesen im Augenblicke des Todes. — Wir nehmen den für uns bestimmten Sarg in Augenschein. — Abreise von Kuen-kiang-hien.

Man sagt gewöhnlich, die Gesundheit ist das höchste aller Güter, die der Mensch auf Erden besitzen kann. Die Freuden des Lebens sind in der That so vergänglich und flüchtig, dass sie bei der Annäherung der geringsten Unpässlichkeit verschwinden. Aber für einen Verbannten, für einen Reisenden, der in fernen Landstrichen herumirrt, ist die Gesundheit nicht blos ein Gut, sie ist ein Schatz, den man mit nichts aufwägen kann, denn es ist gar bitter traurig und schmerzlich, sich einer Krankheit preisgegeben zu sehen in einem fremden Lande, ohne Verwandte, ohne Freunde, mitten unter unbekannten Menschen, denen man nur im Wege ist, und die einen nur mit Gleichgültigkeit und Widerwillen ansehen. Welche schreckliche und verzweiflungsvolle Lage für den, der immer nur auf Menschenhilfe gerechnet hat, und nicht in Gott Stütze und Trost zu finden weiss.

Unsrer langen Reise, die so wechselvoll in jeder Beziehung war, fehlte nur noch diese Prüfung. In der Tatarei und in Tibet waren wir in Gefahr zu erfrieren, zu verhungern, von Tigern und Wölfen aufgezehrt, von Räubern ermordet oder von Lawinen erdrückt zu werden; oft war nur ein Fehltritt nöthig, und wir stürzten von einem hohen Berge in die fürchterlichste Tiefe. In China hatten die Henkersknechte alle Werkzeuge der schrecklichsten Martern vor unsern Augen ausgebreitet, die Bevölkerung hatte sich voll Zorn um uns geschaart, der Sturm endlich hatte uns in den Wellen begraben wollen. Nachdem wir den Tod so oft in der Nähe und unter so verschiedenen Gestalten geschaut hatten, brauchten wir ihn nur noch an unserem Bette stehen zu sehen, bereit, mit kalter Ruhe und auf alt-

herkömmliche Weise eine Beute zu holen, die ihm so oft entgangen war. Zwei ganze Tage gefiel es Gott, diese traurige und düstere Ahnung vor unseren Augen vorüberziehen zu lassen.

Denselben Abend, an dem wir Kuen-kiang-hien erreichten und die Besuche der höchsten Behörden der Stadt entgegennahmen, erfasste uns plötzlich heftiges Brechen, welches von empfindlichen Schmerzen in den Eingeweiden begleitet wurde. Wir fühlten bald eine allgemeine Störung, welche sich durch den ganzen Körper vom Kopf bis zum Fusse verbreitete, und mussten zu Bett gehen. Schleunigst holte man, wie man sagte, den berühmtesten Arzt der Gegend, einen Mann, der schon manches Wunder gethan hatte, und Krankheiten, die man allgemein für unheilbar hielt, mit bewundernswürdiger Schnelligkeit curirte. Bis zur Ankunft dieses Wunderdoctors, in den wir durchaus kein absolutes Vertrauen setzten, sprachen die Mandarinen, die uns begleiteten, und die von Kuen-kiang-hien mit vielem Gelehrtthun und mit Kaltblütigkeit über die Ursachen unserer Krankheit und die zur Heilung nöthigen Mittel.

Wir haben schon gesagt, dass alle Chinesen gleich von Natur zu Köchen und Komödianten bestimmt sind; wir können noch hinzufügen, dass sie auch alle bis auf einen gewissen Punkt Aerzte sind. Jeder sprach also seine Ansicht über unsere Krankheit in streng wissenschaftlichen Ausdrücken aus, und die Aerzte von Fach kamen nach vielem Hin- und Herreden zu der Einsicht, unsere erlauchte Krankheit rühre von einer Störung des Gleichgewichts unserer Lebensgeister her. Der Feuerstoff, welcher seit längerer Zeit durch die ausserordentliche Hitze zu sehr genährt worden war, hatte zuletzt seinen normalen Wärmegrad überschritten. Es war also so zu sagen ein Brand in der erhabenen Organisation unseres Körpers entstanden. In Folge dessen waren die Wassertheile bis auf einen solchen Grad ausgetrocknet, dass den Gliedern und Organen die nöthige Feuchtigkeit für den naturgemässen Gang ihrer Bewegungen fehlte; daher das Brechen, die Schmerzen in den Eingeweiden und das Uebelbefinden im Allgemeinen, das man deutlich auf unserem Gesichte sah, und das sich in heftigen Zuckungen äusserte.

Um das Gleichgewicht wiederherzustellen, war also nur nöthig, eine gewisse Quantität kalter Luft in den Körper eindringen zu lassen und so den ausserordentlichen Wärmegrad des Feuerstoffes zu vermindern; alsdann musste man darauf hinwirken, dass die Feuchtigkeit in den Körper zurückkehrte. So würde unsere Gesundheit unmittelbar wieder hergestellt werden, und wir würden ohne Gefahr weiter reisen können, wenn wir nur mit kluger Vorsicht dabei zu Werke gingen und den Feuerstoff nicht abermals sich so sehr entwickeln liessen, dass er die wässerigen Theile aufzehren könnte. Es war sehr einfach, dieses schöne Gleichgewicht wieder in den Körper zu bringen. Man konnte dabei auf gar keine Schwierigkeit stossen. Jedermann wusste, dass die Schoten von Natur sehr kühlend sind; man musste also eine bestimme Quantität kochen und uns die Brühe davon trinken lassen; so würde man das Uebermass des Feuers ersticken. Als ein Mandarine von Kuen-kiang-hien bemerkte, dass wir die Schotenbrühe mässig trinken sollten, um nicht eine zu bedeutende

Erkältung eintreten zu lassen, so dass der Magen erstarrte und so die entgegengesetzte Krankheit entstünde, die nicht weniger gefährlich sei, als die erstere, so meinte Ting, wir könnten ohne alle Gefahr die gewöhnliche Portion verdoppeln, denn er habe bemerkt, dass unser Temperament ungleich hitziger sei, als das der Chinesen. Es wurde ausserdem noch gesagt, dass nichts mit gekochtem Zucker und Wassermelonen zu vergleichen sei, wenn es sich darum handle, die zur harmonischen Thätigkeit der Glieder nöthige Feuchtigkeit wieder herzustellen.

So kam man denn allgemein dahin überein, dass man nur Wassermelonen, gekochte Gurken und Schotenbrühe brauche, um uns sogleich wieder auf die Beine zu bringen, und uns in den Stand zu setzen, unsere Reise weiter zu verfolgen. Mittlerweile kam der Arzt. An dem ceremoniösen und zugleich anständigen Wesen, das er zeigte, konnte man leicht einen Mann erkennen, der häufig Besuche machte. Er war klein, rund, von einnehmendem Gesicht und von einem Umfange, der die vortheilhaftesten Ideen von seinen Gesundheitsprincipien einflössen musste; eine grosse runde, an den Ohren mit seidenen Fäden befestigte Brille auf der ziemlich bescheidenen Nase gab ihm ein ganz doctormässiges Aussehen. Ein grauer Backen und Schnurrbart, ausserdem Haare von derselben Farbe, die in einen Zopf geflochten waren, bezeugten, dass er sich schon lange mit der Heilkunde beschäftigen mochte. Als er sich unserem Bette näherte, sprach er erst einzelne allgemeine Sätze, die uns von Wichtigkeit zu sein schienen.

Ich habe erfahren, sagte er, dass der erlauchte Kranke aus dem Westen stammt. Es steht in den Büchern geschrieben, dass die Krankheiten je nach den Ländern verschieden sind, die des Nordens sind denen des Südens nicht gleich, jedes Volk hat seine eigenthümlichen Krankheiten, jede Gegend erzeugt auch besondere und geeignete Mittel für die gewöhnlichen Krankheiten ihrer Bewohner. Der geschickte Arzt muss die Temperamente unterscheiden, den wahren Charakter der Krankheiten erkennen und passende Medicamente verschreiben; darin besteht seine ganze Wissenschaft. Er muss sich wohl hüten, Leute, die über die westlichen Meere gekommen sind, so zu behandeln, wie die Bewohner des Reiches der Mitte. — Nachdem er diese Sätze mit merklicher Abwechselung in der Stimme und einem grossen Aufwand von Geberden gesprochen hatte, zog er einen grossen Bambusstuhl heran und setzte sich neben unser Bett. Er bat uns um den rechten Arm, und nachdem er ihn auf ein kleines Kissen gelegt hatte, befühlte er den Puls, wobei er seine fünf Finger langsam auf unserem Handgelenk bewegte, als wenn er auf einem Pianoforte spielte. Die Chinesen nehmen verschiedene Pulse an, welche mit dem Herzen, der Leber und den übrigen Hauptorganen in Verbindung stehen. Um den Puls mit Erfolg zu befühlen, muss man sie alle nacheinander studieren und manchmal mehrere auf einmal, um die Verhältnisse zu entdecken, in denen sie zu einander stehen. Während dieser Handlung, welche ausserordentlich lange dauerte, schien der Doctor in tiefes Nachdenken versunken zu sein; er sprach kein Wort, hielt den Kopf gesenkt und die Augen unverwandt auf die Spitze seiner Schuhe geheftet. Nachdem er mit

grösster Gewissenhaftigkeit den rechten Arm untersucht hatte, kam die Reihe an den linken, mit dem er in der nämlichen Weise verfuhr. Endlich richtete der Doctor mit Würde den Kopf empor, strich zwei oder dreimal den grauen Schnurr- und Backenbart und gab seinen Bescheid. Durch irgend eine Veranlassung, sagte er und wackelte mit dem Kopfe hin und her, ist kalte Luft in das Innere des Körpers eingedrungen und hat sich in mehreren Organen feindlich dem Feuerstoffe gegenüber gestellt; daher dieser Kampf, der sich natürlich in Brechen und Zuckungen äussern muss. Man muss daher das Uebel mit warmen Mitteln bekämpfen. — Unsere Mandarinen, die eben erst gerade das Gegentheil gesagt hatten, unterliessen nicht, laut die Ansicht des Arztes anzuerkennen. So ist es, sagte Ting, es ist ganz klar, es ist ein Kampf zwischen Kälte und Wärme; diese beiden Stoffe sind nicht einig, man muss sie wieder auszugleichen suchen; das war auch unsere Ansicht. — Der Arzt fuhr fort: Das Wesen dieser erlauchten Krankheit ist der Art, dass sie leicht den angewandten Mitteln weichen und bald ganz verschwinden wird; jedoch ist es auch möglich, dass sie Widerstand leistet, und die Gefahr sich steigert. Das ist meine Ansicht davon, nachdem ich die verschiedenen Beschaffenheiten der Pulse studiert und erkannt habe. — Diese Meinung schien weder zu kühn zu sein, noch compromittirte sie den, der sie ausgesprochen hatte. — Es ist, sagte der Arzt, Ruhe nothwendig, und ausserdem muss der Kranke stündlich eine Dosis der Medicin einnehmen, die ich verschreiben werde. — Bei diesen Worten stand er auf und setzte sich an ein Tischchen, auf dem man alles zum Schreiben Nöthige in Bereitschaft gestellt hatte.

Der Doctor tauchte in eine Tasse Thee die Spitze eines Stäbchens Tusche, und rührte diese schnell auf einem schwarzen Steine in Form einer Scheibe ein. Dann nahm er einen Pinsel und schrieb das Recept auf ein grosses Stück Papier. Er schrieb eine ganze Seite voll. Als er damit fertig war, nahm er das Papier, und las es aufmerksam halblaut durch, dann trat er zu uns heran, um uns den Inhalt desselben mitzutheilen. Er hielt uns das Recept vor; dann legte er den Zeigefinger seiner rechten Hand, der in einen Nagel von wahrhaft entsetzender Länge endete, auf das Blatt und zeigte auf die einzelnen Charaktere, die er eben geschrieben hatte, der Reihe nach, wie er sie uns ganz genau erklärte. Wir verstanden nicht viel von dem, was er uns sagte. Das heftige Kopfweh, das uns quälte, hinderte uns, dem Faden seines gelehrten Vortrags über die Eigenschaften und Kräfte der zahlreichen Ingredienzen zu folgen, welche zu dem Mittel verwandt werden sollten. Ausserdem wurde noch die wenige Aufmerksamkeit, deren wir im Augenblick fähig waren, ganz und gar von dem Anblicke des wunderbaren Nagels in Beschlag genommen, der durch das Gewirr der chinesischen Charaktere hin und her fuhr. So viel merkten wir aber, die Hauptsache bei der Arzenei war *ta-hoang* und *ku-pi*, d. h. Rhabarber und Orangenschale; ausserdem kam noch eine beträchtliche Menge Pulver, Blätter und Wurzeln hinzu. Jede einzelne Drogue sollte auf ein besonderes Organ wirken, um ein specielles Resultat zu erzielen; die

Gesammtheit dieser verschiedenen Wirkungen sollte schliesslich die schnelle Wiederherstellung unserer Gesundheit herbeiführen.

Gewöhnlich kocht man in einem irdenen Gefässe die sämmtlichen verordneten Droguen auf einmal. Wenn das Wasser nach langem Kochen ihre medicinischen Kräfte in sich aufgenommen hat, lässt man es den Kranken so heiss als möglich trinken. Die chinesischen Arzeneien sehen gewöhnlich ölig und sehr dunkelschwarz, jedoch etwas weniges ins Gelbliche spielend aus. Dieses wenig beruhigende Aussehen rührt von einer fettigen schwarzen Substanz her, welche die Aerzte bei ihren Recepten nie vergessen. Hat man aber einmal den widerlichen Anblick überwunden, so nehmen sich die chinesischen Mittel gar nicht so schlecht ein. Sie haben stets einen faden und etwas zuckerähnlichen Geschmack, aber sind nie so widerlich, wie unsere europäischen Arzeneien, deren Geschmack gewöhnlich fast unüberwindlichen Ekel erregt.

Als der Doctor hinsichtlich unserer erlauchten Krankheit seine Aufgabe erfüllt hatte, empfahl er sich unter tiefen Verbeugungen der Gesellschaft, ging und versprach am folgenden Morgen wiederzukommen. Die Mandarinen von Kuen-kiang-hien entfernten sich auch, aber traurig und mit gedankenschwerem Herzen, denn der Arzt hatte positiv gesagt, dass wir Ruhe bedürften; unser Zustand schien übrigens ernst genug zu sein, so dass sie daraus erkennen mochten, dass wir längere Zeit in ihrem Lande bleiben würden, wenn man uns nicht am Ende gar eine bleibende Wohnung am Fusse eines Berges würde einräumen müssen. Alles das war natürlich von der Art, dass es ihnen Sorge und Unruhe machen musste.

Als alle Fremden fort waren, fragte uns Ting, ob er der Anordnung des Arztes folgen und die verschriebene Medicin machen lassen sollte; im Grunde genommen hatten wir kein grosses Zutrauen zu den Droguen und der Geschicklichkeit dieses chinesischen Charlatan; aber was sollten wir thun? wo sollten wir einen bessern herbekommen? an wen in dieser traurigen Lage uns wenden? Gott allein konnte die Sorge um uns auf sich nehmen; er, sagten wir, ist der Herr über Tod und Leben; hat seine Allmacht den Pflanzen die wunderbaren Eigenschaften gegeben, menschlichen Krankheiten Erleichterung zu verschaffen, so kann er ja wohl diesen an und für sich vielleicht unbedeutenden Mitteln eine besondere Kraft beilegen, wenn es ihm gefällt, uns die Gesundheit wiederzugeben. Er befiehlt uns in der heiligen Schrift die Aerzte im Falle der Noth zu ehren; so wollen auch wir den chinesischen Arzt ehren und uns genau nach seinen Vorschriften richten. Ja gewiss, sagten wir zu Ting, die Medicin muss gemacht werden, wie es vorgeschrieben ist.

Ein Diener des Gemeindepalastes ging sogleich, um die angegebenen Ingredienzen bei dem Doctor selbst zu holen, der das Recept verschrieben hatte. In China sind die Aerzte zugleich Apotheker und verkaufen an die Kranken die Arzeneien, die sie ihnen verordnen. Obgleich nun Arzt und Apotheker sehr eng verbunden und im Grunde genommen gar nicht unvereinbar sind, so sieht man doch leicht ein, dass es nach mancher Seite hin unangenehm sein muss, dass ein und dieselbe Person beide vertritt. Man kann sich

wohl denken, dass es nicht unmöglich sein würde, gar manchen Missbrauch in der Ausübung der Functionen zu entdecken, die sich gegenseitig so glücklich unterstützen. Wer bürgt z. B. dafür, dass der Arzt, mit Hinsicht auf menschliche Schwäche, nicht der Versuchung unterliegen wird, theuere Mittel zu verschreiben, oder auch manchmal die Krankheit absichtlich zu verlängern, um seinem Freunde, dem Apotheker, grössern Gewinn zu verschaffen? Die ungeheure Menge von Droguen, welche zu chinesischen Medicinen verwandt werden, ist uns immer aufgefallen, und wir glauben behaupten zu können, dass gerade dieser Umstand namentlich daher rührt, weil dieselbe Person die Mittel verschreibt und verkauft.

Aus Furcht, von den Aerzten geprellt zu werden, ist folgender eigenthümlicher Gebrauch entstanden, der übrigens echt chinesisch ist. Der Arzt und der Kranke reden ganz ernsthaft über den Preis der verordneten Mittel. Die Glieder der Familie nehmen an diesem Handel Theil; man verlangt gewöhnliche und nicht zu theure Ingredienzen, ja man lässt einige vom Recepte weg, um weniger Ausgabe zu haben. Sonach wird zwar die Wirksamkeit der Medicin eine langsame oder sehr zweifelhafte werden, aber man hat Geduld, und lässt es darauf ankommen. Ausserdem hofft man, dass der Wegfall eines einzelnen Mittels nichts schadet, oder dass eine grössere oder kleinere Dosis so ziemlich denselben Erfolg hat. Man muss auch zugestehen, dass es in den meisten Fällen gar keinen Nachtheil hat; man nehme das eine oder das andere Mittel, man verbrauche viel oder wenig von dem schwarzen Tränkchen, es hat eben in der Regel gar keine Wirkung.

Nachdem der Arzt lange hin und her gestritten hat, schlägt er zuletzt gewöhnlich seine Waare billig los, weil er recht wohl weiss, beharrt er zu hartnäckig auf dem Preise seiner Mittel, so macht man den Versuch mit einem andern Arzte. In solchen Fällen kommen oft ganz sonderbare Dinge vor, die so recht den Chinesen charakterisiren. Hat der Arzt und Apotheker das letzte Wort gesagt und offen erklärt, dass zur Heilung es nöthig sei, dies oder jenes Mittel so und so viel Tage anzuwenden, so überlegt die gesammte Familie die Sache noch einmal. Man spricht kalt und ruhig, selbst in Gegenwart des Kranken, über Leben und Tod, man fragt, ob im Falle eines hohen Alters oder einer Krankheit, die wenig Hoffnung gibt, es nicht besser sei, sich aller Ausgaben zu enthalten und die Sache ruhig ihren Gang gehen zu lassen. Hat man bis auf's Genaueste ausgerechnet, was die vielleicht unnützen Mittel kosten werden, so nimmt der Kranke in der Regel selbst das Wort und sagt, dass es wohl klüger sein möchte, das Geld aufzuheben, um einen bessern Sarg als gewöhnlich dafür zu kaufen; da er so einmal früher oder später sterben muss, so ist es ganz natürlich, darauf Verzicht zu leisten, einige Tage mehr zu leben, wenn man dabei sparen und ehrbar begraben werden kann. In dieser angenehmen und trostreichen Aussicht schickt man den Arzt fort und lässt noch während der Sitzung den Särgemacher kommen. Das sind die ernsten Gedanken, mit denen sich die Chinesen in Gegenwart des Todes beschäftigen.

Glücklicherweise brauchten wir nicht so rechnen. Wir befanden

uns in so günstiger Lage, dass uns eine Rücksicht auf Ersparniss gar nicht in den Sinn kam, da die Mandarinen für Alles zu stehen hatten, und für die Medicin eben so gut, als im Nothfalle für den Sarg sorgen mussten. Wir waren auch im Voraus überzeugt davon, dass man so höflich sein würde, uns in einen etwas besseren Sarg zu legen. Da wir also über diesen Punkt ganz ruhig sein konnten, nahmen wir geduldig alles ein, was man uns gab, ohne ein einziges Mittelchen wegfallen zu lassen, ja ohne selbst nach dem Preise zu fragen. Vielleicht nie hatte der Arzt in Kuen-kiang-hien einen besseren Krankheitsfall gehabt.

Die Wirksamkeit der Medicin stand jedoch in keinem Verhältniss zu unserer Freigebigkeit. Wir können eigentlich nicht angeben, ob sie uns nützte oder nicht, ob sie eine vorsichtige Neutralität behauptete, und die Krankheit ruhig ihren Weg gehen liess; so viel aber wissen wir, dass wir uns am nächsten Tage in einem Zustande befanden, der ernstliche Befürchtungen erweckte. Die Arzeneien wurden immer mehr und mehr und die Krankheit schien mehr und mehr im Steigen begriffen; ein heftiges Fieber, Kopfschmerzen zum rasend werden, beständiges Schneiden in den Eingeweiden, trockene und heisse Haut, waren die Hauptanzeigen unserer Krankheit. Der Arzt wich nicht von uns, sein Ehrgeiz liess es nicht zu. Mit der merkwürdigen Constitution eines Teufels vom Westmeere zu thun zu haben, eine hartnäckige, heftige Krankheit, mit einem Worte eine Krankheit zu bekämpfen, wie man sie nie unter den Bewohnern des himmlischen Reiches zu Gesicht bekommen, das war allerdings ein Meisterstück, eine Kur, die wohl der Mühe werth war und ihm einen grossen Namen verschaffen konnte.

Was am zweiten Tage in dem Zimmer, das wir im Gemeindepalaste von Kuen-kiang-hien bewohnten, um uns her vorging, wissen wir nicht. Wir phantasirten lange Zeit, und wie man uns später erzählte, war unser Kopf ein wahres Chaos geworden, in welchem China, Frankreich, die Tatarei, Tibet und vielleicht noch mancher andere Ort der Art bunt untereinander lagen und ein höchst lächerliches und ungeheuerliches Ganze bildeten. Unsere tolle Einbildungskraft holte die verschiedenartigsten und widersprechendsten Personen herbei und liess sie ganz unmögliche Gespräche zusammen halten. Am Abend hatten wir wieder so viel Bewusstsein, um zu verstehen, dass der Arzt von Acupunctur sprach. Wir wurden dadurch so erschreckt, dass wir als Antwort ihm mit der Faust drohten, und ihn dabei so zornig ansahen, dass er erschreckt zurückwich. Diese Art und Weise, seine Gedanken zu verstehen zu geben, mochte, wie wir gern eingestehen, den feinen Sitten nicht ganz gemäss sein; aber wir waren in diesem Augenblicke wohl zu entschuldigen, weil wir in Folge der Heftigkeit unserer Krankheit nicht bei vollem Verstande und also auch nicht ganz zurechnungsfähig waren.

Die Acupunctur ist im frühesten Alterthum in China erfunden worden und hat sich von da nach Japan verbreitet. Sie ist in beiden Ländern für eine beträchtliche Anzahl von Krankheiten sehr gewöhnlich in Gebrauch. Man verfährt dabei folgendermassen: Man sticht mit langen Metallnadeln in den Körper, und die ganze Kunst

des Arztes besteht in der Wahl der Stellen, wo man mit den Nadeln einsticht, und in genauer Kenntniss der Tiefe, wie weit sie eindringen können, und der Richtung, der sie folgen müssen; in ausserordentlichen Fällen bedient man sich einer am Feuer geglühten Nadel. Man erzählt Wunder von dieser Operation, und wir selbst sind mehr als einmal Zeuge von höchst bemerkenswerthen Heilungen gewesen, die dadurch erreicht wurden. Jedoch glauben wir, man muss Chinese oder Japanese sein, um seinen Körper zu einem Kissen für solche Nadeln herzugeben.

Die Acupunctur hat auch in Europa zu verschiedenen Zeiten in grossem Ansehen gestanden. Abel-Rémusat schrieb hierüber im Jahre **1825** Folgendes*): „Die Acupunctur, welche seit dem frühesten Alterthume ein Hauptmittel der chinesischen und japanesischen Heilkunde ist, ist seit mehreren Jahren in Europa eingeführt und namentlich in Frankreich seit einigen Monaten sehr angepriesen worden. Wie es mit allem Neuen und Auffälligen geht, hat dieses Verfahren Enthusiasten und Verächter gefunden. Die Einen sehen darin eine Art Panacee von wunderbarer Wirkung, Andere eine Operation, die meistentheils zu nichts führe und in gewissen Fällen die schlimmsten Folgen nach sich ziehen könne. Von beiden Seiten hat man Belege beigebracht, und da die Beobachtungen nicht schnell genug und in hinreichender Anzahl sich bieten, hat man die Erfahrung der Asiaten zu Hülfe genommen, die in Sachen der Wissenschaft gewöhnlich sehr geringschätzig sind. Ausser academischen Denkschriften und Zeitungsartikeln sind auch noch einige selbstständige Werkchen gedruckt worden, die recht wohl geeignet sind, Licht über diesen interessanten Gegenstand der Therapie und Physiologie zu verbreiten."

Mehrere berühmte Aerzte und Physiker, unter andern Morand, J. Cloquet und Pouillet, machten damals viele Versuche mit der Acupunctur. Bei der Art und Weise, wie die Nadeln auf lebende Körper wirken, war man anfangs geneigt zu glauben, dass der Schmerz seine Ursache in der Anhäufung des elektrischen Fluidums an eben der Stelle hätte, welche afficirt ist, und dass dieses Fluidum durch das Einlassen der Nadel frei wird. Bei dieser Hypothese ist die Nadel ein wahrer Blitzableiter im Körper des Kranken. Die unmittelbare und so zu sagen augenblickliche Erleichterung, die er empfand, führte natürlich darauf, diesen physiologischen Vorgang mit dem Phänomen zu vergleichen, welches man beobachtet, wenn eine mit Elektricität geschwängerte Fläche mit andern Körpern durch einen Metallleiter in Verbindung gesetzt wird. Man hatte selbst, wenn man etwa zehn Minuten nach der Einlassung der Nadel den Körper mit derselben berührte, eine kleine Erschütterung zu verspüren geglaubt, ähnlich einer solchen, wie sie der Leitdraht einer schwachen voltaischen Säule hervorzubringen pflegt. So suchte man also auf einmal die Ursache der Krankheit, welche in der krankhaften Anhäufung des elektrischen Fluidums auf einen Nerv bestehen würde, und die heilende Wirkung zu erklären, welche einfach durch die Entziehung des Fluidums vor sich ging.

*) *Mélanges asiatiques*, Th. 1, S. 358.

Später hat man nach Pouillet's Untersuchungen erkannt, dass in Wahrheit durch das Einlassen einer Nadel in einen von Rheumatismus befallenen Muskel eine elektrische Wirkung hervorgerufen würde, aber dass diese Wirkung nicht von dem Schmerze oder der Ursache abhinge, die diesen erzeugt und unterhält, weil sie ebenfalls eintritt, wenn die Acupunctur an einer Stelle stattfindet, welche nicht der Sitz einer Nervenkrankheit ist. Man hatte sich überzeugt, dass dieselbe Wirkung auch bei Thieren stattfände, und endlich, dass sie zu gleicher Zeit mit dem Oxydiren der Nadel einträte. Man wies nach, dass sie nie durch eine Platin-, goldene oder silberne Nadel hervorgebracht würde, sondern nur durch Nadeln, die aus jedem andern oxydirbaren Metalle bereitet sind. Man darf also hieraus den Schluss ziehen, dass das physische Phänomen, welches man beobachtet, das Resultat einer chemischen Wirkung zwischen dem Metall der Nadel und den Theilen des Körpers ist, welche man mit ihr berührt; denn nie oxydirt ein Metall ohne Entwickelung von Elektricität, es ist also fast gewiss, dass dieser Strom durchaus keinen Einfluss auf die Erleichterung hat, welche die Kranken verspüren.

Was die physiologischen Wirkungen der Acupunctur betrifft, welche unabhängig von der Erleichterung der Kranken sind und die man namentlich in Fällen von Rheumatismus und Nervenkrankheiten beobachtet hat, so ist man im Allgemeinen auf folgende Phänomene aufmerksam geworden. Das Einlassen der Nadel ist wenig schmerzhaft, wenn man die Haut gehörig straff hält und die Nadel mehr hineindreht, als direct stösst. Im Allgemeinen ist das Herausziehen schmerzhafter, als das Hineinlassen; es kommt dabei wenig Blut, indess sickern doch dann und wann ein oder mehrere Tröpfchen heraus. Die Haut hebt sich rings um das Instrument, behält jedoch ihre natürliche Farbe; aber bald senkt sie sich wieder, und man sieht dann gewöhnlich einen rothen Ring. Dann empfindet der Kranke Stechen in der Richtung der Muskelzusammenziehung, ferner Erschlaffung in dem Kanal der grossen Nervenstränge, und fieberhaftes Zittern. Nicht selten stellt sich auch Schweiss an der Stelle der Haut ein, die dem Sitze des Schmerzes entspricht. Dieser Schmerz hat von da an aufgehört, oder hat sich vermindert, oder ist auf eine andre Stelle übertragen worden. Jetzt kommen auch gewöhnlich mehr oder weniger hervortretende und längere oder kürzere Zeit anhaltende Ohnmachten hinzu, die man nicht dem durch den Stich erzeugten Schmerze zuschreiben kann, weil sie erst dann eintreten, nachdem die schmerzhafte Empfindung verschwunden ist. Es ist dieses übrigens der einzige Unfall, der gewöhnlich auf die Acupuntur folgt. Man hätte vielleicht bedeutende Verwundungen und traurige Folgen zu befürchten, wenn die Nadel grosse Nervenknoten, Arterien oder wesentliche Lebensorgane träfe. Einige Chirurgen haben behauptet, dass die ausserordentliche Feinheit der Nadeln dies verhindere. Obgleich man aber mancherlei Versuche an Thieren gemacht und ohne den geringsten Unfall ihnen den Magen, die Lunge, selbst das Herz durchstochen hat, so ist es doch auch nicht weniger wahr, dass solche Versuche unheilbares Unglück herbeiführen könnten.

Da die Chinesen und Japanesen von Anatomie nichts verstehen,

und nur sehr allgemeine und irrige Ansichten von der Organisation des menschlischen Körpers haben, so werden sie sicherlich oft sehr traurige Resultate bei ihren Operationen erzielen. Jedoch wird bei ihnen die Acupunctur nicht ganz ohne Regel und Methode ausgeführt, auch ist sie nicht der Laune des Arztes überlassen. Man hat auf der Oberfläche des menschlichen Körpers 367 Punkte bestimmt, denen man besondere Namen gegeben hat, je nach den Beziehungen, in die man sie mit den inneren Theilen bringt, und damit man sich, ohne die Gesundheit eines Menschen zu gefährden, üben kann, so hat man kleine kupferne Figuren angefertigt, an denen man an den gehörigen Orten ganz kleine Löcher angebracht hat. Diese Figuren sind ausserdem mit geleimtem Papiere überzogen, und der Studierende muss ohne langes Suchen die Nadel ansetzen und beim ersten Stich die Oeffnung an der Stelle treffen, die operirt werden soll, je nach der Krankheit, die ihm vorgelegt wird.

„Aber was nützt alle Vorsicht, sagt Abel-Rémusat von einem japanesischen Buche über Acupunctur, wenn bei der tiefen Unkenntniss der Organe und ihres Zusammenhanges die Aerzte sich einzig und allein nach den Grundsätzen einer blinden Routine oder der wahrhaft lächerlichen Theorie höchst abenteuerlicher Physiologie richten. Man sieht dies genau aus den allgemeinen wie besonderen Vorschriften, welche der japanesische Schriftsteller gesammelt hat. Man geht von dem Grundsatze aus, dass die Arterien stets von oben nach unten laufen, und die Nerven stets von unten nach oben. Daher die Vorschrift, man solle so stechen, dass man die Spitze der Nadel nach oben kehrt, wenn man dem Blutlaufe entgegen kommen will, dagegen mit nach unten gekehrter Spitze, wenn man mit dem Blutlaufe gehen will. Einen unzeitigen oder an gewissen Punkten ungeschickt angebrachten Stich verbessert man, indem man andere, mit diesen correspondirende Punkte sticht. Die Hälfte der Vorschriften, welche das Buch enthält, verdienen das ausgesprochene Urtheil. Bei Ohnmachten, welche auf einen heftigen Fall folgen, sticht man in den oberen Theil des Halses vor dem Luftröhrenkopfe acht Linien tief. Bei Kreuzschmerzen sticht man in die Kniekehle; bei trockenem Husten sticht man in den äusseren Theil des Armes etwas nach hinten zu, oder mitten in den Vorderarm oder in die Basis des kleinen Fingers. Mit Rücksicht darauf nun, wie weit alle diese Orte von einander entfernt sind, hat man angenommen, dass die japanesischen Aerzte durch Ableitung zu wirken suchen; nach meiner Meinung aber erweist man ihnen zu viel Ehre, wenn man ihnen einen so klaren Begriff von der Ableitung zuschreibt. In diesem Falle, wie in so vielen andern, scheinen sie nur auf's Gerathewohl zu verfahren, wie es ihnen ein unwissender oder leichtgläubiger Empirismus an die Hand gibt."

„Uebrigens behaupte ich nicht, dass man die japanesische Medicin definitiv nach einem Werkchen beurtheilen darf, das keines besonderen Ansehens geniesst, und in welchem sich einige Recepte verzeichnet finden, welche vielleicht gar nicht einmal den Beifall der wahren Männer der Wissenschaft haben, wenn es überhaupt Männer der Wissenschaft in Japan gibt. Es finden sich auch bei uns medicini-

sche und chirurgische Werke, welche einen wenig vortheilhaften Begriff von den Fortschritten in beiden Wissenschaften beibringen würden, wenn man sie so zufällig aus unseren Bibliotheken nähme und als Specimina unserer Kenntnisse nach China schickte. In der Bibliothek des Königs findet sich eine kleine chinesische Abhandlung über Acupunctur, und die darin enthaltenen Vorschriften stimmen mit denen des japanesischen Werkchens durchaus nicht überein. Das muss man zum Lobe der Aerzte in beiden Ländern sagen, es scheint ihnen eine lange Praxis bei der Anwendung der Nadel und des Moxa (Brenncylinder) zu Hilfe zu kommen, und der zum Stich empfohlene Ort ist nicht immer so schlecht gewählt, als in den vorher angegebenen Beispielen. Die Erfahrung scheint sie auch auf die Gefahren aufmerksam gemacht zu haben, die Nadel über den Hauptnerven der grossen Arterienstöcke und der wesentlichen Lebensorgane einzulassen; aber ihre Erfahrung in dieser Hinsicht mag auch eine ziemliche Anzahl Kranke gekostet haben."

Wir hatten ganz dieselben Gedanken, wie Abel-Rémusat, als der Arzt von Kuen-kiang-hien uns den Vorschlag machte, mit Nadeln unseren Körper zu durchbohren; die Operationen der Art, bei denen wir Zeuge gewesen waren, gaben uns keinen rechten Muth, obgleich sie mit Erfolg gekrönt waren, und wir hatten keine Lust, auf unsere Kosten den Fortschritt der Acupunctur im chinesischen Reiche zu befördern. Der Doctor verstand auch sogleich die Zeichen, durch die wir ihm zu verstehen gaben, wie sehr uns sein Vorschlag mit den Nadeln missfiele. Er hütete sich wohl, darauf zu bestehen, namentlich als Ting mit ausserordentlichem Scharfsinn bemerkt hatte, die Europäer seien wohl nicht wie die Chinesen organisirt, und er setze sich der Gefahr aus, mit der Acupunctur eher Schaden anzurichten. Welche Verwegenheit! rief Ting. Kennen wir denn die Europäer? Wer weiss, was sie im Leibe haben? Glaubst du denn, Doctor, du kannst Unbekannte mit deiner Nadel stechen? Der Doctor trat der Ansicht Tings bei, oder stellte sich wenigstens so, als trete er ihr vollkommen bei, und es wurde beschlossen, dass wir wieder unsere schwarze Medicin mit einigen Aenderungen einnehmen sollten.

Die Nacht war etwas besser, als der Tag. Am Morgen kam der Arzt wieder und fand uns, wie er sagte, ganz in der Lage, ein entscheidendes Mittel einzunehmen, von dessen gutem Erfolge er überzeugt sei; das Resultat würde schnelle und gründliche Heilung sein. Natürlich konnten wir nichts besseres wünschen. Die Zubereitung dieser Wundermedicin verlangte weder grosse Zeit, noch Mühe. Der Doctor nahm eine halbe Tasse Thee und warf etwa zwölf rothe Pillen hinein, höchstens von der Grösse eines Nadelkopfes, eine ächt homöopathische Gabe. Sobald wir den Thee getrunken hatten, der durch die Pillen einen starken Moschusgeruch angenommen hatte, hiess man Jedermann aus unserem Zimmer hinaus gehen und befahl, uns in Ruhe zu lassen. Wir wollen nun nicht behaupten, dass wir gerade dieser Behandlung die Erleichterung und Heilung unserer Krankheit verdankten; aber so viel ist gewiss, dass wir uns bald weit wohler befanden, und diese Besserung nahm die noch übrige Zeit des Tages mehr und mehr zu. Am Abend nahmen wir noch

sechs rothe Pillen ein, und am folgenden Tage befanden wir uns recht wohl. Die Kräfte waren zwar noch nicht wieder da, wir fühlten uns ausserordentlich schwach, es lag eine allgemeine Abspannung in allen Gliedern, aber die Krankheit war vollständig geschwunden; wir hatten keine Krämpfe, keine Kopf- und Leibschmerzen mehr. Unser Arzt und Apotheker in einer Person war sicherlich das stolzeste Wesen der ganzen Schöpfung, sprach mit Unbefangenheit und Sicherheit von allen nur erdenkbaren Dingen, und die, welche ihn hörten, wetteiferten, allen Worten, die aus seinem Munde kamen, Beifall zu Theil werden zu lassen. Er unterliess namentlich nicht, ziemliches Gewicht auf die untrügliche Wirkung seiner rothen Medicin zu legen, die er gerade zur rechten Zeit und nach den Regeln der Klugheit und der Weisheit verordnet hätte, zweier Tugenden, die der Himmel ihm in vorzüglich hohem Grade habe zukommen lassen.

Diese rothen Pillen, denen Jedermann unsere Heilung zuschrieb, waren uns durchaus nicht unbekannt, denn sie geniessen in China ein ausserordentliches Ansehen, und wir haben sie von allen Seiten rühmen hören. Der pomphafte und emphatische Name, den sie führen, steht nicht unter ihrem Rufe, man nennt sie: *ling-pao-ju-y-tan*, d. h. „übernatürlicher Schatz für alle Wünsche". Es ist eine wahre Universal-Panacee, die, wie man sagt, alle Krankheiten ohne Ausnahme heilt; die Hauptschwierigkeit besteht darin, die Dosis zu verändern, und mit einer passenden Flüssigkeit zu verbinden. Schlecht angewandt kann dieses Mittel gefährlich werden und schlimme Krankheiten herbeiführen; ihre Composition ist ein Geheimniss. Eine einzige Familie in Peking ist im Besitze des Receptes, welches sich treulich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt. Daher ist es uns nicht möglich, die einzelnen Bestandtheile anzugeben, aus denen das Mittel zusammengesetzt ist. Der obgleich sehr starke Moschusgeruch desselben darf nicht als charakteristisch betrachtet werden; denn in China sind nicht bloss die Arzeneien, sondern alle Gegenstände, Menschen, Erde, Luft, kurz alles mehr oder weniger mit diesem eigenthümlichen Geruch geschwängert. Das ganze chinesische Reich riecht nach Moschus, und selbst die von Europa eingeführten Waaren sind kurze Zeit darauf vollkommen davon durchdrungen.

Der übernatürliche Schatz, obgleich nur in Peking und in einer einzigen Familie gefertigt, ist trotzdem in allen Provinzen des Reiches sehr bekannt, und man bekommt ihn äusserst billig zu kaufen. Nur muss man sich wohl vor Fälschungen hüten, was in China nicht so leicht ist. In Peking hat sich der Preis dieses Mittels nie geändert, man verkauft es dort stets nach dem Gewichte des reinen Goldes. Eines Tages kauften wir selbst solche Pillen in der Hauptniederlage und konnten nur eine kleine Silberstange in die eine Wagschale legen; der Kaufmann legte in die andere Schale rothe Pillen von demselben Gewichte.

Der übernatürliche Schatz ist vielleicht das stärkste schweisstreibende Mittel, was es gibt; aber es wirkt auf ganz eigenthümliche Weise; eine einzige rothe Pille, zu Pulver gerieben und geschnupft, verursacht so heftiges und lange Zeit ununterbrochen anhaltendes Niesen, dass bald der ganze Körper in Schweiss kommt, und ist endlich

das Niesen vorbei und man kommt wieder zu sich, so ist man über und über in Schweiss gebadet. Man bedient sich dieses Pulvers auch, um zu sehen, ob ein Kranker dem Tode nahe ist; wenn eine Prise, sagen die Chinesen, nicht im Stande ist, Niesen zu bewirken, so stirbt er gewiss noch denselben Tag; niest er einmal, so hat man bis zum folgenden Tage nichts zu fürchten; kurz die Hoffnung nimmt zu je öfter der Kranke niest.

Die chinesische Medicin ist namentlich bemerkenswerth wegen ihrer äusserst lächerlichen Verfahrungsarten; die Masse von Büchern, in denen man sie studieren kann, ist sehr bedeutend. Unglücklicherweise aber findet man am öftersten nur Sammlungen von Recepten, die dem Publikum mehr oder weniger bekannt sind. Obgleich die Europäer wahrscheinlich in wissenschaftlicher Beziehung nichts eben Interessantes darin finden werden, so würde man doch sehr unrecht thun, wollte man sie ganz verachten. Die Chinesen besitzen ein ausserordentliches Beobachtungstalent; sie haben so viel Scharfsinn und durchdringenden Blick, dass sie in dem, was sie umgibt, mit Leichtigkeit eine Menge Dinge herausfinden, welchen grössere Geister nie ihre Aufmerksamkeit schenken würden; ausserdem kann man nicht bestreiten, dass ihre Civilisation seit früher Zeit und ihre Gewohnheit, die wichtigsten Entdeckungen zu sammeln und schriftlich zu verzeichnen, sie in den Besitz eines wahren Schatzes von nützlichen Kenntnissen gebracht haben. Wir haben nicht Medicin studiert; aber wir haben von ergrauten Aerzten die Behauptung aussprechen hören, dass die Kunst, Menschen zu heilen, weniger Sache der Wissenschaft, als der Erfahrung und Beobachtung ist. Krankheiten und Schwächen sind das traurige Loos der Menschheit zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen, und sollte man nicht glauben dürfen, dass Gott jederzeit den Menschen die nöthigen Mittel in die Hand gegeben haben wird, um den Schmerz zu lindern und die Gesundheit zu erhalten? Uncivilisirte Völker, selbst Barbaren, haben manchmal gewisse Heilmittel besessen, welche die Wissenschaft nicht nur nicht aufzufinden wusste, sondern deren Wirkungen sie nicht einmal erklären konnte.

In China gibt es wenigstens ebensoviel Krankheiten, als anderwärts; jedoch bemerkt man eben nicht, dass die Sterblichkeit verhältnissmäsig grösser sei, als in andern Ländern. Seine bedeutende und fast zu grosse Bevölkerung bezeugt hinlänglich, dass man eben so geschickt wie in Europa ist, das Leben der Menschen zu erhalten. Die Chinesen haben es eben so wenig wie die Occidentalen dahin gebracht, ein Unsterblichkeits-Elixir zu erfinden, obgleich sie schwach genug gewesen sind, mehrere Jahrhunderte lang über alle Massen daran zu arbeiten. Jedoch haben sie Mittel gefunden, eben so lange als wir zu leben, und Achtzigjährige gehören unter ihnen eben nicht zu den Seltenheiten.

Wir sind weit entfernt, die Chinesen um ihre Medicin, der es sehr an Erfahrung fehlt, zu beneiden; wir behaupten nur so viel, dass es recht wohl möglich wäre, in ihrem Lande hinreichende Heilmittel aufzufinden, die ihren Bedürfnissen vollkommen entsprächen. Man sieht oft, dass sie Krankheiten mit Erfolg behandeln, welche unsere berühmtesten Facultäten in Verlegenheit bringen würden. Es gibt

keinen Missionar, der nicht auf seinen apostolischen Reisen Zeuge einer That gewesen sei, die mit Recht seine Ueberraschung und Bewunderung erweckte. Hat ein Arzt eine Krankheit, welche die ernstesten und gefährlichsten Symptome zeigte, schnell und gründlich geheilt, so muss man nicht mit Lächeln über die angewandten Mittel streiten, und ihre Unwirksamkeit zu beweisen suchen. Der Kranke ist geheilt, er erfreut sich im Augenblicke einer vollständigen Gesundheit — das ist die Hauptsache. Jedermann wohl wird es vorziehen, auf eine, wenn auch alberne Weise am Leben erhalten, als durch ein wissenschaftliches Verfahren zu Tode curirt zu werden.

Es ist nicht zu bestreiten, dass es in China Aerzte gibt, welche die heftigste Raserei zu curiren verstehen; dabei kommt gewiss wenig darauf an, dass man während der Behandlung dieser schrecklichen Krankheit ausdrücklich verbietet, den Kranken nichts sehen zu lassen, woran irgend etwas Hanfenes ist, weil man vorgibt, dass der Hanf die Kraft der Mittel unwirksam machen würde. Mehrere Jahre lang haben wir einen Mann als Katecheten gehabt, der ein ausserordentliches Talent besass, gebrochene Glieder wieder einzurenken. Wir haben gesehen, mit welcher bewundernswürdigen Leichtigkeit er mehr als fünfzig Kranke behandelte und heilte, deren Knochen zerbrochen, ja manchmal fast zermalmt waren. Die Operation glückte jeder Zeit so gut, dass die Kranken in eigner Person kamen und dem Manne ihren Dank abstatteten in dem Zimmer, das er neben uns bewohnte. Angesichts solcher Resultate haben wir nie lachen können, wenn wir daran dachten, dass das Pflaster, welches das Zusammenwachsen der Knochen begünstigen sollte, aus Kellerwürmern, weissem Pfeffer und einer lebendig zerstampften Henne bestand.

Im Jahre 1840 hatten wir in unserem Seminar in Macao einen jungen Chinesen, den man zu seiner Familie zurückschicken wollte, weil eine vollkommene Taubheit, die ihn seit einigen Monaten befallen hatte, ihm nicht erlaubte, seine Studien fortzusetzen. Mehrere chinesische, portugiesische, englische und französische Aerzte hatten vergeblich diese Krankheit zu heilen gesucht. Die Doctoren erklärten mit Kunstausdrücken den Mechanismus des Gehörs; sie sprachen wunderbare Dinge darüber, die ihrer Wissenschaft alle Ehre machten; aber ihre Behandlung war fruchtlos, und man erklärte den Kranken für unheilbar. Glücklicherweise hatten wir in unserem Hause einen Chinesen, der eben erst von unserer Missionsstation in der Umgegend von Peking angekommen war. Er war weder Arzt, noch gelehrt, noch hatte er studiert; es war ein ganz einfacher armer Ackersmann. Da fiel ihm ein, dass die Bauern in seinem Lande mit Erfolg eine gewisse Pflanze anwandten, um die Taubheit zu heilen. Er suchte in der Umgegend von Macao, und war so glücklich dieses heilende Kraut zu finden. Er drückte den Saft einiger Blätter dem Kranken in die Ohren; dadurch entstand sogleich eine bedeutende Menge Feuchtigkeit, und in zwei Tagen war die Heilung vollständig gelungen. Der junge Chinese konnte seine Studien fortsetzen, und ist jetzt Missionar in einer Provinz des Südens.*)

*) Wir könnten in Betreff der chinesischen Medicin eine grosse Anzahl

Die Chinesen haben eigenthümliche Krankheiten, die man anderwärts gar nicht kennt, wie es umgekehrt Krankheiten gibt, die in Europa grosse Verwüstungen angerichtet haben, und in China gar nicht vorkommen. Ferner gibt es Krankheiten, die dem Osten und Westen gemeinsam sind, und die man hier eben so wenig zu heilen versteht wie dort. Die Schwindsucht z. B. halten alle chinesischen Aerzte für unheilbar. Eben so ist es mit der Cholera, dieser schrecklichen Krankheit, die zuerst in China aufgetreten zu sein scheint, ehe sie sich in andere Gegenden Asiens und nach Europa verbreitete. Folgendes sind die Verhältnisse, unter denen jene fürchterliche Geissel, die früher in China unbekannt war, zuerst auftrat. Wir haben diese genauen Nachrichten von vielen Einwohnern der Provinz Schan-tong erfahren, welche Augenzeugen dessen waren, was wir jetzt mittheilen wollen.

Im ersten Jahre der Regierung des verstorbenen Kaisers, d. h. im Jahre 1820, zeigten sich eines Tages dicke röthliche Dünste auf der Oberfläche des Gelben Meeres. Diese ausserordentliche Erscheinung bemerkten die Chinesen der Provinz Schan-tong, welche in der Nähe der Meeresküste wohnen. Die anfangs leichten Dünste vermehrten sich nach und nach, verdickten sich, erhoben sich über die Wasserfläche des Gelben Meeres, und bildeten zuletzt eine ungeheure rothe Wolke, welche mehrere Stunden lang in der Luft hin und her schwankte. Die Chinesen wurden, wie bei allen Erscheinungen grosser Naturereignisse, von Schrecken ergriffen und riefen die Bonzen mit ihren abergläubischen Gebräuchen herbei, um das drohende Unheil zu entfernen. Man zündete eine bedeutende Masse magisches Papier an, und warf es brennend in das Meer; man stellte lange Processionen an und trug das Bild des grossen Drachen hin und her; denn man schrieb diese schlimmen Vorzeichen dem Zorne dieses fabelhaften Wesens zu. Endlich griff man zu dem letzten und äussersten Mittel, zu welchem die Chinesen in solchen Umständen ihre Zuflucht nehmen, man veranstaltete eine fürchterliche Katzenmusik längs der Meeresküste. Männer, Weiber und Kinder, alle schlugen mit den heftigsten Schlägen auf Instrumente, welche den lautesten und lärmendsten Ton von sich gaben, Tam-tam, Küchengeschirre und metallene Gegenstände wurden namentlich in Anwendung gebracht. Das wildeste Geschrei einer unzähligen Menschenmenge erhöhte noch das Schauerliche dieses infernalischen Lärmes. Wir sind einmal Zeuge einer solchen Scene in einer der Hauptstädte des Südens gewesen, bei welcher alle Einwohner in ihren Häusern mit der tollsten Wuth auf Metallinstrumente schlugen und ein unerhörtes Geschrei ertönen liessen. Man kann sich nichts Schrecklicheres denken, als einen solchen fürchterlichen Lärm, der aus dem Innern einer grossen Stadt erschallt.

Während die Bewohner von Schan-tong dieses noch unbekannte Unheil, das aber jeder schon im Voraus ahnte, zu beschwören suchten, blies plötzlich ein heftiger Wind in das Gewölk, jagte es hin und her und zertheilte es endlich in mehrere grosse Wolkensäulen, die er nach dem Lande zu trieb. Die röthlichen Dünste zerstreuten

höchst eigenthümlicher Fälle anführen; aber wir wollen es lieber unterlassen, weil das Wahre manchmal nicht wahrscheinlich ist.

sich schnell in Schlangenlinien längs der Hügel und Thäler, durchjagten Städte und Dörfer, und am folgenden Tage waren alle Leute an den Orten, welche die Dünste berührt hatten, plötzlich von einer schweren Krankheit befallen, welche im Augenblick ihre ganze Organisation zerstörte und sie zu entstellten Leichen machte. Die Aerzte schlugen vergeblich in ihren Büchern nach, man fand nirgends eine Erwähnung dieser neuen seltsamen Krankheit, welche wie der Blitz bald auf dieser, bald auf jener Seite, Arme und Reiche, Junge und Alte niederstreckte, aber dabei immer einer eigensinnigen Laune folgte, ohne eine bestimmte Regel bei ihren schrecklichen Verheerungen inne zu halten. Man versuchte eine Menge Mittel, machte allerhand Experimente, aber alles war unnütz und ohne Erfolg. Die unerbittliche Geissel wüthete immer mit derselben Heftigkeit und versenkte überall die Bevölkerung in Trauer und Schrecken.

Nach allem, was uns die Chinesen von dieser schrecklichen Krankheit erzählten, unterliegt es keinem Zweifel, dass es die Cholera ist. Sie verwüstete erst die Provinz Schan-tong, ging dann nördlich bis Peking und traf auf ihrem Wege immer die volkreichsten Orte. In Peking waren die Opfer, welche sie forderte, verhältnissmässig zahlreicher, als anderwärts. Von hier ging die Cholera über die grosse Mauer, und die Chinesen sagen, dass sie in der Tatarei im Kräuterlande *) verschwunden sei. Wahrscheinlich ist sie der Karavanenstrasse bis an die russische Station Khiaktha gefolgt, hat sich dann in nordwestlicher Richtung durch Sibirien hindurchgezogen, und verwüstete Russland und Polen, von wo aus sie sich nach der Revolution von 1830 nach Frankreich verbreitete, gerade zehn Jahre später, als sie sich aus dem GelbenMeere erhoben hatte. Als die Bewohner von Schan-tong uns im Jahre 1849 die Geschichte vom ersten Auftreten der Cholera in ihrer Provinz erzählten, schien es uns ganz wahrscheinlich, dass sie, um nach Frankreich zu gelangen, den angegebenen Weg verfolgt hatte.

In China übt jedermann mit vollkommener Freiheit die Heilkunde aus; die Regierung mischt sich in keiner Weise hinein. Man geht dabei von der Ansicht aus, dass das lebhafte und unwiderstehliche Interesse, welches die Menschen von Natur an ihrer Gesundheit nehmen, ein hinreichender Grund sei um sie zu verhindern, einem Arzte, der es nicht verdient, ihr Zutrauen zu schenken. Wer also irgend Recepte gelesen und die Namen der Medicamente studiert hat, besitzt das Recht, sich ohne weiteres mit der Kunst abzugeben, seines Gleichen zu heilen oder — zu tödten.

Die Medicin ist wie das Unterrichtgeben ein vorzügliches Mittel für den Unterhalt der zahlreichen Baccalaureen, welche höhere Grade nicht erlangen und auf das Mandarinat keine Ansprüche machen können. Auch die Aerzte wuchern förmlich in China. Ausser Leuten, die jeden Augenblick mit ärztlichem Rathe bei der Hand und wahrhaft unzählbar sind, weil, wie wir schon sahen, alle Chinesen mehr oder weniger von Medicin verstehen, gibt es keinen Ort, er sei noch so klein, der nicht mehrere Aerzte von Profession habe. Ihre Stellung ist bei weitem nicht so glänzend als in Europa. Ab-

*) [Die unbebauten Länderstrecken der Tatarei, Tsao-ti. D. Ueb.]

gesehen davon, dass es eben keine so besondere Ehre ist eine Kunst auszuüben, die jedermann versteht und die gewissermassen jedermanns Pfuscherei preisgegeben ist, gibt es auch wirklich recht wenig zu verdienen dabei. Gewöhnlich werden die Besuche gar nicht bezahlt; die Mittel verkauft man billig, und gibt sie jeder Zeit auf Credit; daraus kann man leicht den Schluss ziehen, dass man höchstens auf den dritten Theil dessen rechnen kann, was man eigentlich verdient. Ausserdem ist es ganz gewöhnlich, Arzeneien, die nicht gut anschlagen, gar nicht zu bezahlen, und das kommt gar nicht selten vor. Aber die traurigste und kläglichste Lage für einen chinesischen Arzt ist es, wenn er genöthigt ist sich zu verbergen, und seine Rettung fern von seinem Lande zu suchen, um Gefängniss, Geldstrafe, Bambusschläge und manchmal noch Schlimmeres zu vermeiden. Dahin kann es nämlich kommen, wenn er versprochen hat, einen Kranken herzustellen, und dieser ihm unglücklicherweise gestorben ist. Die Verwandten desselben hängen ihm ohne weiteres einen Process an, und wenn man auch wenig auf Leben und Geld gibt, so ist es doch das Beste, die Flucht zu ergreifen. Die Gesetzgebung scheint übrigens dieses ziemlich strenge Verfahren gegen die Aerzte zu begünstigen. Im Strafgesetzbuch Chinas steht Abschnitt 297 Folgendes: „Wenn diejenigen, welche Medicin und Chirurgie ausüben, ohne es zu verstehen, sich mit Arzneimitteln befassen und mit einem spitzigen oder schneidenden Instrumente gegen die übliche Praxis und die festgesetzten Regeln operiren, und dadurch zum Tode des Kranken beitragen, so soll die Obrigkeit andere Kunstverständige herbeiziehen, um die angewandten Heilmittel und die entstandenen Schäden, welche den Tod des Kranken zur Folge gehabt haben, zu untersuchen. Kommt man zu dem Resultate, dass sie nur irrthümlich gehandelt haben, ohne die Absicht schaden zu wollen, so kann sich der Arzt oder Chirurg von der Strafe, die den Todtschläger trifft, loskaufen, nach der für die Fälle angenommenen Weise, wo man durch Zufall jemanden tödtet; aber sie müssen gezwungen werden, für immer der Heilkunde zu entsagen.“ Diese letztere Massregel scheint uns sehr vernünftig und verdiente vielleicht, von China aus weiter verbreitet zu werden.

Die chinesischen Aerzte lieben namentlich das Spezielle und beschäftigen sich ausschliesslich mit der Behandlung gewisser Krankheiten. Es gibt Aerzte für Krankheiten, die aus Erkältungen, und für solche, die aus Erhitzung entstehen. Die einen beschäftigen sich mit Acupunctur, andere richten gebrochene Glieder ein. Endlich gibt es Kinderärzte, Frauenärzte, und Aerzte für alte Leute. Andere nennt man Blutsauger, und sie verfahren auch in der That wie lebendige Schröpfköpfe; sie legen ihre Lippen hermetisch an die Geschwülste und Geschwüre der Kranken, dann holen sie heftig Athem und bilden dadurch einen luftleeren Raum, wobei Blut und Feuchtigkeit ihnen in Masse in den Mund spritzt. Wir haben einen solchen Vampyr arbeiten sehen, und werden das widrige Schauspiel nie vergessen, als sein hässliches Gesicht wie angeleimt an der Seite des Unglücklichen hing, den es verschlingen zu wollen schien. Das Curiren der Augen, Ohren und Füsse versorgen gewöhnlich die Bar-

biere, welche ausserdem in einigen Provinzen des Südens das Privilegium haben Frösche zu fangen. Mit welchem Spezialzweige sich auch ein chinesischer Arzt beschäftige, es gibt sehr wenige, welche durch ihre Kunst reich würden; sie leben Tag für Tag, so gut sie können, und es fragt sich, ob sie oder ihre Collegen, die Schulmeister, mehr Entbehrungen und Noth zu ertragen haben.

Nach dem bis jetzt Gesagten wird sich der Leser eben keinen günstigen Begriff von der chinesischen Medicin bilden können. Unsere Pflicht war es, offen und frei zu sagen, was wir wussten; doch hatten wir nicht die Absicht irgend ein Vorurtheil im Publikum zu verbreiten; denn es ist wohl nicht unmöglich, dass wir nächst Gott eben ihr unser Leben zu danken hatten.

Sobald unsere Heilung vollständig erwiesen war, beeilten sich die Civil- und Militärbehörden von Kuen-kiang-hien, uns in grösster Galla Besuche abzustatten und für die Gunst, die uns Himmel und Erde hatten zu Theil werden lassen, zu beglückwünschen. Sie bezeugten es uns auf die lebhafteste Weise, wie glücklich sie seien, uns ausser Gefahr und auf's Neue im Besitze unserer theuren und kostbaren Gesundheit zu sehen. Diesmal glaubten wir es, dass die Worte der Mandarinen aufrichtig gemeint und der wahre Ausdruck ihrer Gefühle seien. Denn unsere Wiederherstellung entband sie einer schrecklichen Verantwortlichkeit; sie hatten die fürchterlichsten Unruhen auszustehen gehabt, als wir in ihrem Gerichtsbezirke dem Tode nahe waren, nicht etwa, weil sie besonders viel auf unser Leben gegeben hätten, aber sie wussten, dass unser Tod für sie eine Quelle von fast undenkbaren Unannehmlichkeiten geworden sein würde.

Es besteht nämlich in China eine entsetzliche Verantwortlichkeit für Leichname. Stirbt ein Individuum in seiner Familie, so hat das keine weiteren Schwierigkeiten; die Verwandten sind verantwortlich dafür, und Niemand hat das Recht, Zweifel oder Argwohn über die Ursache des Todes auszusprechen. Verliert aber Jemand sein Leben ausserhalb des Hauses, so verlangt das Gesetz, dass der Eigenthümer des Grundes und Bodens, auf dem sich der Leichnam findet, verantwortlich dafür ist. Findet er sich in einem Gehölz, auf einem Acker, auf unbebautem Boden, gleichviel, der Besitzer des Bodens muss der Obrigkeit Anzeige davon machen und seine Erklärung abgeben, welche, um rechtsgültig zu sein, von den Verwandten des Todten angenommen werden muss. Dann übernehmen diese das Leichenbegängniss. Sind sie einmal dahin gebracht, dass sie die Beerdigung übernehmen, so ist alles abgemacht. So lange aber bleibt der unglückliche Eigenthümer des Bodens verantwortlich für das Leben eines Menschen, von dem er vielleicht nie hat reden hören. In solchen Fällen kommen schreckliche Dinge vor; es entstehen unglaubliche Processe, wobei die Mandarinen und die Verwandten des Todten alle mögliche Schurkerei und Bosheit aufbieten, um ihre Habgier zu sättigen und ihr Opfer zu ruiniren. Man sperrt den Unschuldigen in's Gefängniss und lässt ihn so lange ein Todesurtheil befürchten, bis man ihm all sein Hab und Gut entrissen hat.

Obgleich dieses schreckliche Gesetz der Verantwortlichkeit in der Anwendung oft eine Quelle von ungeheuren Unannehmlichkeiten

ist, so mag es doch der Gesetzgeber selbst ohne Zweifel als eine Schutzwehr für das Leben der Menschen, als eine heilsame Schranke gegen die Zügellosigkeit der Leidenschaften angesehen haben. Man sieht leicht, dass in einem Lande wie China, wo es kein religiöses Princip gibt, dessen Einfluss die schlechten Triebe niederhalten könnte, die Mordthaten überall in grossen Verhältnissen steigen müssten, da man Menschenblut für nichts achten würde; es sind also draconische Gesetze nöthig gewesen, um diese materialistische Bevölkerung, die ohne Gott, ohne Religion und folglich ohne Gewissen lebt, in gehörigen Schranken zu halten. Sollten sie das Leben ihrer Nebenmenschen achten lernen, so musste ein Leichnam für sie ein Gegenstand des Schreckens und der Furcht sein.

Wir können nicht sagen, ob dieses Gesetz die guten Resultate erzielt hat, die man sich davon versprach; aber oft genug und ohne Mühe haben wir Gelegenheit gehabt, die himmelschreienden Missbräuche zu bemerken, zu denen es Veranlassung gegeben hat. Ohne mehr von jenen ungerechten Processen und den Verfolgungen der Mandarinen gegen Unschuldige zu sprechen, ist es doch ebenso gewiss, dass dies Gesetz jedes Gefühl des Mitleids und Erbarmens gegen Unglückliche ersticken muss. Wer hätte wohl den Muth einen Kranken, einen Armen, einen Reisenden in seiner Wohnung aufzunehmen, wenn sein Leben in Gefahr ist? Wer möchte einem Sterbenden Pflege und Sorgfalt widmen, wer möchte ihn auf seinem Acker oder auch in dem Graben, der neben dem Acker hinläuft, sterben lassen? Eine solche Handlung der Barmherzigkeit oder des Mitleids könnte leicht mit vollständigem Ruin, ja vielleicht selbst mit dem Tode bezahlt werden müssen. So werden die Unglücklichen, die Kranken, die Krüppel sorgfältig aus Privatwohnungen entfernt; sie sind gezwungen auf der Strasse liegen zu bleiben oder sich bis in einen Schuppen zu schleppen, da diese Schuppen Eigenthum der Regierung sind und also die Verantwortlichkeit keiner Privatperson blosstellen. So sahen wir eines Tages einen ehrenwerthen Kaufmann, wie er mit Thränen in den Augen einen Unglücklichen, der vor Erschöpfung an der Schwelle seines Ladens umgefallen war, inständigst bat, er möchte doch nur ein kleines Stückchen weiter ab von seinem Hause sterben. Der Arme richtete sich auf, liess sich von einem Vorübergehenden helfen, und hatte so viel Erbarmen mit dem Kaufmanne, dass er mitten auf der Strasse seinen Geist aufgab.

Die grösste Rache, die ein Chinese an seinem Feinde nehmen kann, ist, dass er heimlich einen Leichnam auf seinen Grund und Boden trägt. Denn dadurch verwickelt er ihn gewiss in eine lange Reihe von Unannehmlichkeiten und Beschwerden. Zu der Zeit, als wir uns in unsrer Missionsstation im Thale der Schwarzen Wasser, jenseit der grossen Mauer, befanden, war ein Städtchen der Umgegend der Schauplatz eines fürchterlichen Verbrechens. Ein Landstreicher kam in das Magazin eines grossen Handelshauses und wandte sich unmittelbar an den Besitzer desselben mit den Worten: Kassenverwalter, ich brauche Geld und habe keines; ich bitte dich daher, mir etwas zu leihen. Ich weiss, dass euer Haus reich ist. — Das unheimliche Gesicht und der drohende Ton dieses Mannes schüchterte

2*

den Kaufmann ein, so dass er es nicht wagte, ihn fortzujagen. Er bot ihm zwei Unzen Silber an und fügte höflich hinzu, er solle dafür eine Tasse Thee trinken. Der Bettler wurde aufgebracht darüber und fragte mit Frechheit, ob man denn glaube, dass ein Mann wie er sich mit zwei Unzen begnügen könne. Es ist freilich wenig, sagte der Kaufmann, aber wir haben nichts anderes. Der Handel stockt, die Zeiten sind schlecht; heutigen Tages ist jedermann arm. — Was? ihr seid arm? rief der Bettler; nun, da behaltet eure zwei Unzen; ich bin ein billiger Mann, und will nicht, dass ihr Hungers sterbt. Damit ging er fort und warf einen wüthenden Blick auf den Kaufmann.

Am folgenden Tage erschien er von neuem in der Strasse vor dem Magazin mit einem kleinen Kinde auf den Armen. Kassenverwalter! rief er, Kassenverwalter! Als dieser den Bettler erkannte, sagte er lachend: Ah! du hast wohl Gewissensbisse bekommen, du willst dir gewiss deine zwei Unzen holen. — Nein, ich will nichts holen; im Gegentheile, ich will dir ein Geschenk machen. Da, vielleicht geht nun dein Handel besser. Mit diesen Worten ergriff er das Kind, stiess ihm ein Messer in die Brust, warf es ganz blutend in den Laden hinein und rettete sich eilends in dem Gewirre der Strassen. Das Kind gehörte einer Familie an, die jenem Handelshause befeindet war. Dieses letztere ging dadurch völlig zu Grunde, und die Hauptheilnehmer desselben hatten lange Zeit in den Staatsgefängnissen zu leiden.

Wahrscheinlich gehören Fälle der Art zu den Seltenheiten; man sieht jedoch daraus, dass das chinesische Gesetz nicht immer seinen Zweck erreicht, und anstatt die Bösen vom Verbrechen abzuhalten, veranlasst es dieselben eher dazu.

Die Mandarinen von Kuen-kiang-hien werden nun ohne Zweifel keine solche echt chinesische Beleidigung befürchtet haben; aber sie hatten doch daran gedacht, dass die französische Regierung sich mit unserem Tode beschäftigen und vom Kaiser Rechenschaft darüber fordern würde; es musste dann natürlich Untersuchungen, Verwicklungen und Scherereien aller Art geben; Böswillige würden sie der Nachlässigkeit anklagen, und schliesslich würden sie abgesetzt und streng bestraft werden. Wir hüteten uns wohl, ihnen diese Ansicht zu benehmen und ihnen zu sagen, dass unsere Regierung weit andere Dinge zu thun hätte, als sich mit uns zu beschäftigen. Es war besser, wir liessen ihnen diese heilsame Furcht, heilsam sage ich, wohlverstanden nicht für sie, wohl aber für die Missionare, die künftighin mit ihren Gerichtshöfen zu thun bekommen würden. Diese Mandarinen wussten wahrscheinlich nicht, dass der Justizmord mehrerer französischer Missionare in China die beiden Regierungen keineswegs gehindert hatte, sich gegenseitig die rührendsten Beweise von Achtung und Vertrauen zu geben; sonst hätten sie sich gewiss einer unveränderlichen Sicherheit erfreut, und unsere Krankheit, ja selbst unser Tod hätte ihnen nicht die mindeste Sorge machen können.

Nachdem wir vier Tage in Kuen-kiang-hien geruht hatten und unsere Kräfte wieder vollständig hergestellt waren, dachten wir daran unsere Reise fortzusetzen. Als wir dem Präfekten der Stadt

diese freudige Nachricht brachten, war es ihm unmöglich den hohen Grad seiner Freude darüber zu unterdrücken, obgleich er sich alle erdenkliche Mühe gab, sich zu beherrschen. Seine Sprache floss über von poetischem Dufte; er wünschte, ja er versprach uns sogar für alle Tage bis nach Macao einen schönen und glatten Weg, heiteres Wetter, einen immer blauen Himmel; dann Kühlung und Schatten, wie wir es wünschten; günstigen Wind und erwünschte Fahrt auf dem Flusse; kurz, er vergass nichts, was eine Reise glücklich und angenehm machen kann. Welches Glück für uns, dass wir gerade ihn auf unserem Wege getroffen hatten, und zwar im Augenblicke unserer Krankheit! Wie leicht hätten wir in Kuen-kiang-hien einen gleichgültigen, selbstsüchtigen Magistrat treffen können, der den Umfang der uns schuldigen Pflichten gar nicht erkannte, einen Magistrat, der nicht wie er sein ganzes Herz ausschüttete und uns wie er jeden Tag so reichlich seine Sorge, Anhänglichkeit und Aufopferung zu Theil werden liess. Und um uns vollends von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu überzeugen, versicherte er uns, er wäre so besorgt um uns gewesen, dass er bereits einen prächtigen Sarg bei dem ersten Fabrikanten in Kuen - kiang - hien für uns bestellt hätte. Unstreitig kann man gar nicht galanter sein; uns für den Fall der Noth einen Sarg bereit zu halten, das war doch die ausgesuchteste Höflichkeit, und wir unterliessen auch nicht, ihm reichlich für seine so zarte Aufmerksamkeit zu danken.

Man muss übrigens in China sein, um es zu begreifen, wie Menschen sich über einen Sarg dergleichen Complimente sagen können. In allen Ländern der Welt hütet man sich von diesem Gegenstande der Trauer zu sprechen, der bestimmt ist, die sterbliche Hülle eines Verwandten oder Freundes zu bergen; man lässt ihn im Geheimen machen, fern vom Anblick der Menschen, und ist der Tod in ein Haus eingekehrt, so schafft man den Sarg still und heimlich dahin, um den Schmerz und die Trauer einer gebeugten Familie nicht noch mehr zu steigern. Die Chinesen sehen dies aber ganz anders an; ein Sarg ist für sie ein Ding der höchsten Nothwendigkeit, wenn man todt ist, und so lange man noch lebt, ein Gegenstand des Luxus und der Laune. Man muss es sehen, wie man sie in grossen Städten mit ausgesuchtester Feinheit und Pracht in prächtigen Magazinen ausputzt, wie sorgfältig man sie bemalt, anstreicht, glättet, polirt, um die Vorübergehenden anzulocken, einen zu kaufen. Wohlhabende Leute, die für ihre Vergnügungen etwas weggeben können, unterlassen auch wirklich nicht, sich im Voraus mit einem Sarge nach ihrem Geschmacke zu versehen. Bis die Stunde kommt, wo man sich hinein legt, betrachtet man ihn im Hause als einen Luxusartikel, dessen Nutzen allerdings augenfällig ist und auf der Hand liegt, der aber auch nicht verfehlen kann, in reichgeputzten Zimmern einen erfreulichen und angenehmen Anblick zugewähren.

Der Sarg ist namentlich für feingebildete Kinder ein herrliches Mittel, um ihre kindliche Liebe gegen ihre Aeltern lebhaft zu bezeugen. Es ist ein süsser und angenehmer Trost für das Herz eines Sohnes, wenn er einem bejahrten Vater oder einer greisen Mutter einen Sarg kaufen und denselben ihnen feierlich als Geschenk anbieten

kann, in einem Augenblicke, wo sie am wenigsten daran denken; denn wenn man Jemanden liebt, so ist man immer darauf bedacht, ihm eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Ist man vom Glücke so reichlich begünstigt, dass man sich im Voraus einen Sarg schaffen kann, so ist es gut, nicht den letzten Augenblick abzuwarten, denn so hat man doch, ehe man sich der Welt empfiehlt, wie der Chinese sagt, wenigstens die Freude, einen Blick auf seine letzte Wohnung zu werfen. Ist ein Kranker für unheilbar erklärt, und ist er so glücklich von mitleidsvollen und aufmerksamen Personen umgeben zu sein, so unterlässt man nicht, ihm einen Sarg zu kaufen und ihn neben sein Bett zu stellen. Auf dem Lande ist das nicht so leicht; hier findet man nicht alles gleich fertig, und die Landleute sind auch nicht so an Luxus gewöhnt, wie die Städter. Man geht hier also ganz einfach zu Werke. Man holt den Tischler des Ortes, der dem Kranken Mass nimmt, wobei man nicht vergisst zu bemerken, er möchte etwas vollkommen messen, weil der Todte sich streckt. Sobald man sich über Länge und Breite und namentlich über den Preis geeinigt hat, lässt man Holz holen, und die Bretschneider machen sich augenblicklich an ihre Arbeit in dem Hofe, der dicht an die Kammer des Sterbenden stösst; kann er sie nicht sehen, so hört er wenigstens das dumpfe und melancholische Schnarren der Säge, welche die Breter abschneidet, während der Tod beschäftigt ist, auch ihn vom Leben abzuschneiden. Alles das geht ohne die mindeste Rührung und in ungestörter Ruhe vor sich. Wir waren mehr als einmal Zeuge solcher Scenen, und gerade dies hat in den ausserordentlichen Sitten der Chinesen ganz vorzüglich unsere Aufmerksamkeit erregt; es war übrigens einer der ersten Eindrücke, die wir in diesem sonderbaren Lande empfingen.

Kurze Zeit nach der Ankunft in unserer Missionsstation im Norden gingen wir eines Tages auf dem Lande mit einem chinesischen Seminaristen spazieren, der so geduldig war, auf unsere unaufhörlichen und langweiligen Fragen über die Bewohner und Verhältnisse im himmlischen Reiche uns Antwort zu geben. Als wir in der besten Unterhaltung waren, wobei wir abwechselnd Latein und Chinesisch anwendeten, je nachdem uns die Worte bei der Hand waren, sahen wir eine zahlreiche Menschenmenge auf uns zukommen, welche in Ordnung auf einem schmalen Fusswege daherzog; man hätte es eine Procession nennen können. Wir wollten sogleich einen anderen Weg einschlagen und uns hinter einem Berge verstecken; da wir noch nicht hinlänglich mit den Sitten und Gebräuchen der Chinesen bekannt waren, vermieden wir es uns zu zeigen, um nicht erkannt und in Folge dessen sogleich eingesperrt, verurtheilt und umgebracht zu werden. Aber der Seminarist sprach uns Muth zu und sagte, wir könnten ungestört unseren Weg fortsetzen. Als die Menge, welche auf uns zukam, uns erreicht hatte, blieben wir stehen, um sie vorüber ziehen zu lassen. Es war eine grosse Anzahl Bauern, die uns lachend anblickten und recht gutmüthig aussahen. Nach ihnen kam eine Bahre, auf der man einen leeren Sarg trug. Hinter dem Sarge folgte eine andre Bahre, auf welcher ein Sterbender eingehüllt ausgestreckt dalag. Sein Gesicht war bleich und fleischlos,

und seine brechenden Augen wichen nicht von dem Sarge, den man vor ihm hertrug. Als alles vorüber war, frugen wir eiligst den Seminaristen, was dieser merkwürdige Zug bedeute. Es ist ein Kranker, sagte er, der sich in einem benachbarten Dorfe befand und den man zu seiner Familie hier in der Nähe schafft. Die Chinesen sterben nicht gern ausser ihrem Hause. — Das ist ein ganz natürliches Gefühl; aber wozu denn der Sarg? — Er ist für den Kranken, der wahrscheinlich nur noch wenige Tage zu leben hat. Man hat schon alles zum Begräbniss vorbereitet. Ich habe neben dem Sarge ein Stück weisse Leinwand liegen sehen; diese nimmt man um zu trauern. — Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf uns, wir sahen, dass wir in einer neuen Welt waren, inmitten eines Volkes, dessen Begriffe und Gefühle von den europäischen ganz verschieden waren. Diese Leute, welche ruhig die Leichenfeierlichkeiten noch bei Lebzeiten eines Verwandten oder Freundes begingen, der Sarg, den man dem Kranken unmittelbar vor die Augen gestellt hatte, ohne Zweifel, um ihm einen angenehmen Anblick zu gewähren, alles das versenkte uns in sonderbare Träumereien, und wir setzten unsern Spaziergang stillschweigend fort.

Die merkwürdige Ruhe der Chinesen bei der Annäherung des Todes verleugnet sich nicht, wenn der letzte Augenblick da ist. Sie sterben mit unvergleichlicher Ruhe, ohne Kampf, ohne jene Aufregung und Erschütterung zu empfinden, welche gewöhnlich den Tod so fürchterlich machen. Sie verlöschen ruhig, wie eine Lampe, der die weitere Nahrung an Oel gebricht. Das sicherste Zeichen, woran man erkennen kann, dass sie nicht mehr lange zu leben haben, ist, wenn sie nicht mehr nach der Pfeife verlangen. Wenn die Christen uns riefen, um die Sterbesacramente einem Kranken zu reichen, so sagten sie gewöhnlich: der Kranke raucht nicht mehr; dieses war die Formel, um auszudrücken, dass die Gefahr dringend und keine Zeit mehr zu verlieren sei.

Nach unserer Ansicht müssen wir den so ruhigen Tod der Chinesen zunächst ihrer schwammigen und lymphatischen Natur zuschreiben, und dann ihrem gänzlichen Mangel an jedem religiösen Gefühl. Die Furcht vor einem künftigen Leben und die Bitterkeit des Scheidens existirt nicht für Leute, welche nie Jemand tief geliebt, und ihr Leben hingebracht haben, ohne sich mit Gott und ihrer Seele zu beschäftigen. Sie sterben zwar ruhig; aber die unvernünftigen Geschöpfe haben dasselbe Vorrecht, und im Grunde ist ein solcher Tod der traurigste und beklagenswertheste, den man sich denken kann.

Endlich verliessen wir Kuen-kiang-hien, wo wir nahe daran waren, auf immer bleiben zu müssen; aber ehe wir weiter reisten, mussten wir erst noch den Sarg sehen, den man für uns bestimmt hatte. Er bestand aus vier gewaltigen Baumstämmen, gut gehobelt, violet angestrichen und mit schönem Firniss überzogen. Ting fragte uns, wie er uns gefiele. — Vortrefflich, aber, um es frei heraus zu sagen, wir sitzen eben so gern in unserem Palankin, als wir uns da hinein legen.

Wir setzten hierauf den Weg nach unserm neuen Reiseprogramm fort, d. h. beim Scheine der Fackeln und Laternen. Der Arzt hatte es uns anempfohlen, als er uns vor unserer Abreise einige ge-

sundheitsrücksichtliche Vorschläge machte. Diese Nachtreise setzte uns in neue Thätigkeit, machte Appetit und belebte unsere Kräfte, und am folgenden Tage kamen wir frisch und wohlgemuth in dem Gemeindepalaste von Tien-men an.

Zweites Kapitel.

Besuch der Mandarinen von Tien-men. — Die Sorgfalt, die sie auf uns verwenden. — Tien-men ist berühmt durch die Menge und Schönheit seiner Wassermelonen. — Wichtigkeit der Wassermelonenkerne. — Beissende Spottreden eines jungen Militär-Mandarinen. — Die Einwohner von Sse-tschuen werden in der Provinz Hu-pe wie Fremde behandelt. — Vorurtheile der Europäer in Betreff der Chinesen. — Wie sind die meisten Schriften über China geschrieben? — Was man von dem vermeintlichen Stillstande der Orientalen zu denken hat. — Zahlreiche Revolutionen im chinesischen Reiche. — Socialistische Schule im elften Jahrhundert. — Darlegung ihres Systems. — Langer und bedeutender Kampf. — Vertreibung der Aufwiegler nach der Tatarei. — Ursache der Einfälle der Barbaren.

Die Mandarinen der Stadt Tien-men beeilten sich, uns ihren Besuch abzustatten. Sie wussten, dass uns eine gefährliche Krankheit einige Tage in Kuen-kiang-hien zurückgehalten hatte, und obgleich man ihnen gesagt hatte, dass unser Gesundheitszustand ganz befriedigend wäre, so wünschten sie doch sich mit eignen Augen davon zu überzeugen. Dieser Eifer war leicht zu begreifen; sie mussten ohne Zweifel fürchten, dass wir, wenn wir noch nicht vollständig wieder hergestellt wären, Lust haben möchten, bei ihnen uns zu erholen, und wenn dann ein Rückfall einträte, wenn die Krankheit von Neuem anfinge und wir etwa gar in Tien-men sterben könnten — man sieht wohl, dass solche Voraussichten wenig Muth machten, und wohl Grund zur Unruhe für Männer da war, welche Kosten und Verlegenheiten über Alles fürchten. Aber sobald sie uns sahen, wich ihre Furcht, denn sie fanden zu ihrer Freude unser Aussehen ganz wohl, und was noch besser war, sie sprachen sogleich den Wunsch aus, uns bei Eintritt der Nacht weiter zu befördern.

Voll dieser Hoffnung bemühten sie sich auf alle Weise, uns den Tag angenehm und behaglich zu machen. Damit wir einen heilsamen Schlaf abhalten könnten, stellten sie einen Diener des Gemeindepalastes hin, der mit einem langen Fliegenwedel aus Pferdehaaren die Muskitos fortjagen sollte, die etwa in unser Zimmer kommen könnten, und damit diese zudringlichen Insekten ihrem abscheulichen Instinkte gemäss nicht später unsern Schlaf stören möchten, stellte man in allen Alleen Räucherungen mit gewissen aromatischen Kräutern an, deren Geruch, wie man sagt, die Muskitos nicht vertragen können. Das vorhergesehene und gewünschte Resultat war, dass wir sehr angenehm und lange schlafen konnten.

Da die Behörden von Tien-men wussten, dass wir schon mehr als einmal unsere besondere Vorliebe zu saftigen Früchten zu erkennen gegeben hatten, war man so liebenswürdig, eine ziemliche Anzahl uns zur Verfügung zu stellen; namentlich die Wassermelonen wurden unserer Reisegesellschaft mit wahrhaft verschwenderischer Freigebigkeit dargeboten. Soldaten, Bediente, Palankinträger, alle bekamen, so viel sie wünschten. Abgesehen davon, dass gerade die günstigste Jahreszeit war, steht Tien-men in dem Rufe, diese Früchte von ganz besonderer Grösse und vorzüglichem Wohlgeschmack zu erzeugen. Obgleich es noch sehr früh war, als wir in die Stadt gelangten, so hatten wir doch auf den Strassen lange Tische bemerken können, auf denen man prächtige Melonenscheiben ausgestellt hatte. Sie waren scharlachroth, weiss und gelb; die letzteren sind gewöhnlich von feinerem Geschmacke, als die ersteren.

Die Wassermelone ist in China eine Frucht von ausserordentlicher Wichtigkeit, namentlich wegen der Kerne, für welche die Chinesen so leidenschaftlich eingenommen sind, dass es fast unerträglich ist. Man erinnert sich vielleicht noch jenes alten Ehrenmandarinen, den man uns in der Hauptstadt von Sse-tschuen beigegeben hatte, und von dem man fast behaupten könnte, er sei einzig und allein deswegen erschaffen und geboren worden, um Wassermelonenkerne auszuschälen und zu knaupeln. An manchen Orten hat, wenn die Melonenernte reichlich ausgefallen ist, diese Frucht gar keinen Werth, und der Eigenthümer verkauft sie nur nach den Kernen. Manchmal schafft man ganze Ladungen auf die besuchtesten Wege und vertheilt sie unentgeltlich an die Reisenden, unter der Bedingung, dass sie die Kerne aufheben und für den Eigenthümer bei Seite legen. Bei diesem höchst eigennützigen Edelmuthe hat man zur Zeit grosser Hitze immer noch den Ruhm, das Publikum zu erfrischen und seinen Durst zu stillen; ausserdem entzieht man sich der Mühe, selbst die Minen zu durchgraben, um den Schatz aufzufinden, den sie in ihrem Innern verbergen.

Die Wassermelonenkerne sind in der That ein wahrer Schatz, um mit geringen Kosten dreihundert Millionen Bewohner des himmlischen Reiches zu ergötzen und ihnen die Langeweile zu vertreiben. In den achtzehn Provinzen des Reiches sind diese armseligen Dinger ein Gegenstand täglicher Leckerei. Nichts ist ergötzlicher, als wenn man sieht, wie die sonderbaren Chinesen vor der Mahlzeit sich mit den Wassermelonenkernen abmartern, um ihren guten Magen zu prüfen und sich ganz allmählig Appetit zu machen. Ihre langen und spitzigen Nägel sind ihnen in diesen Fällen von ausserordentlichem Nutzen. Man muss es sehen, mit welcher Geschicklichkeit und Schnelligkeit sie die harte und lederartige Umhüllung des Kernes aufbrechen, um eine winzige Mandel und manchmal auch gar nichts herauszunehmen; eine Heerde Eichhörnchen und Affen könnte nicht gewandter sein.

Nach unserer Ansicht hat die natürliche Neigung der Chinesen zu allem Nachgemachten und Trügerischen ihnen die ausserordentliche Vorliebe zu den Wassermelonenkernen beigebracht; denn gibt es ein täuschendes Gericht, eine fantastische Speise, so sind es unstrei-

tig diese Kerne. Ueberall und zu allen Zeiten haben die Chinesen dergleichen in Bereitschaft. Wenn Freunde zusammenkommen, um Thee oder Reiswein zu trinken, so fehlt es nie an einem Teller voll Wassermelonenkerne. Man verzehrt sie auf der Reise, wie wenn man auf der Strasse seinen Geschäften nachgeht; haben Kinder und Arbeiter einige Sapeken in der Tasche, so geben sie dieselben gewiss für jene Leckerei aus. Man findet sie überall zum Verkauf ausgeboten, in Städten, in Dörfern und auf allen grossen und kleinen Strassen. Man komme in die wüsteste Gegend, der es an Lebensmitteln jeder Art gebricht, an Wassermelonenkernen fehlt es gewiss nicht. Man verbraucht im ganzen Reiche eine unglaubliche Menge, welche die Begriffe der tollsten Einbildungskraft weit übersteigt. Auf den Flüssen trifft man manchmal hochbordige Junken, welche nur mit dieser kostbaren Waare beladen sind. Man möchte fast glauben, dass man unter einer Nation lebe, die der Familie der Nagethiere angehört. Es wäre gewiss eine höchst interessante Arbeit, welche die Aufmerksamkeit unserer grossen Statistiker verdiente, auszurechnen, wie viel wohl täglich, monatlich und jährlich Wassermelonenkerne in einem Lande vertilgt werden müssen, welches mehr als 300 Millionen Einwohner zählt.

Bei unserem Weggange von Tien-men, wo wir einen sehr angenehmen Tag zugebracht hatten, gab man uns einen jungen Militär-Mandarinen bei, welcher uns bis an die nächste Station begleiten sollte, und dessen Streiche und Geschwätz uns höchlich ergötzten. Er machte die Aufmerksamkeit und Neugier sogleich durch sein weissliches, lebhaftes und bewegliches Gesicht rege; ausserdem war er sehr heiter und etwas sarkastisch. Obgleich Militär, hatte er mehr Geist als der gewöhnliche Haufe der Gelehrten, und schien das selbst am besten zu wissen. Da er die Rede nicht nur mit Leichtigkeit, sondern auch mit Eleganz handhabte, so machte er ohne Weiteres Gebrauch davon, ohne sich im mindesten stören zu lassen. Er sprach unbefangen und mit einer gewissen Würde von Allem, was ihm in den Kopf kam, und würzte seine langen Reden immer mit Witzen und Scherzen, denen es gar nicht an Geist fehlte. Namentlich bildete er sich viel darauf ein', dass er lange in Canton gewesen war, im Kriege mit den Engländern Pulver gerochen, die Sitten und Gebräuche fremder Nationen studiert und so Geschick und Erfahrung genug gesammelt habe, um Alles abzuschätzen und zu beurtheilen, was unter dem Himmel vorgeht.

An dem ersten Haltepunkte, wo wir unsere Nachtmahlzeit einnehmen wollten, fing er an, die Mandarinen unserer Bedeckung auf unbarmherzige Weise zu necken. Er sprach von der Provinz Ssetschuen wie von einem fremden Lande, das von Barbaren bewohnt würde. Er fragte sie, ob die Civilisation endlich anfinge, sich auch in den Bergen zu verbreiten. Ihr seid von der Grenze von Tibet, sagte er; man merkt es an eurem Tone, an euren Manieren, am Gange, dass ihr fast nur unter einem wilden Volke lebt, und dann ist es jetzt gewiss das erste Mal, dass ihr in die Welt kinauskommt. Alles setzt euch in Erstaunen; so geht es denen, die den Ort nie verlassen haben, wo sie geboren wurden. Hierauf machte er es sich zum Ver-

genügen und zählte eine Menge Gegensätze zwischen ihren Gewohnheiten und denen der Einwohner in Hu-pe auf.

Um die Wahrheit zu gestehen, unsere Leute waren auch gänzlich aus dem Häuschen, sobald sie in eine andere Provinz gekommen waren. Man sah, sie waren nicht recht bekannt mit den Sitten und Gewohnheiten der Länder, durch welche wir reisten. An mehreren Orten spottete man über sie, beleidigte sie muthwillig und suchte namentlich Geld von ihnen zu erpressen. Als eines Tages zwei Soldaten unserer Bedeckung sich einen Augenblick vor einem Laden niedergesetzt hatten und aufstanden um fortzugehen, kam ein Commis heraus und verlangte allen Ernstes von jedem zwei Sapeken dafür, dass sie vor seiner Thüre ausgeruht hatten. Die Soldaten sahen ihn erstaunt an, aber der boshafte Commis hielt ganz ruhig die Hand hin, wie ein Mann, der nicht im mindesten daran denkt, dass man einen Einwand gegen seine Forderung machen will. Die armen Reisenden, an ihrem Leben, d. h. an ihrem Beutel angegriffen, wagten es auszusprechen, dass sie die Nothwendigkeit gar nicht einsähen. — Ist das doch sonderbar, sagte der Commis und rief die Nachbarn herbei, seht doch die Menschen, welche glauben, sie können sich vor meinen Laden setzen, ohne etwas zu zahlen. Wo kommen sie doch nur her, dass sie nicht einmal die gewöhnlichsten Gebräuche kennen? Und die Nachbarn schrien und lachten und wunderten sich über Leute, deren Einfalt so weit ginge, dass sie glaubten, ein Recht zu haben, sich unentgeltlich zu setzen. Die Soldaten, welche sich schämten für uncivilisirte Menschen zu gelten, zahlten die zwei Sapeken und sagten zu ihrer Entschuldigung, es sei dieses in Sse-tschuen nicht Sitte. Als sie ein Stück gegangen waren, sagten einige gefällige Krämer zu ihnen, um sie trösten, sie seien recht einfältig, sich so zum Narren haben zu lassen. Seit wir in der Provinz Hu-pe reisten, hatten wir fast alle Tage Auftritte der Art. Im Ganzen befanden wir, die wir von den westlichen Meeren gekommen waren, uns fast überall in China weniger fremd vielleicht, als die Chinesen aus einer andern Provinz, die weniger an's Reisen gewöhnt waren.

Man hat sich in Europa sehr falsche Begriffe in Betreff Chinas und der Chinesen gemacht. Man spricht immer davon wie von einem Reiche, welches eine bemerkenswerthe und imponirende Einheit darstellt, wie von einem vollkommen homogenen Volke, so dass Einen Chinesen sehen eben so viel heisst, als sie Alle kennen, und wenn man einige Zeit in welcher chinesischen Stadt auch immer gewohnt hat, so kann man dreist über Alles sprechen, was in dem grossen Lande vor sich geht. Aber daran fehlt gar viel. Es gibt unzweifelhaft einen gewissen Fond, den man überall wiederfindet und der den chinesischen Typus bildet. Diese charakteristischen Züge kann man in Physionomie, Sprache, Sitten, Vorstellungen, Tracht und gewissen nationalen Vorurtheilen erkennen; aber bei alledem gibt es doch so tiefgehende Nuancen, so scharfe Unterschiede, dass man sehr leicht merkt, ob man mit einem Manne aus dem Norden oder Süden, Westen oder Osten zu thun hat. Selbst wenn man aus einer Provinz in die andere geht, wird man sehr bald diese scharfen Unterschiede gewahr. Die Sprache ändert sich allmählig und wird endlich unverständlich;

die Gestalt der Kleider gewinnt eine andere Form, so dass man leicht den Pekinger vom Cantoner unterscheiden kann. Jede Provinz hat Gebräuche, die ihr eigenthümlich sind, selbst in sehr wesentlichen Sachen, in der Vertheilung der Steuern, der Art der Verträge, dem Bau der Häuser. Es gibt auch Privilegien und Privatgesetze, welche die Regierung nicht abzuschaffen wagen würde, und welche die Beamten zu respectiren gezwungen sind. Es herrscht fast überall eine Art Gewohnheitsrecht, welches in jeder Beziehung die civile und administrative Einheit durchbricht, die man gewöhnlich diesem colossalen Reiche zuschreibt.

Unter den achtzehn Provinzen könnte man leicht eben so viel Unterschiede entdecken, als es deren unter den verschiedenen Staaten Europas gibt. Ein Chinese, der aus einer Provinz in die andere kommt, befindet sich so zu sagen in einem fremden Lande und mitten unter eine Bevölkerung versetzt, deren Gewohnheiten er nicht mehr kennt, und wo jedem der specielle Charakter seiner Physiognomie, seiner Sprache und Sitten auffällt, und unter solchen Umständen darf es nicht befremden, wenn man sagt, das chinesische Reich ist die Vereinigung einer grossen Anzahl Königreiche, welche oft getrennt gewesen, verschiedenen Fürsten unterworfen und nach Special-Gesetzgebungen regiert worden sind. Mehrere Male haben sich alle diese Nationalitäten vermischt und verschmolzen, aber doch nie so enge und fest, dass ein beobachtendes Auge nicht die verschiedenen Elemente erkennen könnte, aus denen dieses weite Reich besteht.

Daher genügt es auch nicht, einige Zeit in Macao oder in den Factoreien Cantons gelebt zu haben, um die chinesische Nation beurtheilen zu können. Ein Missionar selbst, wenn er lange Jahre in einer Christengemeinde gelebt hat, wird ohne Zweifel den Bezirk vollkommen kennen, welcher der Schauplatz seines Eifers und seiner Arbeiten gewesen ist; aber wenn er seine Beobachtungen allgemeiner anwenden und glauben wollte, die Sitten und Gewohnheiten der Neubekehrten, die ihn umgeben, sind identisch mit denen der Bewohner der achtzehn Provinzen, so befindet er sich im Irrthum und würde die öffentliche Meinung in Europa in Betreff des Landes, das er bewohnt, täuschen. Man begreift daher, wie schwer es ist, sich einen genauen Begriff von China und den Chinesen zu machen, wenn man keine andern Hülfsmittel als Berichte von Reisenden hat, welche nur flüchtig die fünf den Europäern geöffneten Häfen gesehen haben. Solche Schriftsteller sind gewiss mit viel Geist und reicher Einbildungskraft begabt, sie verstehen es, ihre Prosa mit Kunst und Annehmlichkeit zu drehen und zu wenden, dass wir sie darum beneiden; Niemand würde nur einen Augenblick, wenn er solche Berichte liest, Verdacht gegen ihre Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit haben. Es fehlt ihnen nur Eines, sie haben das Volk und Land nicht gesehen, von dem sie sprechen.

Wir wollen einmal annehmen, ein Bürger des himmlischen Reiches, welcher das geheimnissvolle Europa kennen lernen möchte, dessen Erzeugnisse er oft bewundert hat, fasse eines Tages den Entschluss, diese sonderbaren Völker, welche er nur aus närrischen Erzählungen und irrigen geographischen Notizen kennt, in ihrer Hei-

math selbst zu beobachten. Er besteigt also ein Schiff; nachdem er die westlichen Meere durchfahren und sich gelangweilt hat, weil er nichts als Wasser und Himmel gesehen, kommt er endlich nach Havre. Unglücklicherweise versteht er kein Wort französisch und muss einen Lastträger zu Hülfe nehmen, der, man weiss nicht wie, einige chinesische Worte gelernt hat. Er beehrt ihn sogleich mit dem Titel: *tun-sse,* d. h. Dolmetsch, und sucht so gut als möglich durch Gesten und Pantomimen sich ihm verständlich zu machen. Mit diesem Führer und Dolmetsch durchläuft er nun vom Morgen bis zum Abend die Strassen von Havre, und macht natürlich bei jedem Schritte eine wunderbare Entdeckung, um später nach seiner Rückkehr in das himmlische Reich seine Landsleute damit zu beschenken. Er geht in alle Magazine, geräth in Entzückung bei Allem, was er sieht, und kauft die sonderbarsten Dinge, die er findet, die er aber, wohlverstanden, zwei und dreimal über den Werth bezahlt, weil sein Dolmetsch immer mit dem Kaufmann im Einverständniss ist, um diesem Barbaren von den östlichen Meeren so viel Sapeken als möglich abzunehmen.

Es versteht sich von selbst, dass unser Chinese Philosoph, namentlich Moralist sein will; auch hat er die Gewohnheit, sich viele Bemerkungen zn machen; am Abend, wenn er seine Gänge beendigt hat, nimmt er diese wichtige Arbeit zugleich mit seinem Lastträger vor. Er hat immer eine lange Reihe Fragen in Vorrath, die er ihm vorlegen will; nur Eins ist ihm unangenehm, er kann sich nicht verständlich machen und versteht auch nicht recht, was man ihm sagt. Aber wenn man einmal nach dem Westen gereist ist, so muss man doch, es koste was es wolle, eine reiche Anzahl Bemerkungen sammeln, und wo möglich Europa den Chinesen aufdecken. Was würde man sagen, wenn er nichts gesehen, nichts gelernt hätte und dem Publikum nach einer so langen Reise nichts zu erzählen wüsste? Er schreibt also eine ganze Nacht lang bald das, was ihm der Lastträger diktirt, den er nicht versteht, bald nach seiner Einbildungskraft, welche ihm sehr viel Stoff bietet.

Nachdem unser Chinese einige Monate auf diese Weise in Havre zugebracht hat, kehrt er in sein Geburtsland zurück und ist mit Vergnügen bereit, den Bitten seiner zahlreichen Freunde nachzugeben, welche nicht unterlassen werden, lebhaft in ihn zu dringen, er möge doch das Publikum nicht um die nützlichen und kostbaren Belehrungen bringen, die er in einem unbekannten Lande gesammelt, ja gewissermassen entdeckt hat. Unstreitig wird dieser Chinese viel gesehen haben, was er nicht erwartete, und so wenig er auch Gelehrter ist, er wird doch im Stande sein, für die Pekinger Zeitung einen äusserst interessanten Artikel über Havre zu liefern. Wenn er aber, damit nicht zufrieden, seinen zu bereitwilligen Pinsel nimmt und Bemerkungen über Frankreich und seine Regierungsform, über die Befugnisse des Senats und des gesetzgebenden Körpers, über obrigkeitliche Aemter, über Armee, Gesetzgebung, Künste, Gewerbfleiss, Handel, mit einem Worte über Alles niederschreiben wollte, ohne die verschiedenen Staaten Europas zu unterscheiden, die er alle Frankreich gleichstellt, so haben wir allen Verdacht, dass seine Berichte,

so malerisch und schön geschrieben sie immer sein mögen, eine Unmasse Unrichtigkeiten enthalten werden. Wahrscheinlich wird seine „Europäische Reise" (denn so wird er sein Werk ohne Zweifel nennen) seinen Landsleuten irrige Begriffe auf Rechnung der Völker in den westlichen Meeren beibringen.

Eine grosse Menge in Europa erschienener Werke, welche den Zweck haben, über China und die Chinesen Licht zu verbreiten, sind fast auf dieselbe Weise geschrieben, als wir eben angaben; nach dem, was sie bieten, ist es sehr schwer, sich China so vorzustellen, wie es wirklich ist. Man bildet sich ein Gedankending, ein phantastisches Volk, das nirgends existirt. Ausser diesem Hauptvorurtheil in Betreff der vermeintlichen Einheit des chinesischen Reiches gibt es noch manche andere, auf welche wir uns erlauben aufmerksam zu machen.

Die Unveränderlichkeit der Orientalen oder Asiaten gehört zu den Vorstellungen, die man gewöhnlich überall findet, und die nur auf einer tiefen Unkenntniss der Geschichte dieser Völker beruht. „Wenn es, sagt Abel-Rémusat, eine Ansicht gibt, die sich weiten Glauben verschafft, ein anerkanntes Factum, einen Punkt, der im Geiste der Europäer unerschütterlich feststeht, so ist es die Abhängigkeit der Völker Asiens von alten Religionen, uralten Gebräuchen und alten Gewohnheiten, die dauernde Gleichförmigkeit dieser Gewohnheiten, die unveränderliche Beständigkeit der Gesetze und auch der Gebräuche; der Stillstand des Ostens ist so zu sagen sprichwörtlich geworden, und die bequeme Ansicht hat neben andern Vortheilen auch den, alle Nachforschungen über einen alten Staat überflüssig zu machen, dessen treueste Copie der jetzige Staat ist. Darf ich es wagen, der allgemein verbreiteten Ansicht zum Trotz, die Ruhe zu stören, welche man in dieser Beziehung geniesst, und die Orientalen als Menschen darzustellen, welche im Laufe der Zeit zu neuen Religionsanschauungen sich haben verirren können, als Menschen, welche verschiedene Regierungsformen angenommen, und sich der Herrschaft der Mode in Bezug auf Kopfputz und Kleidung unterworfen haben? Die Europäer, welche ganz besondern Geschmack an der Veränderung und dem Wechsel in jeder Beziehung finden, werden glauben, dass ich die Asiaten rühme, indem ich diese Veränderungen schildere, und ich fürchte als ein übertriebener Lobredner der Orientalen angesehen zu werden, wenn ich ihre Unbeständigkeit verbürge.

„Aber vor allen Dingen, welches enge Band, welche genaue Beziehung findet denn zwischen den Völkern statt, die man Orientalen nennt, dass man eine allgemeine Benennung auf sie alle anwendet, dass man sie alle ohne Unterschied unter ein Urtheil bringt? Es sieht fast so aus, als gäbe es irgendwo eine weite Strecke, ein ungeheures Land, welches der Orient heisse, dessen Bewohner alle, nach demselben Schnitte geformt und denselben Einflüssen unterworfen, zusammen beschrieben und nach denselben Ansichten beurtheilt werden können. Aber was haben denn alle diese Völker Gemeinsames, ausser dass sie in Asien geboren sind? Und Asien, was ist es denn anderes, als ein grosser Theil des alten Continents, den das Meer von drei Seiten umgiebt, und dem man an der Seite, welche an Europa gränzt, hat eine Scheidelinie erfinden und eingebildete

Gränzen ziehen müssen? Jene verjährten Namen, die man für ausreichend hielt, haben eleganteren Benennungen Platz gemacht, und man weiss nicht mehr, was zu Asien gehört und was nicht dazu gehört, seit man die vier alten Theile der Welt geächtet hat, und die Geographen an ihre Stelle eine Eintheilung in drei, fünf oder sechs Theile mit den gelehrten und wohlklingenden Namen Oceanien, Australien, Nothasien und Polynesien gesetzt hat? Sind die Malaien noch ein asiatisches Volk? Sind die Moskowiter schon eine europäische Nation? Gibt es mehr als nur geringe Berührungspunkte zwischen Armeniern, Tataren, Indern und Japanern? Alle diese orientalischen Völker unterscheiden sich mehr von einander, als die Bewohner von Westminster oder Paris von denen von Madrid oder Petersburg. Aber wir werfen sie Alle zusammen, weil wir nicht wissen, wodurch sie sich unterscheiden, wie es uns Mühe macht in den Gesichtern der Neger die Züge scharf zu erkennen, welche uns von weitem identische Physionomien zu bilden scheinen. So verwirren wir die intellectuellen Züge, verwischen die moralischen Physionomien, und aus diesem Gemisch entsteht dann ein eingebildetes Ganze, ein wahres Gedankending, das nichts ähnlich ist, das man ohne Grund erhebt und aufs Gerathewohl hin tadelt. Man nennt es einen Asiaten, einen Orientalen, und das genügt, mehr braucht man nicht zu wissen, ein herrliches Recht, ein entschiedener Vortheil, welchen Gattungsnamen denjenigen zusichern, die nichts auf scharfe Begriffssonderung geben, und die bei ihren Urtheilen sich nicht um tiefes Eingehen in die Sache bemühen.

„Wollte man dagegen dies alles etwas näher betrachten, so würde man erstaunen über die Menge von Dingen, die man nicht weiss, man würde sich verwirren in der wunderbaren Abwechslung, welche man unter tausend verschiedenen Gesichtspunkten bei Nationen entdecken könnte, die man hier in ein ununterschiedenes Ganze, oder um deutlicher zu sprechen, in ein allgemeines Unbekanntes zusammenwirft. Ich rede nicht von der Verschiedenheit der Klimate oder der Kleidungen, welche die nothwendige Folge jener ist; ich halte mich nicht an die Verschiedenheit der Racen, die sich in den Gesichtern zeigt, und die von einer Gegend zur andern die Begriffe von Schönheit umstösst, so dass man an dem einen Ufer des Flusses für ganz abscheulich hält, was an dem andern Ufer bis in den Himmel erhoben wird. Ich rede nicht von den Naturerzeugnissen, welche so viel Einfluss auf das sociale Leben haben, auch nicht von den Sprachen, die so mächtig auf den literarischen Geschmack einwirken. Ich halte mich vorzüglich an zwei Hauptpunkte, die Cultusformen und die Gesetze, die religiösen Ansichten und die staatlichen Einrichtungen, ein doppelter Gegenstand von hoher Wichtigkeit, dessen Veränderungen so viele Revolutionen im Zustande der Sittlichkeit, im Allgemeinen wie im Einzelnen, herbeiführen, und welche in Asien nicht jene traurige Monotonie bieten, wie man gewöhnlich erwartet, weil, trotz der Ansicht eines bedeutenden Schriftstellers, sie durchaus nicht von dem besonderen Klima jeder Gegend oder mit andern Worten von Regen und schönem Wetter abhängen.“ *)

*) *Mélanges asiatiques*, S. 224.

Nachdem er eine Uebersicht der Hauptvölker Asiens gegeben und gezeigt hat, dass sie nur wenig oder gar keine gemeinsamen Züge haben, und dass jedes von ihnen seine eigene moralische, politische und religiöse Färbung hat, welche es von seinen Nachbarn unterscheidet, fährt der gelehrte und geistreiche Schriftsteller folgendermassen fort: „Alle diese Völker kann man Orientalen nennen, denn die Sonne erglänzt bei ihnen früher als bei uns, oder Asiaten, denn sie wohnen östlich vom Ural, der auf den gewöhnlichen Karten die Grenze zwischen Europa und Asien bezeichnet; aber man muss wohl darauf achten, dass sie nichts weiter gemein haben, als eben diese Benennungen, dass man der Kürze wegen diese sinn- und werthlosen Namen anwendet, was übrigens nur für Diejenigen unangenehm ist, welche dieselben anwenden, ohne ihnen nähere Aufmerksamkeit zu schenken und sie bestimmt zu fassen. Was diese Nationen ausserdem gemeinsam haben, ist derselbe Eigensinn in Allem, was sie selbst angeht, und dieselbe Ungerechtigkeit gegen Fremde, zwei Punkte, welche die gebildeten Nationen des Ostens auszeichnen. Nicht weniger hartnäckige Befangenheit, nicht weniger blinde Vorurtheile trennen sie und halten sie von einander entfernt, und ein Japanese in Teheran, ein Aegypter oder Singalese in den Strassen von Nanking würde eben so sonderbar, eben so auffällig und lächerlich erscheinen, als ein Europäer.

„Aber würde man wohl glauben, dass, wenn man in die Vergangenheit zurückgeht, es möglich wäre, etwas von jener gleichförmigen Civilisation, dem ursprünglichen und allgemeinen Typus, zu entdecken, welchem man als Grundcharakter Unbeweglichkeit und Stillstand zuschreibt? Sollten die Orientalen, welche jetzt so verschieden von einander sind, dies durch den Einfluss der Zeit geworden sein? Sind sie vielleicht in den fernsten Zeiten des Alterthums einander gleich gewesen? Sind sie durch eine Veränderung unbeständig geworden, und waren es vielleicht Revolutionen, welche ihnen Geschmack daran beibrachten? Die Geschichte Asiens antwortet auf alle diese Fragen, und wenn man sich eine falsche Vorstellung macht, so kommt dies daher, dass das Studium dieser Geschichte einige Mühe macht, und dass die Mehrzahl derer, welche darüber gesprochen haben, es für kürzer und leichter hielten, Geschichte zu machen, als sie zu studieren.

„Religion und Regierungsform gehören in die Zahl derjenigen Dinge, die man nicht ohne nöthigenden Zwang ändern darf; denn Leute, welche sich in jeder andern Beziehung leichtsinnig gehen lassen, könnten sich buchstäblich vor einem Wechsel in diesen zwei Beziehungen fürchten. Aber die Menschen sind in Asien wie überall, und die Unbeständigkeit in ernsten Dingen ist zu jeder Zeit eine Krankheit der menschlichen Schwäche gewesen. Auch finden wir in den Annalen dieses Welttheiles so reichliches Material zur Geschichte der Verirrungen, Thorheiten und Unconsequenzen, dass wir uns für reich genug an eignen Mitteln halten müssen, um so viel nützliche Lehren und schöne Erfahrungen zu vernachlässigen, die uns wenigstens keine Thräne und keine Million kosten würden.

„Asien ist das Reich der Fabel, der gegenstandslosen Träume-

reien, fantastischer Einbildungen, und welche auffällige Abwechslung, ja man kann wohl sagen, welchen beklagenswerthen Unterschied bemerkt man nicht in der Art und Weise, mit welcher die menschliche Vernunft, ohne Führer und nur ihren eignen Eingebungen überlassen, dem ersten Bedürfnisse der früheren Gesellschaften, der Religion, nachzukommen gesucht hat! Wenn es wenig Wahrheiten gibt, welche nicht in Asien gelehrt worden seien, so kann man dagegen wohl auch sagen, dass es wenig Thorheiten gibt, die dort nicht in Ehren gestanden hätten. Die blosse Aufzählung der Culte, welche nach einander im Orient geherrscht haben, betrübt den gesunden Sinn und erschreckt die Einbildungskraft. Der Götzendienst der Sabäer, die Anbetung des Feuers und der Elemente, der Islam, der Polytheismus der Brahmanen, der Buddhisten und Anhänger des grossen Lama, die Anbetung des Himmels und der Vorfahren, der Geister und Dämonen, und eine Menge secundärer oder wenig bekannter Sekten, die einander an unsinnigen Dogmen und bizarren Gebräuchen überbieten, zeigen sie nicht eine sehr bedeutende Abwechselung in einem höchst wichtigen Punkte? Und was kann es denn für einen festen Anhaltepunkt in der Moral, den Gesetzen und Gebräuchen geben, wenn man die Grundlage aller Moral, aller Gesetzgebung und der menschlichen Gesellschaft überhaupt hin und her schwanken sieht? Uebrigens ist es nicht blos ein Volk, ein einziger Stamm in Asien, den man diesem geistigen Schwanken und Wogen preisgegeben sieht; alle Völker, alle Stämme haben zu dieser Masse von Thorheiten aller Art ihr Theil beigetragen, und nach der Schnelligkeit, mit welcher sie nach und nach bei allen Nationen, unter denen sie nicht entstanden waren, aufgenommen wurden, möchte man der gewöhnlichen Meinung entgegen behaupten, dass bei Menschen, welche so hartnäckig an alten Ideen festhalten, das Bedürfniss nach Veränderung selbst über die Macht der Gewohnheit und über die Herrschaft nationaler Vorurtheile siegte, wie ihnen ein neues System stets willkommen ist, vorausgesetzt, dass es dem gemeinen Menschenverstande widerspricht; denn vernünftige Ideen verbreiten sich mit geringerer Lebhaftigkeit und weniger schnellem Erfolge; sie verführen von vornherein nur höhere Geister, und es ist gewöhnlich viel Zeit nöthig, bis sie gleiche Gunst bei der Menge geniessen."

Die Chinesen, mit denen wir uns hier speciell beschäftigen, sind unter den asiatischen Völkern keineswegs diejenigen, welche sich am wenigsten durch zahlreiche Veränderungen in religiösen Vorstellungen bemerkbar gemacht hätten. Im Alterthume scheint China, ohne eben darum besser daran gewesen zu sein, sich lange Zeit aus Gleichgültigkeit vor dem Götzendienste verwahrt zu haben; indess zwei Hauptreligionen und vier bis fünf philosophische Systeme mit sich widersprechenden Lehren spalteten es noch bei Lebzeiten des Confucius. Ein dritter Cultus, der Buddhismus, kam seitdem zu den beiden früheren, und alle drei nahmen ein Reich in Besitz, welches ein Drittel der Menschheit zu seinen Einwohnern rechnet. Die Annalen dieses Landes enthalten lange und tragische Erzählungen über die Kämpfe, Streitigkeiten und Spaltungen, welche zu verschiedenen Zeiträumen durch die religiösen Fragen veranlasst wurden. Denn wie man sich wohl denken kann, man konnte sich

nicht über alle Symbole einigen, welche immer in düsteres Dunkel gehüllt lagen. Indess ist zu bemerken, dass die Klasse der Gelehrten und die Gebildeten überhaupt sich vorzüglich den Grundsätzen des Confucius anschlossen, während die Menge sich zu den abergläubischen Gebräuchen des Buddhismus hinneigte. Aber was man wohl anderswo kaum wiederfinden wird, es gibt Leute in China, welche alle Culte und philosophischen Systeme auf einmal annahmen, ohne sich darum zu bekümmern, dieselben unter sich zu vereinigen. Es war dies der Anfang der Rückkehr zur Gleichgültigkeit in Religionssachen, in welche heutigen Tages die Chinesen versunken sind, nachdem sie sich viele Jahrhunderte lang nach jeder religiösen Richtung hin haben gehen lassen.

Die staatlichen Einrichtungen und Formen haben in China und dem übrigen Asien nicht weniger Veränderung erlitten, als die religiösen Ideen. Der vermeintliche Stillstand ist auch in dieser Beziehung ganz unbegründet. Religion und Politik berühren sich überall und vermischen sich gewissermassen, wenn man bis zum Ursprung der Gesellschaft zurückgeht. Nach der Ueberlieferung zu urtheilen bildeten beide anfangs nur Eines in den östlichen Länderstrecken Asiens, und die Regierungsformen glichen vor etwa vierzig Jahrhunderten keineswegs denen, welche wir heute finden. Dem Reiche gab man den Namen „Himmel", der Fürst desselben hiess „Gott", welcher seinen Ministern die Verbindlichkeit auferlegte, das Weltall zu erleuchten, zu erwärmen und zu befruchten. Die Titel dieser wohlthätigen Minister und ihre Kleidung entsprachen ihren erhabenen Aemtern; es gab einen Verwalter der Berge, einen der Flüsse, einen dritten der Luft, der Wälder u. s. w. Eine Art übernatürliches Ansehen genossen alle diese Würdenträger. Die Harmonie dieser schönen Ordnung in der Natur der Dinge wurde nur durch Kometen und Finsternisse gestört, welche der Erde eine Abweichung im Laufe der Himmelskörper anzuzeigen schienen, und deren Erscheinen, wenn es sich in China erneuert, noch heutigen Tages die Popularität eines Staatsmannes bedeutend schmälert. Ein ganz ähnliches System scheint in uralter Zeit in Persien bestanden zu haben; aber in beiden Ländern zerstörten irdische Ereignisse nur zu bald diese herrlichen Dichtungen. Kriege, Empörungen, Eroberungen, Theilungen führten die Errichtung des Lehnswesens herbei, welches in Ostasien sieben bis achthundert Jahre, fast bis zu der Zeit, wo es im Mittelalter in Europa Eingang fand, bestand, und mehr als einmal aus denselben Gründen sich von neuem bildete, welche sein erstes Auftreten bedingt hatten. Die Monarchie behielt jedoch im Allgemeinen die Oberhand und trug endlich einen vollständigen und entscheidenden Sieg davon, so dass in China das geschah, wohin es in Europa gekommen sein würde, wenn sich die Träumereien derer, die nach einer Universalmonarchie strebten, verwirklicht, und Frankreich mit den beiden Halbinseln, Deutschland und dem Norden nur ein grosses Reich unter einem einzigen Herrscher und unter gleicher Staatsform gebildet hätte.

Das von Anfang an allerdings geringe Gegengewicht gegen die kaiserliche Macht war die Philosophie des Confucius. Sie gewann an Kraft im siebenten Jahrhundert, wo sie sich nach bestimmten Re-

geln organisirte, und jetzt sind es zwölfhundert Jahre, seit das System der Examina und Bewerbungen, deren Zweck es ist, die Ungebildeten den Gebildeten zu unterwerfen, das Regiment im eigentlichen Sinne des Wortes den Gelehrten in die Hände gebracht hat. Die Einfälle der Tataren, die sich sehr wenig um Literatur kümmerten, haben bisweilen die Herrschaft jener philosophischen Oligarchie aufgehoben; aber sie bekam bald wieder die Oberhand, weil die Chinesen wahrscheinlich die Herrschaft des Pinsels der Herrschaft des Säbels vorziehen, und sich lieber der Pedanterie als der Gewalt fügen, obgleich oft die eine die andere nicht ausschliesst. Sehr tüchtige Köpfe, welche mit Aufwand von Gelehrsamkeit untersucht haben, wie die chinesische Regierung ohne alle Aenderung hat 4000 Jahre bestehen können, hatten, wie man sieht, einen durchaus unerlässlichen Punkt unbeachtet gelassen. Die Gründe, welche sie für diese Erscheinung beibringen, sind unstreitig gelehrt und durchdacht; aber das Factum, über welches sie so scharfsinnig Rechenschaft ablegen, ist falsch, und dasselbe widrige Geschick hat philosophische Erörterungen leider nur zu oft betroffen. Die Chinesen haben ihre Grundsätze geändert, ihre Staatseinrichtungen erneuert, verschiedene politische Systeme in Anwendung gebracht, und obgleich es noch gar manche Dinge in der Welt gibt, an die sie nicht gedacht haben, so bietet ihre Geschichte doch fast alle jene Erscheinungen, welche menschliche Regierungsformen auch anderwärts durchlaufen haben.

China, das gewiss andere Völker nicht zu beneiden hat, wenn es sich um Abwechselung und Veränderung handelt, könnte recht wohl die Eifersucht vieler Länder in Bezug auf Revolutionen, tragischen Sturz der Dynastien und Bürgerkriege rege machen. Was würde aus der Eigenliebe unserer berüchtigtsten europäischen Revolutionäre werden, wenn man ihnen sagte, dass sie im Vergleich zu China nur Schüler und Kinder in der Kunst die Gesellschaft zu stürzen sind? Und doch ist nichts wahrer und richtiger; die Geschichte dieses Volkes ist nichts, als eine lange Kette von Ereignissen, welche die Organisation des Reiches von Grund aus zerstört haben. Man vergleiche Frankreich und China in einer beliebigen Periode von 420, wo die Franken nach Gallien eindrangen, bis 1644, wo Ludwig XIV. auf den Thron von Frankreich stieg, und die Mandschu-Tataren sich in Peking festsetzten. In diesem Zeitraume von 1224 Jahren hat China, dieses so friedliebende Volk, wie man sagt, das so fest an den Gesetzen und den altherkömmlichen Gebräuchen hängt, das so berühmt ist durch seinen Stillstand, in diesem Zeitraume, sage ich, hat China fünfzehnmal Wechsel der Dynastien gehabt, und diese Wechsel waren stets mit den fürchterlichsten Bürgerkriegen und fast stets mit gänzlicher und blutiger Ausrottung der entthronten Dynastien verbunden; Frankreich dagegen hat in dieser Zeit nur zweimal die Dynastie gewechselt, und hier sind diese Wechsel durch Zeit und Umstände bedingt gewesen und ohne einen Blutstropfen vor sich gegangen.

Es ist wahr, von dieser Zeit an haben wir gewaltige Fortschritte gemacht und es den Chinesen fast gleich gethan, seitdem wir sie kennen. Wenn wir annehmen könnten, dass man in unserem Lande

sich mit dem Studium der chinesischen Geschichte beschäftigte, so möchten wir fast glauben, man habe bei uns den festen Entschluss gefasst, ein getreues Abbild der Chinesen zu werden, und wirklich haben wir auch schon das Glück gehabt, es ihnen in mehreren Beziehungen ganz gleich zu thun. Der fieberhafte Geschmack, den man an politischen Umwälzungen findet, und die Gleichgültigkeit in religiösen Dingen sind zwei sehr charakteristische Züge der chinesischen Physionomie; aber das Merkwürdigste ist, dass die Mehrzahl der socialen Theorien, welche vor kurzem erst alle Geister in Gährung versetzten, und welche man für die herrlichen Resultate der Fortschritte der menschlichen Vernunft auszugeben bemüht ist, wenn man alles zusammennimmt, in China zu Hause sind, und vor mehreren Jahrhunderten das himmlische Reich gewaltig erschüttert haben. Man urtheile darüber nach den Thatsachen, die wir aus den Annalen China's anführen wollen, die wir aber, um nicht zu weitläufig zu werden, kurz zusammenfassen müssen.

Im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung sah es mit dem chinesischen Volke unter der Song-Dynastie fast ganz so aus, wie in Europa und namentlich in Frankreich in den letzten Jahren. Die grossen und wichtigen Fragen der Staatsökonomie und der socialen Verhältnisse beschäftigten die Gemüther und theilten alle Klassen der Gesellschaft. Diese Bevölkerung, welche man zu gewissen Zeiten so völlig gleichgültig über den Gang der Regierungsangelegenheiten sieht, hatte sich damals mit Leidenschaft auf die Politik und auf den Streit über Systeme geworfen, welche nichts weniger anstrebten, als im Reiche eine ungeheure sociale Revolution hervorzurufen. Es war schon so weit gekommen, dass man sich mit gewöhnlichen Dingen des Lebens fast gar nicht mehr beschäftigte; die Sorge um Handel, Gewerbfleiss, selbst Ackerbau, war jenen mit heftigem Streite geführten Tagesfragen gewichen. Die Nation war in zwei Parteien getheilt, welche auf's äusserste gegen einander erbittert waren; Flugschriften, Pamphlete, Schriften aller Art wurden täglich in Masse unter die Menge vertheilt, welche sie gierig verschlang. Namentlich spielten Plakate eine höchst wichtige Rolle, und obgleich wir auch vor kurzem ebenfalls das Eigenthümliche dieses Einflusses kennen gelernt haben, so sind wir doch hinter der Geschicklichkeit der Chinesen noch weit zurück.

Das Haupt der socialistischen oder reformatorischen Partei war der berüchtigte Wang-ngan-sche, ein Mann von ausserordentlichen Gaben, welcher alle Klassen des Reiches unter der Regierung mehrerer Kaiser unausgesetzt in Aufregung zu erhalten wusste. Die chinesischen Geschichtschreiber sagen, er habe von der Natur einen mehr als gewöhnlichen Geist empfangen, den Bildung und Erziehung noch vervollkommneten. Er studierte in seiner Jugend mit Fleiss und Eifer, und diese Studien wurden mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt; daher wurde er mit Auszeichnung unter denjenigen genannt, welche den Doctorgrad zu gleicher Zeit mit ihm erhielten. Er sprach beredt und schön; er verstand alles zur Geltung zu bringen, was er sagte, und den kleinsten Dingen das Gepräge von Wichtigkeit zu geben, so dass diese Dinge wirklich als etwas Ausserordentliches erschie-

nen, wenn er ein Interesse dabei hatte, dass man sie so und nicht anders betrachtete. Uebrigens lebte er sehr ordentlich, und seine sittliche Aufführung war durchaus die eines Weisen. So stand es mit seinen guten Eigenschaften. Was seine Fehler betrifft, so stellt man ihn als ehrgeizig und als einen Schelm dar, welcher alle Mittel für erlaubt hielt, wenn er sie zu seinem Vortheil gebrauchen konnte; ferner als hartnäckig und starrsinnig, wenn es sich darum handelte, einen Plan zu behaupten, den er einmal ausgesprochen hatte, oder ein System durchzuführen, welches er angenommen haben wollte; als stolz auf sein eigenes Verdienst, indem er nur vor dem Achtung hatte, was sich mit seinen Ideen vertrug und zu seinen politischen Ansichten passte; kurz als einen Mann, der es sich zur Hauptaufgabe gemacht hatte, von Grund aus die alten Staatseinrichtungen umzustürzen, und neue von seiner eigenen Erfindung an ihre Stelle zu setzen. Um sein Unternehmen glücklich auszuführen, scheute er sich nicht vor einer langen, mühsamen, schwierigen und selbst abschreckenden Arbeit, nämlich davor, umfangreiche Commentare zu den heiligen und klassischen Büchern zu schreiben, in welche er seine Grundsätze einflocht, und ein allgemeines Wörterbuch anzufertigen, in welchem er verschiedenen Schriftcharakteren einen willkührlichen Sinn beilegte, je nachdem es in seinem Interesse lag, denselben darin zu finden. Die Geschichtschreiber fügen hinzu, dass er zu Staatsgeschäften durchaus unbefähigt war, weil er nur allgemeine Ansichten vom Regieren hatte, und weil er sich nach Grundsätzen richten wollte, die an und für sich wohl gut waren, aber die er Zeit und Umständen gemäss anzuwenden nicht verstand, noch sie darauf anwenden wollte.

Wang-ngan-sche hatte abwechselnd guten und schlechten Erfolg, während er alles aufbot, um den Staat neu zu organisiren oder vielmehr die Revolution anzuregen. Seine Macht war fast unbeschränkt unter dem Kaiser Schen-tsung, welcher durch die glänzenden Eigenschaften dieses eroberungssüchtigen Mannes getäuscht, ihm volles Vertrauen schenkte. Bald waren die Gerichtshöfe und die Verwaltungsstellen mit Leuten seines Schlages besetzt, und als er glaubte, der günstige Augenblick sei gekommen, um seine Systeme zu verwirklichen, stürzte er die alte Ordnung der Dinge um. Seine Neuerungen und Reformen wurden mit Enthusiasmus von seinen Parteigängern aufgenommen, während seine Feinde dieselben zum Gegenstande der lebhaftesten und erbittertsten Angriffe machten.

Der furchtbarste Gegner, welchen Wang-ngan-sche traf, war Sse-ma-kuang, ein Staatsmann und einer der berühmtesten Geschichtschreiber China's, derselbe, welcher seinen Garten so reizend in dem kleinen Gedichte beschrieben hat, welches wir bereits angeführt haben.*) Abel-Rémusat hat über diesen wichtigen Schriftsteller eine biographische Notiz mitgetheilt, in welcher man eine Vergleichung des Wang-ngan-sche mit seinem Gegner findet:**) „Als Schen-tsung den Thron bestieg, wollte er sich mit den gelehrtesten Männern umgeben, die er nur im Reiche finden konnte; unter diesen durfte

*) Vergleiche Th. I. S. 111 ff. [unserer Uebersetzung].
**) *Nouveaux mélanges asiatiques*, Th. II. S. 156.

natürlich Sse-ma-kuang nicht fehlen. Diese neue Phase seines politischen Lebens war nicht weniger stürmisch, als die frühere. Einem jener muthigen Geister gegenübergestellt, welche mit ihren Verbesserungsplänen vor keinem Hindernisse zurückweichen und keine Achtung vor den alten Staatseinrichtungen haben, zeigte sich Sse-ma-kuang als das, was er stets gewesen war, nämlich als frommen Beobachter der alten Sitte, und bereit, alles aufzubieten, um dieselbe aufrecht zu erhalten.

„Wang-ngan-sche war jener Reformator, den der Zufall Sse-ma-kuang gegenüber gestellt hatte, gleich als wollte er den conservativen Geist, der die Dauer der Staaten zu verewigen strebt, und den neuerungssüchtigen Geist, der sie umstürzt, zu einem Kampfe mit gleichen Waffen herausfordern. Bei entgegengesetzten Grundsätzen hatten die beiden Kämpfer gleiche Talente; der eine wandte alle erdenklichen Mittel, die ganze Thätigkeit seines Geistes und die Festigkeit seines Charakters an, um alles umzustossen, um alles neu zu schaffen; der andere, der diesem Strome zu widerstehen suchte, rief die Erinnerungen aus der Vergangenheit, die Beispiele der Vorfahren und die Lehren der Geschichte zu Hülfe, welche er sein ganzes Leben hindurch zu dem Hauptgegenstande seiner Studien gemacht hatte.

„Selbst die nationalen Vorurtheile, über welche sich Wang-ngan-sche erhaben zeigte, fanden einen Vertheidiger in dem Anhänger der alten Ideen. Das Jahr 1069 war merkwürdig geworden durch eine Anzahl unglücklicher Ereignisse, welche mehrere Provinzen verwüsteten: epidemische Krankheiten, Erdbeben, und eine Dürre, welche fast alle Ernten vernichtete. Dem Gebrauche gemäss ergriffen die Censoren die Gelegenheit und forderten den Kaiser auf, wohl zu prüfen, ob seine Aufführung irgendwie tadelnswerth sei, und ob es nicht vielleicht in der Staatsregierung manche Missbräuche abzuschaffen gäbe. Der Kaiser machte es sich zur Pflicht, seinen Schmerz darüber kundzugeben, und untersagte sich gewisse Vergnügungen, Spaziergänge, Musik und Festlichkeiten im Palaste. Der neuerungssüchtige Minister billigte es durchaus nicht, dass der Kaiser auf diese Weise den herkömmlichen Ansichten huldigte. Das Unglück, das uns verfolgt, sagte er zum Kaiser, hat bestimmte und unabänderliche Ursachen; die Erdbeben, die Dürre, die Ueberschwemmungen stehen in keinem Zusammenhange mit den Handlungen der Menschen. Meint ihr den Lauf der Dinge ändern zu können, oder soll sich die Natur um euretwillen anderen Gesetzen fügen?" *)

Sse-ma-kuang, welcher zugegen war, liess das Gespräch nicht fallen. Die Fürsten sind recht zu beklagen, sagte er, wenn sie Menschen um sich haben, welche ihnen gegenüber solche Grundsätze aufzustellen wagen. Sie benehmen ihnen die Furcht vor dem Himmel, und was kann es dann noch für einen Zügel geben, der im Stande wäre sie zu hemmen, wenn sie zu weit gehen wollten? Da sie alles in ihrer Gewalt haben und alles ungestraft thun können, werden sie

*) Wir führen diese einzelne Stelle an, um zu zeigen, auf welche Weise die chinesischen Socialisten öffentliches Unheil anzusehen wussten. In Frankreich haben wir in den neuesten Zeiten die Schüler des Wang-ngan-sche durchaus dieselbe Sprache führen hören.

sich ohne Gewissensbisse allem Unfuge hingeben, und diejenigen ihrer Unterthanen, die ihnen wahrhaft ergeben sind, werden kein Mittel in den Händen haben, um sie zu veranlassen, in sich zu gehen.

Die Realisirung des Systems Wang-ngan-sche's musste nach der Ansicht dieses neuerungssüchtigen Mannes unfehlbar das Volkswohl befördern, und so viel es überhaupt möglich war, die Entwickelung der materiellen Vortheile für Jedermann herbeiführen. Liest man die chinesischen Geschichtswerke dieser berühmten Periode der Song-Dynastie, so staunt man, in den Schriften und Reden des Wang-ngan-sche dieselben Ideen vorzufinden, welche wir mit so grossem Lärm in unsern Zeitungen und auf der Tribüne auskramen sahen.

Die erste und wesentlichste Pflicht der Regierung, sagte der chinesische Socialist, ist es, die Liebe zum Volke so zu bethätigen, dass sie demselben die wirklichen Vortheile des Lebens verschafft, welche in Ueberfluss und Vergnügen bestehen. Um es dahin zu bringen, würde es hinreichen, jedermann die unveränderlichen Forderungen der Rechtlichkeit einzuflössen; aber da es nicht gut möglich ist, bei allen die genaue Beobachtung dieser Forderungen zu erreichen, so muss der Staat durch weise und unbeugsame Gesetze bestimmen, wie man jenen Forderungen genügen kann. Diesen weisen und unbeugsamen Gesetzen gemäss und um zu verhindern, dass ein Mensch den andern ausbeute, bemächtigte sich der Staat aller Hülfsquellen des Reiches, um sie einzig und allein und in grossem Massstabe auszubeuten; er selbst wurde Handelsmann, Gewerbtreibender, Ackersmann, jederzeit wohlverstanden in der Absicht, den arbeitenden Klassen dadurch zu Hülfe zu kommen, und zu verhindern, dass sie von den Reichen unterdrückt würden. Nach dieser neuen Einrichtung musste es im ganzen Reiche Gerichtshöfe geben, deren Aufgabe es war, täglich den Preis der Lebensmittel und Waaren zu bestimmen. Eine bestimmte Anzahl Jahre hindurch mussten sie den Reichen Steuern auferlegen, von denen die Armen frei waren. Diese Gerichtshöfe hatten ferner zu entscheiden, wer reich und wer arm sei. Die Summen, welche durch diese Steuern einkamen, wurden im Staatsschatze zurückgelegt, um dann an hülfsbedürftige Greise, an Arme, an brodlose Arbeiter und an alle, die man in Noth glaubte, vertheilt zu werden.

Nach Wang-ngan-sche's System hatte der Staat fast einzig und allein Grundbesitz. Es sollte in allen Bezirken Ackerbau-Gerichtshöfe geben, deren Aufgabe es war, jährlich Ländereien an Landleute zu vertheilen, und ihnen das nöthige Getreide zur Aussaat zu geben, nur unter der Bedingung, in Getreide oder andern Lebensmitteln zurückzuzahlen, was man ihnen vorgeschossen hatte, und damit alle Ländereien im Reiche nach ihrer Beschaffenheit ausgebeutet würden, verfügten die Commissarien jener Gerichtshöfe selbst über die Getreidesorte, die man ihnen anvertrauen sollte, und machten bis zur Ernte die nöthigen Vorschüsse. Es liegt auf der Hand, sagten die Anhänger dieser neuen Einrichtungen, dass auf diese Weise im ganzen Reiche Ueberfluss und Wohlbefinden herrschen werden. Die einzigen Personen, welche bei dieser neuen Ordnung der Dinge zu leiden haben werden, sind die Wucherer, die Aufkäufer, welche es nie

unterlassen, Theuerung und öffentliche Calamitäten zu benutzen, um sich zu bereichern und die arbeitende Klasse zu ruiniren. Aber was ist das für ein grosses Unglück, wenn man den Erpressungen dieser Volksfeinde ein Ende macht? Verlangt die Gerechtigkeit nicht, dass man sie zwinge, den unrechtmässiger Weise erworbenen Besitz zurückzuerstatten? Der Staat wird der einzige denkbare Gläubiger sein, und er wird nie nach Wucher fragen. Wenn er sich mit dem Anbau der Ländereien beschäftigt und ausserdem täglich den Preis der Lebensmittel festsetzt, so kann er darauf rechnen, einen Ueberfluss zu haben, der mit der Ernte im Verhältnisse steht. Tritt an einem Punkte Mangel ein, so wird der grosse Ackerbau-Gerichtshof zu Peking, den die Provinzial-Gerichtshöfe von den verschiedenen Ernten im Reiche immer in Kenntniss zu setzen haben, leicht das Gleichgewicht wieder herstellen können, indem er den Ueberfluss der reicheren Provinzen in die ärmeren schaffen lässt. Auf diese Weise werden die Subsistenzmittel immer einen sehr mässigen Preis behalten; es wird keine Armen mehr geben, und der Staat, der einzige Speculant im Reiche, wird jedes Jahr ausserordentlichen Gewinn erzielen, den man dann auf nützliche öffentliche Bauten verwenden wird. Diese Radicalreform musste nothwendigerweise die Anhäufung eines grossen Vermögens hindern und ein allgemeines Gleichgewicht herbeiführen, und das war ja eben der Zweck, welchen die Schule Wang-ngan-sche's verfolgte.

Diese kühnen Plane blieben nicht wie bei uns blosse Speculation; denn die Chinesen sind viel beherzter, als man gewöhnlich denkt. Der Kaiser Schen-tsung, von Wang-ngan-sche's Theorien verführt, gab ihm ausgedehnte Vollmacht, und die sociale Revolution begann. Sse-ma-kuang, welcher lange Zeit erfolglos gegen den Neuerer angekämpft hatte, versuchte das Letzte und richtete eine merkwürdige Bittschrift an den Kaiser, aus welcher wir die Stelle ausziehen, welche auf die vorgeschriebene Kornvertheilung an die Ackerbauer Bezug hat.

„Man schiesst dem Volke, sagt Sse-ma-kuang, das Korn vor, mit dem sie das Land besäen sollen. Im Anfang des Frühlings oder gegen das Ende des Winters, übergibt man den Landleuten unentgeltlich die nöthige Quantität. Gegen das Ende des Herbstes oder unmittelbar nach der Ernte lässt man sich nur eben so viel zurückgeben und zwar ohne Zinsen. Was ist vortheilhafter für das Volk? Auf diese Weise werden alle Ländereien angebaut werden, und der Ueberfluss in allen Provinzen des Reiches herrschen.

„Es gibt nichts Verführerisches, nichts für die Speculation Geeigneteres, aber in Wirklichkeit auch nichts Nachtheiligeres für den Staat. Man leiht dem Volke das Korn, welches es der Erde anvertrauen soll, und das Volk nimmt es begierig an. Ich bin damit einverstanden, obgleich man über diesen Punkt gar manchen Zweifel haben könnte; aber macht es immer den gewünschten Gebrauch davon? Es verriethe wenig Erfahrung, wenn man das glauben wollte; man müsste wenig Menschenkenntniss haben, wenn man so günstig über die Mehrzahl urtheilen wollte. Das augenblickliche Interesse ist es, was sie zunächst gewinnt; sie beschäftigen sich grösstentheils

nur mit den Bedürfnissen für den einzelnen Tag; sehr wenige nur kümmern sich um die Zukunft.

„Man leiht ihnen Korn, und sie verbrauchen zuerst einen Theil davon; sie verkaufen es oder tauschen es aus gegen andere nützliche Dinge, mit denen sie sich vor allem versehen zu müssen glauben. Man leiht ihnen Korn, und ihr Fleiss schwindet, sie werden faul. Aber angenommen, dass das nicht der Fall ist: die Ackerbauer haben das Korn des Staates ausgesäet, und alle andern Arbeiten verrichtet, welche auf den Feldern gewöhnlich sind; kommt endlich die Zeit der Ernte, so müssen sie zurückzahlen, was man ihnen geliehen hat.

„Diese Ernten, welche die Habgier sie als den Gewinn ihrer Mühe und ihres Schweisses ansehen lässt, und die sie als solche zu betrachten gewohnt sind, wenn sie dieselben der Reihe nach sprossen, wachsen und reifen sehen — diese Ernten müssen sie vertheilen, müssen sie theilweis und, wenn die Jahre schlecht sind, manchmal ganz zurückerstatten. Wie viel gibt es da Gründe, es nicht zu thun? Wie soll man sich dazu entschliessen können? Wie viel wirkliche oder eingebildete Bedürfnisse werden sich einer solchen Rückerstattung entgegenstellen?

„Die Gerichtshöfe, entgegnet man uns, die Gerichtshöfe, die man blos deshalb eingerichtet hat, um diesen Theil der Verwaltung zu überwachen, werden Beamte an die betreffenden Orte schicken, und diese werden ihre Leute schicken, um mit Gewalt einzutreiben, was man ihnen gesetzlich schuldet. Ja, ohne Zweifel; aber wie viele Gewaltthaten, wie viel Diebstähle, wie viel Räubereien werden sie nicht begehen, unter dem Vorwande nur zu fordern, was man ihnen gesetzlich schuldet? Ich spreche gar nicht von den bedeutenden Ausgaben, welche eine solche Einrichtung nach sich ziehen muss; denn auf wessen Kosten werden denn schliesslich so viel Leute unterhalten, welche jene Einrichtung aufrecht erhalten sollen? Geht das auf Kosten des Staates, des Volkes oder der Ackerbauer? Wie dem auch immer sei, ich frage nur, wo denn unter solchen Umständen der Vortheil für das Volk oder den Staat ist.

„Seit langer Zeit schon, sagt man, ist der Gebrauch Getreide vorzuschiessen oder zu leihen, in der Provinz Schen-si eingeführt, und man hat keinen von allen jenen Nachtheilen bemerkt. Im Gegentheil, es scheint, dass das Volk seinen Vortheil dabei findet, weil es bis jetzt noch keine Klage geführt, weil es noch nicht um die Abschaffung jener Einrichtung gebeten hat.

„Auf dieses habe ich nur Eine Antwort zu geben. Ich bin aus Schen-si gebürtig; ich habe dort die ersten Jahre meines Lebens zugebracht, und das Elend des Volkes aus der Nähe gesehen. Ich wage die Behauptung, dass sie von zehn Uebelständen, die sie erdulden, wenigstens sechs einem Gebrauche zuschreiben, gegen den man unaufhörlich murrt. Man frage nach, man stelle genaue Nachforschungen an, wenn man den wahren Stand der Dinge kennen lernen will." *)

Auf Sse-ma-kuang's Seite, sagen die Annalen jener Zeit, stellten

*) *Mémoires sur la Chine*, Th. X. S. 48.

sich nach einander alle durch Geist, Erfahrung, Befähigung, Talente und selbst Würden und Titel ausgezeichneten Persönlichkeiten des Reiches, sie kamen überein, baten, flehten, dann änderten sie Sprache und Ton, traten als Ankläger auf, und verlangten die Verurtheilung des Mannes, den sie mit dem gehässigen Namen eines öffentlichen Ruhestörers benannten. Mitten unter den heftigsten Angriffen von allen Seiten blieb Wang-ngan-sche immer ruhig und unerschütterlich. Da er das ganze Vertrauen des Kaisers hatte, lachte er im Geheimen über die vergeblichen Anstrengungen, welche seine Feinde machten, um ihn zu verderben; er las ihre Schriften oder vielmehr ihre Schmähungen und Satiren, welche dem Kaiser unter dem Namen von ehrfurchtsvollen Vorstellungen, unterthänigsten Bittschriften und dergleichen vorgelegt wurden, aber es berührte ihn gar nicht oder schien ihn nicht zu berühren. Als der Kaiser, fast von den Gründen seiner Gegner überzeugt, schon auf dem Punkte war, ihnen nachzugeben und die Sachen wieder auf den frühern Fuss zurückzubringen, entgegnete ihm Wang-ngan-sche kalt: Warum solche Eile? Wartet doch, bis die Erfahrung euch über den schlechten Erfolg der Einrichtung belehrt, welche wir zum grössten Vortheil des Reiches und zum Glücke eurer Unterthanen getroffen haben. Aller Anfang ist schwer, und man muss die ersten Schwierigkeiten überwunden haben, ehe man hoffen kann, einigen Nutzen von seinen Arbeiten zu haben. Bleibet beharrlich, und dann wird Alles gehen. Eure Minister, eure Grossen, alle eure Mandarinen sind gegen mich aufgestanden, es überrascht mich nicht. Es macht ihnen Mühe, den alten Schlendrian abzulegen und sich neueren Einrichtungen zu fügen. Sie werden sich nach und nach daran gewöhnen, und in dem Verhältnisse, wie sie sich daran gewöhnen, wird die Abneigung, welche sie von Natur gegen alles haben, was sie als neu ansehen, von selbst schwinden, und am Ende werden sie loben, was sie heute so sehr tadeln.

Wang-ngan-sche behauptete sein Ansehen und seinen Ruf während der ganzen Regierung Schen-tsung's. Er brachte alle seine Reformpläne zur Ausführung und stürzte das ganze Reich um, wie es ihm gefiel. Nach den chinesischen Geschichtschreibern hatte seine sociale Revolution, wie es scheint, nicht eben glänzenden Erfolg; denn das Volk fand sich in weit tieferes Elend versetzt, als vorher. Was diesem kühnen Revolutionär aber am meisten schadete und die öffentliche Meinung gegen ihn aufbrachte, war, dass er auch die Körperschaft der Gelehrten reformiren und ihnen den Despotismus seiner Systeme aufzwingen wollte. Er änderte nicht nur die gewöhnliche Form der Prüfungen für die wissenschaftlichen Grade, sondern führte auch zur Erklärung der heiligen Bücher die Commentare ein, welche er selbst verfasst hatte, und gab den Befehl, man solle in Betreff des Verständnisses der Schriftcharaktere sich an den Sinn halten, den er in dem von ihm verfassten Wörterbuche festgestellt hatte. Diese letzteren Neuerungen wahrscheinlich waren es, welche ihm die meisten und unversöhnlichsten Feinde zuzogen.

Nach dem Tode des Schen-tsung wurde Wang-ngan-sche gestürzt, und die regierende Kaiserin berief den Sse-ma-kuang zurück, welcher sich in die Einsamkeit zurück gezogen hatte. Sie ernannte ihn

zunächst zum Erzieher des jungen Kaisers und dann zum ersten Minister. Seine erste Sorge in diesem wichtigen Posten bestand darin, auch die leisesten Spuren von Wang-ngan-sche's Regierung, der bald darauf starb, zu vertilgen. Sse-ma-kuang überlebte den Fall seines Gegners nur kurze Zeit. Die politischen Leidenschaften verfolgten abwechselnd mit fürchterlichster Erbitterung das Andenken dieser beiden Parteiführer, und darin zeigten sich die Chinesen den Bewohnern des Westens völlig gleich.

Die regierende Kaiserin liess Sse-ma-kuang's Leichenbegängniss auf die feierlichste Weise begehen, und das officielle Lob, welches dem Gebrauche gemäss bekannt gemacht wurde, spricht die Gesammtheit aller jener Eigenschaften aus, welche einen Weisen, einen ausgezeichneten Bürger und vollkommenen Minister ausmachen: aber das schönste Lob für ihn war der allgemeine Schmerz, welchen die Nachricht von seinem Tode verursachte. Die Läden wurden geschlossen, das Volk legte freiwillig Trauer an, und die Weiber und Kinder, welche nicht vor seinem Sarge niederknien konnten, knieten in ihren Wohnungen vor seinem Bilde nieder; dieselben Beweise des theilnehmendsten Beileides begleiteten den Sarg Sse-ma-kuang's längs des ganzen Weges, als er in sein Geburtsland geschafft wurde.

Schwerlich hätte man, als dem Andenken dieses grossen Mannes solche Ehre erwiesen wurde, das gerade Gegentheil vorausgesehen, welches elf Jahre später eintrat. Die Anhänger Wang-ngan-sche's hatten es verstanden die Stellen wieder zu bekommen, aus denen Sse-ma-kuang sie entfernt hatte; sie hintergingen den jungen Kaiser, als er mündig geworden und alleiniger Herr des Staates war. Sse-ma-kuang wurde durch eine Massregel, welche auf die Gemüther tiefen Eindruck machte, der Titel, die ihm nach dem Tode zukamen, für verlustig und als Feind des Landes und des Kaisers erklärt. Man zerstörte sein Grab, zerschlug die Marmortafel, welche sein Lob aussprach, und errichtete statt dieser eine andere, welche seine vermeintlichen Verbrechen aufzählte; seine Schriften wurden verbrannt, und in dem Willen dieser wahnsinnigen Verfolger lag es durchaus nicht, dass eines der schönsten literarischen Denkmale China's nicht mit vernichtet wurde. Während dieser Zeit wurde Wang-ngan-sche in seine früheren Rechte wieder eingesetzt, und brachte mit neuem Eifer sein politisches System in Ausführung. Liest man in den chinesischen Annalen diesen schnellen und plötzlichen Umschlag der öffentlichen Meinung, so möchte man fast glauben, man läse die Geschichte eines europäischen Volkes.

Drei Jahre waren kaum vergangen, so wurde Sse-ma-kuang wieder in seine Titel und Rechte eingesetzt, und Wang-ngan-sche verfiel von neuem der Verwünschung.

Die chinesischen Socialisten wurden bald von allen Seiten verfolgt, und endlich im Jahre 1129 aus dem Reiche vertrieben.

Während China diese kühnen nach Neuerungen strebenden Menschen aus seinem Innern entfernte, wuchs Tschinggis-khan, jener fürchterliche mongolische Eroberer, im Stillen mehr und mehr in den Steppen der Tatarei heran, welche in kurzem über das Land unzählige Barbarenhorden ausströmten. Dieses Zusammentreffen ver-

dient bemerkt zu werden, und es scheint uns die scharfsinnige Bemerkung eines Staatsmannes zu rechtfertigen, welcher zugleich ein grosser Geist und ein edles Herz ist. Kurz vorher, ehe wir diese Arbeit über das chinesische Reich anfingen, hatten wir die Ehre uns mit einer von den Persönlichkeiten zu unterhalten, welche heutigen Tages so selten sind, und welche inmitten unserer bürgerlichen Streitigkeiten die Achtung und Bewunderung aller Parteien sich immer gewahrt haben. Wir sprachen von jenen alten Civilisationen Asiens, deren Geschichte in Europa so wenig bekannt ist, und die unstreitig ebenfalls durch bedeutungsvolle Revolutionen erschüttert, durch grosse sociale Krisen umgestürzt worden sein müssen. Ich habe oft gedacht, sagte jener berühmte Mann, mit dem wir sprachen, dass die Einfälle der Barbaren, welche zu wiederholten Malen Europa überschwemmt haben, das Resultat irgend einer socialen Umwälzung sein mussten, welche die volkreichen Nationen Asiens plötzlich betroffen hat. Jene grossen Mittelpunkte der Civilisation sind unstreitig der Schauplatz schrecklicher Kämpfe gewesen, und die Einfälle jener wilden Horden, deren Andenken uns die Geschichte aufbewahrt hat, könnten dann als diejenigen betrachtet werden, welche die Vertreibung der Feinde der Gesellschaft vollzogen; es ist übrigens nur ein Gedanke *a priori,* welcher erst noch historisch bewiesen werden muss; vielleicht werden Sie die Gründe dafür in den Annalen Ihrer Chinesen finden.

Diese Bemerkung, mit der Vorsichtigkeit ausgesprochen, welche gewöhnlich grosse Geister auszeichnet, machte sogleich Eindruck auf uns. Wir waren betroffen von der auffallenden Aehnlichkeit, welche wir jetzt zwischen den grossen socialen Krisen des chinesischen Reiches unter der Song-Dynastie und den schrecklichen Bewegungen zu bemerken glaubten, welche kurz darauf in der Tatarei ausbrachen. In Folge dessen studierten wir mit verdoppeltem Fleisse die merkwürdigen Ereignisse, deren Schauplatz Hochasien im 12. und 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung war, und der Gedanke *a priori* jenes Ministers des Auswärtigen ist für uns ein historischer Beweis geworden *).

Nach dem vollständigen und entscheidenden Sturze des revolutionären Systemes Wang-ngan-sche's wurden seine zahlreichen Anhänger gezwungen sich von einer Gesellschaft zurückzuziehen, welche sie nur zu gern an sich gerissen hätten, und bei welcher die Erinnerung an die Versuche jener, einen allgemeinen Umsturz herbeizuführen, nur den Hass und die Verwünschungen aller guten Bürger erregten. Jene verwegenen Männer gingen also in zahlreichen Schaaren über die grosse Mauer hinaus und zerstreuten sich in den Wüsten der Tatarei; hier führten sie ein irrendes und herumschweifendes Leben, und hatten in kurzem ihre aufrührerischen Ideen und ihr unruhiges Wesen den Mongolen-Horden mitgetheilt, welche sich gerade zu dieser Zeit ganz besonders durch einen harten, wilden und hitzigen Charakter auszeichneten. Diese wilden Nomaden, welche noch nicht durch den civilisirenden Einfluss des Buddhismus gewonnen hatten, waren weit

*) Wir hoffen, dass Herr Drouyn de Lhuys es uns verzeihen wird, dass wir von ihm seinen Gedanken geliehen haben, um ihn mit den unserigen in so armselige Gesellschaft zu bringen.

davon entfernt, den Mord eines Thieres für ein Verbrechen zu halten, und sich ein Gewissen daraus zu machen, ein Insekt zu zertreten; Räuberei, Plünderung und Mord war ihr Zeitvertreib. Man sieht leicht, welche entsetzlichen Folgen solche Elemente haben mussten, wenn sie mit dem Auswurf der chinesischen Gesellschaft in Verbindung traten; auch ging bald die ganze Tatarei in Gährung über. Jene starken und kräftigen Völker, denen China das Revolutionsgift einimpfte, konnten nicht länger an sich halten; sie brauchten Staatsumwälzungen, sie brauchten Nationen, um sie in Blut zu ertränken, eine Welt, um sie zu zerstören; es fehlte nur noch der rechte Mann, um diese fürchterlichen und unversöhnlichen Triebe nach Unordnung und Aufruhr zu organisiren — Tschinggis-khan stand bereit. Er versammelte alle Horden jener wilden Gegenden, vereinigte sie zu ungeheuren Banden und drängte sie bis nach Europa vor, wobei sie alle Völker auf ihrem Wege unterdrückten. Welches die Resultate dieser grossartigen Einfälle waren, ist bekannt.

Drittes Kapitel.

Ankunft in Han-tschuan. — Die Einwohner der Stadt beschenken einen in Ungnade gefallenen Mandarinen mit einem Paar Stiefel. — Einfluss der Plakate und Anschlagezettel. — Der Präfekt einer Stadt zweiten Grades wird von seinen Untergebenen abgesetzt und fortgeschickt. — Privilegien und Freiheiten, welche die Chinesen geniessen. — Verein gegen die Spieler. — Die berühmte Brüderschaft zum Schwarzen Stier. — Pressfreiheit. — Oeffentliche Vorleser. — Vorurtheil der Europäer in Betreff des Despotismus asiatischer Regierungen. — Sorglosigkeit der Mandarinen. — Erinnerung an die Leiden des ehrwürdigen Perboyre. — Schifffahrt über einen See. — Schwimmende Inseln. — Bevölkerung Chinas. — Ihre Ursachen und Gefahren. — Fischfang mit Seeraben. — Einige Einzelnheiten über die Sitten der Chinesen. — Schlechte Aufnahme in Han-yang. — Wir befolgen eine falsche Politik. — Fahrt über den Blauen Fluss. — Ankunft in U-tschang-fu.

Unsere Führer, namentlich Ting, waren sehr übel gelaunt bei den Spöttereien und Scherzen, mit denen der junge Militär-Mandarine von Hu-pe sie unaufhörlich verfolgte. Jedoch durch mancherlei Missgeschick recht wohl überzeugt, dass sie sich nun einmal in einem fremden Lande befanden, nahmen sie endlich für sie Partei, und der unmittelbare Erfolg war, dass die Sticheleien ihres boshaften Collegen sogleich aufhörten.

Nach einigen Stationen, wo wir nichts Bemerkenswerthes vorfanden, kamen wir nach Han-tschuan, einer grossen Stadt zweiten Grades. Die Sonne war eben aufgegangen, viele Neugierige hatten sich ausserhalb der Wälle aufgestellt, aber noch zahlreichere Gruppen

befanden sich in der Nähe des Hauptthores der Stadt. Wir meinten irrthümlich, dass alle Einwohner sich hier versammelt hätten, um uns vorüberziehen zu sehen; es war aber durchaus nicht so. In dem Augenblicke, wo wir in die Stadt eintreten wollten, zeigte sich von der andern Seite her ein glänzender Zug, dem eine Unmasse Menschen folgte, und wir mussten stehen bleiben, um sie vorüber zu lassen. Die Hauptperson dieses Zuges war ein ziemlich bejahrter Militär-Mandarine, welcher die Abzeichen des Tu-sse trug, eines ziemlich hohen Grades in der chinesischen Armee. Er ritt auf einem reich geputzten Pferde und war von einer bedeutenden Anzahl Offiziere niederen Grades umgeben. Sobald der Zug das Thor passirt hatte, hielt er ganz nahe bei unseren Palankinen an, und eiligst drängte sich die Menge herzu und liess lebhaftes Beifallsgeschrei erschallen. Zwei Greise von edlem Gesicht und prächtig gekleidet, trugen jeder einen Atlass-Stiefel in der Hand und näherten sich dem Tu-sse. Sie beugten das Knie, zogen dem Reiter ehrfurchtsvoll die Stiefel aus, welche er trug, und zogen ihm dafür ein Paar neue an. Während dieser Ceremonie hatte sich das ganze Volk zur Erde geworfen. Zwei junge Leute nahmen die Stiefel, welche man dem Mandarinen ausgezogen hatte, hingen sie an der Wölbung des Stadtthores auf, und der Zug setzte seinen Weg fort, begleitet von einer zahllosen Menge, welche Schmerzensrufe und Klaggeschrei ertönen liess. Auch unsere Palankine machten sich wieder auf den Weg, und wir zogen in Han-tschuan ein. Die Strassen waren zum Erdrücken mit Menschen angefüllt, aber man würdigte die vorüberziehenden zwei Teufel aus dem Westen kaum eines Blickes, so sehr mit dem beschäftigt, was ausserhalb der Stadt vorgegangen war.

Sobald wir in den Gemeindepalast gekommen waren, beeilten wir uns den Aufseher um Erklärung über die Person zu fragen, welche der Gegenstand der Ceremonien war. Man sagte uns, der Militär-Mandarine, den wir in so feierlichem Aufzuge hätten fortgehen sehen, sei in Ungnade gefallen; ein Opfer falscher Berichte, welche man in Peking gegen ihn hinterbracht hatte, war er um einen Grad in der militärischen Rangordnung erniedrigt und an einen weniger ausgezeichneten Posten geschickt worden. Das Volk jedoch, welches sich über seine väterliche Verwaltung während seines Aufenthaltes in Han-tschuan nur lobend aussprechen konnte, hatte gegen diese Ungerechtigkeit durch ein feierliches Manifest protestiren wollen. Man hatte ihm also, um seine Sympathien für ihn kund zu geben, der Sitte gemäss ein Paar Ehrenstiefel überreicht, und diejenigen, welche er vorher trug, zurückbehalten, um sie als ein kostbares Andenken an seine gute Verwaltung an einem der Stadtthore aufzuhängen.

Dieser eigenthümliche Gebrauch, einem Mandarinen die Stiefel auszuziehen, wenn er einen Distrikt verlässt, ist sehr verbreitet und geht bis in ein hohes Alterthum zurück; es ist dieses die Art und Weise, wie die Chinesen gegen die Ungerechtigkeiten der Regierung protestiren, und ihre Dankbarkeit und Bewunderung einer Magistratsperson bezeugen, welche ihre Stelle als Vater und Mutter des Volkes verwaltet hat. Fast in allen Städten Chinas sieht man an den Wölbungen grosser Thore einen reichlichen Vorrath alter, über und

über bestaubter Stiefel, die vor Alter fast zerfallen. Es ist dies ein Hauptruhm, eine der schönsten Zierden der Stadt. Die Archäologie dieser alterthümlichen und ehrwürdigen Stiefel gibt wenigstens annähernd die Zahl der guten Mandarinen, welche zu besitzen eine Gegend das Glück gehabt hat. Als wir das erste Mal an einem chinesischen Stadtthore diesen sonderbaren alten Stiefelkram sahen, strengten wir vergeblich unsere Einbildung an, um zu errathen, was es wohl bedeuten möchte. Als Aushängeschild eines Schuhflickers war er offenbar zu hoch und in zu schlechtem Stande. Ein Christ, der uns begleitete, gab uns den rechten Aufschluss darüber; aber wir hatten alle Mühe es zu glauben, und erst nachdem wir eine ziemliche Anzahl Thore mit solchen Wappen gesehen hatten, gewannen wir die Ueberzeugung, dass man sich nicht einen Spass mit uns erlaubt habe.

So sehr ergeben die Chinesen auch ihrer Obrigkeit sind, so finden sie doch immer die rechte Gelegenheit ihre Meinung kund zu geben und den Mandarinen Lob oder Tadel zu Ohren kommen zu lassen. Die Ueberreichung eines Paar Stiefel ist schon eine ziemlich originelle Art jemandem ein Compliment zu machen und ihm seine Sympathien auszudrücken. Aber es ist dies nicht ihr einziges Hülfsmittel. Es steht noch ein gar umfangreicher und mächtiger Weg der öffentlichen Meinung offen, nämlich die Anwendung von Anschlagezetteln, und man bedient sich dieses Mittels mit einer Geschicklichkeit, welche einen langen Gebrauch desselben bekundet. Will man eine Verwaltungsbehörde kritisiren, einen Mandarinen zur Ordnung verweisen und ihm zu verstehen geben, dass das Volk nicht zufrieden mit ihm ist, dann ist der Inhalt des Anschlagezettels heftig, spöttisch, beissend, bitter und voll geistreicher Ausfälle; das römische Pasquill würde neben ihm verschwinden. Ein solcher Zettel wird an allen Strassen angeschlagen, namentlich an den Thüren des Gerichtshofes, in welchem der Mandarine wohnt, den man den Verwünschungen und Verspottungen des Publicums preisgeben will. Man versammelt sich um solche Anschlagezettel, liest sie laut und in deklamatorischem Tone vor, während tausend Commentare, die noch satirischer und unbarmherziger sind als der Text, von allen Seiten unter schallendem Gelächter sich Luft machen.

Manchmal ist diese Weise der Opposition eine Art Nationaldank, welchen man den Mandarinen bringt, die sich beim Volke beliebt zu machen verstanden haben; dann tritt ein pomphaftes und emphatisches Lob an die Stelle des Epigramms, und der Abgott der Menge wird dann stets den berühmtesten Heiligen des ehrwürdigen Alterthums an die Seite gestellt. Es ist jedoch bemerkenswerth, dass die Chinesen in der Apologie stets weniger Glück haben, als in der Satire, und dass ihre Anschlagezettel es viel besser verstehen, die Mandarinen zu beschimpfen, als zu beloben.

Die Chinesen sind durchaus nicht daran gewöhnt, jederzeit, wie man gewöhnlich denkt, sich unter die Ruthe ihrer Herren zu beugen. Man kann allerdings behaupten und muss ihnen diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass sie im Allgemeinen die Obrigkeit achten, aber ist sie zu tyrannisch oder auch nur peinlich und quälerisch, so ver-

stehen sie es mit unwiderstehlicher Energie gegen sie aufzutreten und sie nach ihrem Willen zu lenken. Als wir durch eine westliche Provinz reisten, kamen wir eines Tages in eine Stadt dritten Grades, Ping-fang, wo wir das ganze Volk in Aufregung und in einer Haltung fanden, wie man sie zu sehen gar nicht gewohnt ist. Der Vorfall verhielt sich folgendermassen:

Die obere Verwaltungsbehörde hatte für die Präfektur dieser Stadt einen Mann ernannt, um den sich die Einwohner gar nicht zu kümmern schienen; man wusste, dass in der Provinz, welche er verliess, seine Verwaltung willkührlich und tyrannisch gewesen war, und das Volk von seiner Ungerechtigkeit und Habsucht viel zu leiden gehabt hatte. Die Nachricht von seiner Ernennung erregte daher allgemeinen Tadel, der sich der Sitte gemäss zuerst in sehr satirischen und heftigen Placaten aussprach. Eine Deputation von den achtbarsten Bürgern der Stadt reiste nach der Hauptstadt der Provinz ab, um dem Vicekönig eine Petition zu überreichen, in welcher man denselben unterthänigst bat, mit der armen Einwohnerschaft Mitleid zu haben und statt einer Person, welche Vater und Mutter wäre, nicht einen Tiger zu schicken, der es verschlingen würde. Die Bittschrift hatte keinen Erfolg, und es wurde beschlossen, dass der Mandarine an dem festgesetzten Tage seine neue Stelle antreten sollte.

Die Deputation reiste zurück und brachte ihren Mitbürgern diese Trauerbotschaft. Die Stadt gerieth sogleich in die äusserste Bestürzung; aber es blieb nicht dabei, dass man sich nur im Geheimen kränkte. Die Vorsteher der einzelnen Stadtviertel versammelten sich und hielten grossen Rath, zu welchem man die einflussreichsten Personen herbeizog. Es wurde beschlossen, dass man dem neuen Präfekten durchaus nicht erlauben sollte, seinen Posten anzutreten, sondern ihn ganz höflich aus der Stadt hinauszuweisen.

Indess machte sich dieser zu der bestimmten Zeit auf den Weg und kam, von zahlreichem Gefolge begleitet, an seinem neuen Bestimmungsorte an. Er stiess unterwegs auf keine Verschwörung, nicht das geringste Zeichen von Opposition bemerkte er. Im Gegentheile, Jedermann warf sich bei seiner Ankunft nieder, um seiner hohen Würde die gebührende Ehre zu erweisen. Er war also der Ueberzeugung, dass alles seinen guten Gang nähme, und dass seine Befürchtungen eines schlechten Empfanges durchaus eingebildet und grundlos wären. Kaum war er in seinen Gerichtshof getreten, und hatte noch nicht einmal Zeit gehabt, eine Tasse Thee zu sich zu nehmen, als die angesehensten Bürger der Stadt Audienz begehrten. Eiligst liess er sie eintreten, in der festen Ueberzeugung, man wolle ihm zu seiner glücklich vollendeten Reise Glück wünschen. Zwei Herren warfen sich, wie es die Sitte vorschreibt, vor ihrem neuen Präfekten nieder; hierauf ergriff einer von ihnen das Wort, und kündigte ihm mit ausserordentlicher Höflichkeit und feinstem Anstande an, sie seien gekommen, ihm im Namen der Stadt und der dazu gehörigen Umgebung zu verkündigen, er solle sich unverzüglich wieder auf den Weg machen und dahin zurückkehren, von wo er hergekommen sei, weil man von ihm durchaus nichts wissen wolle. Der Präfekt, so schnell enttäuscht, versuchte es erst im Guten,

dann wollte er seine theuren Untergebenen einschüchtern; aber er war diesmal, wie die Chinesen sich ausdrücken, nur ein „papierner Tiger." Der Sprecher jener Herren sagte ihm mit grösster Ruhe, man sei nicht gekommen, um zu berathschlagen; es sei schon eine abgemachte Sache, und man habe beschlossen, ihn nicht in der Stadt übernachten zu lassen, und um dem armen Präfekten jeden Zweifel über ihre wahren Absichten zu benehmen, fügte er hinzu, dass ein Palankin ihn vor dem Gerichtshofe erwarte; die Stadt werde die Reisekosten tragen, und wolle ihm ausserdem eine glänzende Bedeckung geben, um ihn bis in die Hauptstadt der Provinz zurück zu begleiten, und ihn wohl erhalten in die Hände des Vicekönigs zu überbringen.

Unstreitig kann man Niemandem mit grösserer Artigkeit die Thüre weisen. Der Präfekt wollte jedoch noch Schwierigkeiten machen, aber es hatten sich eine Anzahl Menschen um den Gerichtshof versammelt, und die Rufe, welche man von allen Seiten vernahm und die durchaus keinen eben wohlmeinenden Charakter trugen, sagten dem Präfekten, dass es die Klugheit erfordere, sich nicht zu widersetzen. Er musste also seinem Schicksal weichen und in grösster Ruhe umkehren. Jene Herren begleiteten ihn mit vieler Rücksicht und Achtung bis an das Thor des Gerichtshofes, wo auch wirklich ein sehr schöner Palankin bereit stand. Man bat ihn einzusteigen, und machte sich dann, unter Begleitung der vorzüglichsten Gelehrten der Stadt, auf den Weg nach der Hauptstadt.

Sobald man dort ankam, ging es direkt in den Palast des Vicekönigs. Der Hauptrepräsentant der Stadt Ping-fang stellte ihm den Präfekten vor und sagte: Die Stadt Ping-fang schickt diese Magistratsperson, und bittet unterthänigst, eine andere dafür zu schicken; den da will man um keinen Preis behalten. Hier ist die unterthänigste Bittschrift eurer Kinder. Bei diesen Worten stellte er dem Vicekönig ein langes Heft von rothem Papiere zu, welches die Petition enthielt, mit zahlreichen Unterschriften der angesehensten Bürger von Ping-fang. Der Vicekönig schien erst sehr unzufrieden, dann durchlas er aufmerksam das rothe Heft und sagte zu den Deputirten, wenn ihre Reclamationen begründet wären, so sollte ihnen Recht widerfahren; sie könnten ruhig nach Hause zurückkehren und ihren Mitbürgern sagen, dass sie bald einen Präfekten, wie sie ihn wünschten, bekommen würden.

Gerade als wir nach Ping-fang kamen, waren die Deputirten erst seit wenigen Stunden aus der Hauptstadt in die Provinz mit der frohen Nachricht zurückgekehrt, dass ihr so kühner Schritt mit vollständigem Erfolge gekrönt worden sei.

Analoge Fälle kommen ziemlich häufig im chinesischen Reiche vor. Oft geisseln populäre, anhaltende und energische Bekanntmachungen die schlechte Verwaltung der Mandarinen und zwingen die Regierung, die öffentliche Meinung zu achten. Man täuscht sich sehr, wenn man meint, dass die Chinesen immer in unerbittliche Gesetze eingepfercht und eingeengt sind, und unter der Zuchtruthe einer tyrannischen Macht stehen, welche jede Handlung bestimmt, jede Bewegung leitet und inspicirt. Diese absolute, aber durch den

Einfluss und das Uebergewicht der Gelehrten eingeschränkte Monarchie gibt dem Volke eine weit grössere Unabhängigkeit, als man denkt. Man findet in China eine Menge Freiheiten, die man vergeblich in Ländern suchen würde, welche im Rufe äusserst liberaler Constitutionen stehen.

Man kann es vielfach lesen und glaubt in Europa ziemlich allgemein, dass der Chinese gehalten ist, Stand und Gewerbe des Vaters anzunehmen; das Gesetz bestimme jedem das Handwerk, welches er treiben soll; Niemand dürfe ohne die Vollmacht der Mandarinen seinen Heimathsort verlassen, um anders wohinzuziehen; kurz man sei an eine Menge von Servituten gebunden, welche die Gefühle des freien Bürgers des Abendlandes empören. Wir begreifen nicht, wie solche Vorurtheile haben entstehen können; denn in der ganzen Ausdehnung des chinesischen Reiches darf jeder das Gewerbe ergreifen, das ihm gefällt, oder auch gar keines betreiben, ohne dass die Regierung sich irgend hinein menge. Man kann Künstler, Arzt, Schullehrer, Ackerbauer, Kaufmann werden und hat dabei alle nur denkbare Freiheit; man braucht kein Patent, keinen Erlaubnissschein, keine Vollmacht von irgend jemand. Man ergreift einen Stand, man verlässt ihn, man ergreift ihn zum zweiten Male, ohne dass sich jemand nur im mindesten darum bekümmere. Was das Reisen und Herumwandern der Bürger betrifft, so gibt es vielleicht nirgends so viel Freiheit und Unabhängigkeit, man kann in den achtzehn Provinzen hin- und herreisen, so oft man will, man darf sich niederlassen, wo man es für zweckmässig erachtet, und wie man es eben wünscht, ohne mit den Mandarinen etwas abzumachen zu haben. Jedermann hat das Recht, frei von einem Ende bis zum andern das ganze Reich zu durchwandern; Niemand kümmert sich um die Reisenden, die ihrerseits auch nirgends Gensdarmen vorfinden, welche ihnen einen Pass abverlangen. Wenn es sich unglücklicherweise die chinesische Regierung eines schönen Tages einfallen liesse die herrliche Erfindung der Pässe anzunehmen, würden sich die armen Missionare augenblicklich in den beklagenswerthesten Zustand versetzt sehen. Sie würden nicht einen Schritt thun können, sie müssten sich dann für Geld falsche Pässe verschaffen; das wäre allerdings, wie wir nicht bezweifeln, sehr leicht, würde sich aber wohl mit ihrem Gewissen nicht vertragen.

Es gibt ein Gesetz, welches die Chinesen verpflichtet, innerhalb der Grenzen des Reiches zu bleiben, und ihnen verbietet, die Grenze zu überschreiten und in fremden Ländern herumzustreifen, wo sie nur schlechte Beispiele sehen und ihrer guten Erziehung verlustig werden würden; aber die zahlreichen Auswanderungen der Chinesen, welche die spanischen, englischen und holländischen Colonien aufsuchen, ferner der grosse Zusammenfluss von Chinesen in Californien, alles das beweist, dass die Regierung eben nicht sehr streng über die Ausübung jenes Gesetzes wacht. Es steht in der Gesetzsammlung, wie so viele andere, auf die man längst nichts mehr gibt.

Das Recht überall frei und ohne Schranken in allen Provinzen herumreisen zu können, ist gewissermassen ein unumgängliches Bedürfniss für diese Leute, welche beständig in grösserem und geringerem

Massstabe mit Handel beschäftigt sind. Man begreift leicht, dass die geringste Hemmung in Bezug auf die Reisen die commercielle Thätigkeit stören würde, welche so zu sagen das Leben und die Seele dieses weiten Reiches ist.

Das Recht der Association ist für die Chinesen ebenso nothwendig, als das der unumschränkten Reisen, und sie besitzen es auch in vollstem Masse und weitestem Sinne des Wortes. Ausser jenen geheimen Gesellschaften, welche den Sturz der Mandschu-Dynastie anstreben, und welche mit der grössten Strenge zu verfolgen die Regierung nie unterlässt, sind alle Associationen erlaubt. Die Chinesen haben übrigens eine ausserordentliche Geschicklichkeit das abzuschliessen, was sie *hui* oder Corporationen nennen. Es gibt deren für alle Stände, für alle Zweige der Industrie, für alle Unternehmungen und Geschäfte. Bettler, Diebe, alles organisirt sich nach mehr oder weniger zahlreichen Gesellschaften; niemand steht isolirt in seiner Sphäre. Eine Art Instinkt führt gewisse Individuen zusammen und treibt sie an, ihre einzelnen Mittel zusammenzuschiessen und gemeinsam Nutzen daraus zu ziehen. Manchmal geschieht es, dass die Bürger gewisser Orte sich vereinigen, um über die Befolgung der Gesetze zu wachen, wenn die Behörde zu schwach oder zu nachlässig ist, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wir sind selbst Zeuge von manchen Fällen der Art gewesen, deren Resultate höchst befriedigend waren.

Das Spielen ist in China verboten; indess spielt man überall mit einer Wuth, der nichts gleich kommt. Wir werden an einer andern Stelle davon sprechen. Ein grosses Dorf in der Nähe unserer Mission, nicht weit von der grossen Mauer, war durch seine Spieler von Profession berüchtigt. Ein Familienvater, dem Spiele ergeben wie alle übrigen, sagte eines Tages, man müsse Verbesserungen im Dorfe vornehmen und die Spieler bekehren. Er schickt daher Karten an die bedeutendsten Bewohner des Ortes und ladet sie zu einer Gasterei ein. Gegen das Ende der Mahlzeit nimmt er das Wort, und nach mancherlei Betrachtungen über die Ungehörigkeit des Spieles schlägt er seinen Gästen vor, eine Gesellschaft zu bilden, deren Aufgabe es ist, das Spiel aus dem Dorfe auszurotten. Der Vorschlag erregte anfangs zwar grosses Erstaunen, aber nach einer ernsten Berathung wurde er angenommen. Man setzte einen Vertrag auf, den alle Theilnehmer unterschrieben, und wodurch man sich verpflichtete, nicht nur nicht mehr zu spielen, sondern namentlich das Dorf zu überwachen, um die Spieler auf frischer That zu erwischen und dieselben der Gerechtigkeit zu überliefern, damit sie nach der ganzen Strenge der Gesetze bestraft würden. Das Vorhandensein einer solchen Gesellschaft wurde den Einwohnern des Dorfes bekannt gemacht und zugleich allen mitgetheilt, dass sie gleich von jetzt an ihren Plan in Ausführung bringe.

Einige Tage hierauf wurden drei der tollsten Spieler, welche die Verbote ihrer Mitbürger wahrscheinlich nicht so recht im Ernst genommen hatten, mit den Karten in der Hand erwischt. Auf der Stelle knebelte man sie, und sechs Mitglieder jener Gesellschaft führten sie nach dem Gerichtshofe der nächsten Stadt, wo sie unbarm-

herzig gepeitscht und zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt wurden. Wir haben ziemlich lange in jener Gegend gelebt, und es mit unsern eignen Augen verfolgen können, wie wirksam dieses Mittel gewesen ist, um die gesunkenen Sitten jenes Ortes zu heben. Man war über die glücklichen Erfolge dieser Gesellschaft so erstaunt, dass sich in der Nachbarschaft bald noch mehrere bildeten, die auf dieselbe Weise organisirt waren.

Manchmal bethätigen solche Gesellschaften, welche auf die angegebene Weise ganz eigenthümlich von selbst und ohne allen äusseren Einfluss von Seiten der Staatsregierung entstehen, einen kräftigen Charakter, der Staunen erregt. Sie üben ihre Gewalt mit einer Energie und Kühnheit aus, wie sie die stolzesten Mandarinen nicht haben. Nicht fern von dem Orte, in welchem wir jene Gesellschaft gegen die Spieler entstehen sahen, waren wir auch Zeuge der Organisation einer Gesellschaft, welche sich nach ganz andrer Seite hin furchtbar machte. Jene Gegend hat halb chinesische und halb mongolische Bevölkerung und ist von einer bedeutenden Anzahl Berge, Steppen und Wüsten durchschnitten. Die Dörfer, welche in den Schluchten und Thälern liegen, sind nicht wichtig genug, sodass die Regierung keine Mandarinen hierher gesetzt hat. Da nun diese wilde Gegend ziemlich weit vom Mittelpunkte der Staatsgewalt entfernt lag, so war sie der Aufenthaltsort ganzer Banden von Dieben und Verbrechern geworden, welche bei Tag und Nacht ungestraft ihre Räubereien in der Umgegend ausübten. Sie plünderten Heerden und Erntevorräthe, lauerten den Reisenden in Hohlwegen auf, beraubten sie ganz unbarmherzig, selbst Todtschläge kamen vor. Manchmal stürzten sie sich auf ein Dorf und plünderten es rein aus. Wir hatten oft diese schreckliche Gegend durchreisen müssen, um unsere Christen zu besuchen; aber wir mussten uns stets zu einer grösseren Gesellschaft vereinigen und nicht anders als vom Kopf bis zum Fuss bewaffnet den Weg antreten. Zu wiederholten Malen schon hatte man sich an die Mandarinen der nächsten Städte gewandt, aber noch Niemand hatte einen Kampf mit jenen Räuberbanden zu unternehmen gewagt.

Was die Obrigkeit zu unternehmen sich gefürchtet hatte, das versuchte ein einfacher Bauersmann und führte es auch glücklich aus. — Da uns die Mandarinen, sagte er, nicht zu Hülfe kommen können oder es nicht wollen, so müssen wir uns selbst schützen; wir wollen uns also vereinigen und einen Hui bilden. — Es ist in China gewöhnlich, dass solche Gesellschaften sich bei einer Gasterei bilden. Der Bauer schreckt vor dieser Ausgabe nicht zurück; er schlachtet einen alten Ochsen und schickt Einladungskarten an alle Dörfer der Umgegend. Jeder billigte den Gedanken dieser Art gegenseitiger Hülfsleistung, und man trat zu einer Gesellschaft zusammen, welche man *Lao-niu-hui*, d. h. Gesellschaft zum alten Ochsen, nannte, um damit an jene Mahlzeit zu erinnern, bei deren Gelegenheit sie entstanden war. Die Gesellschaftsordnung war kurz und einfach. Die Mitglieder sollen so viel als möglich Leute in ihre Verbindung aufzunehmen suchen. Sie verpflichten sich, jederzeit und überall sich gegenseitige Hülfe zu leisten, um die grossen und kleinen Diebe zu

verfolgen. Jedem Diebe oder Diebeshehler schneidet man den Kopf ab, sobald man ihn gefangen hat. Da braucht es weder Process noch Untersuchung. Gleichgültig ist es, ob viel oder wenig gestohlen worden ist. Da man nun voraussetzen konnte, dass eine solche Verfahrungsweise nothwendig Streitigkeiten mit den Behörden herbeiführen müsste, so standen alle Mitglieder in einem Solidarverhältniss. Die ganze Gesellschaft nahm die Verantwortlichkeit für die abgeschnittenen Köpfe auf sich. Ein Process, den man gegen ein Mitglied anhängig machte, galt als Process für die ganze Gesellschaft.

Diese fürchterliche Gesellschaft zum schwarzen Ochsen hielt eng zusammen und verfuhr mit einer Energie ohne Gleichen. Ausserdem, dass sie einer zahlreichen Masse grosser und kleiner Diebe mit wahrhaft schrecklicher Gleichgültigkeit die Köpfe abschnitt, vereinigten sich einstmals bei Nacht die Mitglieder in grosser Zahl und ganz in aller Stille, um ein Tsey-uo, d. h. ein Diebsnest, zu erobern. Es war dies ein elendes Dorf im Hintergrunde einer Bergschlucht; die Gesellschaft zum schwarzen Ochsen umzingelte es von allen Seiten, zündete es an, und alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, verbrannten oder wurden niedergemacht. Zwei Tage nach dieser schrecklichen Expedition sahen wir noch die rauchenden Trümmer dieses Diebsnestes.

Nach kurzer Zeit waren alle Diebe der Gegend ausgerottet oder verscheucht, das Eigenthum wurde wieder geachtet, ja es ging so weit, dass man unterweges Fremdes und Verlorenes ruhig konnte liegen sehen, ohne dass man nur wagte es anzurühren.

Diese heftigen und blutigen Vorfälle machten den Mandarinen der benachbarten Städte viel Kummer. Die Verwandten der als Opfer Gefallenen liessen ihre Klagen in den Gerichtshöfen ertönen, und verlangten mit lautem Geschrei den Tod derjenigen, welche sie Mörder nannten. Jene Gesellschaft, ihrem Uebereinkommen getreu, stellte sich wie ein Mann, um allen Anklagen Rede zu stehen und sich dem gegen sie anhängig gemachten Monsterprocesse zu unterziehen; sie war auch keineswegs darüber erschrocken, denn sie hatte von Anfang an einen solchen Ausgang der Dinge erwartet. Man appellirte bis nach Peking und ein grosser Theil der Beamten, deren Nachlässigkeit die Veranlassung zu jenem ausserordentlichen Verfahren gegeben hatte, wurde abgesetzt und in die Verbannung geschickt, während der Strafgerichtshof die Gesellschaft zum schwarzen Ochsen belobte. Die Regierung hielt es jedoch für gut, derselben eine gesetzliche Grundlage zu geben, und stellte sie unter die Leitung der Obrigkeit; sie regulirte die Statuten der Gesellschaft, verlangte, dass die Mitglieder derselben, um kenntlich zu sein, ein vom Mandarinen des Distriktes ausgefertigtes Schild tragen sollten, und dass ausserdem der Titel: Gesellschaft zum schwarzen Ochsen vertauscht werden sollte mit: Tai-ping-sche, d. h. Agentur der allgemeinen Friedensstiftung. Diesen Namen trug die Gesellschaft, als wir das Land verliessen und unsre Reise nach Tibet unternahmen.

Aus dem eben Mitgetheilten ersieht man, dass die Chinesen ziemlich weitgehenden Gebrauch von ihrem Vereinsrechte zu machen verstehen, und dass sie durchaus nicht Sklaven ihrer Mandarinen sind,

wie man in Europa gewöhnlich denkt. Die Pressfreiheit ist auch seit ältester Zeit in China heimisch. Die Europäer bilden sich freilich ein, sie erfunden zu haben, obgleich sie eigentlich nicht recht wissen, wie sie es anfangen sollen, dass sie auf ihrem Boden Wurzel schlage. Bald sind sie für diese Freiheit zu sehr eingenommen, sie werden fast wahnsinnig dadurch, und bald wollen sie nichts mehr von ihr wissen, und freuen sich gewissermassen darüber, dass sie nicht alles schreiben und drucken lassen dürfen, was sie denken. Das kommt daher, würde ein Chinese sagen, dass die Barbaren an den westlichen Meeren zu hitziges, zu warmes Blut haben; sie können nichts mit Ruhe und Mässigung abmachen, sie können sich nicht in jener unveränderlichen Mittelstrasse halten, von welcher Confucius spricht. Wir Chinesen dagegen lassen drucken, was wir wollen, Bücher, Broschüren, Flugschriften, Plakate für die Strassenecken, und unsere Mandarinen kümmern sich nicht darum; ja wir geben sogar nach Belieben selbst die Drucker ab, wenn es uns nur nicht zu langweilig ist, und wir Geld genug haben, die Platten stereotypiren zu lassen. Wir machen also von der Pressfreiheit Gebrauch, so viel als uns gefällt; jedoch missbrauchen wir sie nie. Wir drucken Dinge, die das Publikum erheitern oder belehren, ohne die fünf Grundtugenden und die drei gesellschaftlichen Verhältnisse zu verletzen.*) Wir beschäftigen uns nicht eben mit Regierungsangelegenheiten, weil wir der Ueberzeugung sind, dass das Regiment nicht besser gehen würde, wenn sich jeder von den dreihundert Millionen Menschen einfallen lassen wollte, es nach seinem Kopfe zu leiten. Es kommt wohl manchmal vor, dass Bücher gedruckt werden, welche die öffentliche Sicherheit stören und die der Obrigkeit schuldige Achtung unangenehm berühren könnten; dann forschen die Mandarinen nach dem Urheber eines solchen Vergehens und bestrafen ihn sehr streng. Indess ist das nicht Grund genug, Andere zu verhindern, ihren Pinsel zu gebrauchen, und ihr Geschriebenes auf Platten zu graviren und Bücher daraus zu machen. Das Vergehen eines schlechten Bürgers darf nicht die Bestrafung des ganzen Reiches nach sich ziehen. Aber in den Ländern jenseit der Westmeere, da scheint die Sache nicht so zu sein; doch darf man sich darüber eben nicht wundern, dass die Völker dort Geschmack und Temperament für sich haben. Die Occidentalen lassen sich leicht zum Zorne hinreissen, bald aus diesem, bald aus jenem Grunde; heute finden sie alle Regierungen schlecht, und morgen sind sie alle ausgezeichnet. Aber bei solchem Geschmack und Temperament ist es unmöglich, dem Pinsel so freien Lauf zu lassen, wie bei uns, es würde die bodenloseste Verwirrung geben. Es kann manchmal recht gut sein, die Regierungsform zu wechseln; aber diese Wechsel dürfen nicht zu oft und nicht zu schnell auf einander folgen. Einer unserer berühmtesten Philosophen hat folgenden Ausspruch gethan: Unglücklich sind die Völker, welche eine schlechte Regierung haben, unglücklicher aber die, welche eine erträgliche Regierung haben und sie nicht zu bewahren verstehen.

*) [Vgl. oben Th. I. S. 68. D. Ueb.]

Obgleich die Chinesen, wenn sie einmal in's Revolutionniren gekommen sind, sich leicht allen Excessen des Hasses, des Zornes und der Rache überlassen, so kann man doch behaupten, dass sie sich ungern mit Politik beschäftigen und sich nicht gern in Regierungsangelegenheiten mischen. Sonst würde es auch schwer zu begreifen sein, wie eine Nation von dreihundert Millionen Menschen nur einen Augenblick in Ruhe und Frieden leben könnte, welche im Vereinsrechte und der freien Presse so viel Elemente der Zwietracht und so viel Hebel zu Aufständen findet. Es gibt ferner unter den Chinesen einen an und für sich ganz guten und löblichen Brauch, der aber, von unruhigen und aufrührerischen Geistern ausgebeutet, eine unwiderstehliche Macht entfalten könnte, die Leidenschaften des Volkes zu reizen und zu schüren; wir meinen nämlich die *Schuo-schu-ti*, die öffentlichen Vorleser. Die Klasse derselben ist unzählig; sie laufen in Städten und Dörfern umher und lesen dem Volke die interessantesten und dramatischsten Rollen seiner Nationalgeschichte vor, welche sie ausserdem noch mit Commentaren und Betrachtungen begleiten. Gewöhnlich sind die öffentlichen Vorleser ausserordentlich geschwätzig, oft aber auch sehr gute Redner. Die Chinesen finden ihr Vergnügen daran, sie schwatzen zu hören; sie gruppiren sich um sie herum auf öffentlichen Plätzen, auf den Strassen, am Eingange der Gerichtshöfe und Pagoden, und schon aus ihren Physionomien kann man leicht erkennen, wie lebhaft das Interesse ist, welches sie an diesen historischen Berichten finden. Der Vorleser hält manchmal im Laufe seiner Rede inne, um sich etwas zu erholen, und benutzt diese Zwischenräume gewöhnlich, um eine Collecte zu veranstalten; denn er hat ja kein anderes Einkommen, als diese von seinen wohlwollenden Zuhörern freiwillig gewährten Sapeken. So sind also in China, dem Lande des Despotismus und der Barbarei, Clubs beständig im besten Gange. Wir sind aber fest überzeugt, gewisse Völker, welche in liberalen Ansichten sehr weit vorgeschritten sind, würden erschrecken, wenn eine solche Sitte bei ihnen Eingang fände.

Man gefällt sich in Europa darin, Asien als das klassische Land der Willkühr und der Sklaverei zu betrachten; indess widerstreitet nichts mehr der Wahrheit, als diese Ansicht. Wir hoffen, dass den Leser folgende Stelle Abel-Rémusat's nicht langweilen wird, welcher in diesen Punkten eine anerkannte Auktorität ist, da er die Verhältnisse des Orients mit jenem sicheren und unparteiischen Blicke eines Gelehrten betrachtet, der sich von den althergebrachten Vorurtheilen freizumachen und seine Angaben auf historische Thatsachen zu gründen versteht.

„Ein interessanter Zug bei aller der so mannigfachen Abwechselung in der Form der orientalischen Regierungen ist es, dass man nirgends und fast zu keiner Zeit den gehässigen Despotismus und die herabwürdigende Sklaverei vorfindet, deren unheilvollen Genius man über ganz Asien ausgebreitet wähnte. Ich nehme die muhammedanischen Staaten aus, deren Verhältnisse und inneres Getriebe ein besonderes Studium erfordern. Ueberall sonst umgibt sich eine souveräne Macht mit imponirendem äusserem Glanze, und ist trotzdem nicht weniger den drückendsten Beschränkungen unterworfen, ja ich

möchte fast sagen, den einzigen, welche wirklich Beschränkungen sind. Man hat die Könige Asiens für Despoten gehalten, weil man auf den Knien liegend mit ihnen redet und sich vor ihnen in den Staub niederwirft; man hält sich dabei an den blossen Schein, weil man das wahre Wesen der Sache nicht hat durchdringen können. Man hat in ihnen Götter auf Erden gesehen, weil man die unübersteiglichen Schranken nicht erkannte, welche Religion, Gebräuche, Sitten, Vorurtheile ihrem freien Willen setzen. Ein König von Indien ist, nach dem göttlichen Gesetzgeber Manu, der Sonne gleich, er verbrennt Augen und Herzen, er ist Luft und Feuer, Sonne und Mond, keine menschliche Kreatur kann ihn ansehen; aber dieses übernatürliche Wesen kann von einem Brahmanen keine Steuer erheben, und sollte es Hungers sterben, es kann aus einem Kaufmann keinen Ackerbauer machen, noch die geringsten Verfügungen eines Gesetzbuches verletzen, welches als Offenbarung gilt und über Civilangelegenheiten wie religiöse Fragen entscheidet. Der Kaiser von China ist der Sohn des Himmels, und wenn man sich seinem Throne nähert, berührt man neunmal mit der Stirn den Fussboden; aber er kann einen Unterpräfekten nur nach der Candidatenliste der Gelehrten-Corporation wählen, und wenn er am Tage einer Finsterniss unterliesse, zu fasten und öffentlich die Fehler und Mängel seiner Regierung zu bekennen, so würden Hunderttausende von gesetzlich erlaubten Schmähschriften ihm seine Pflichten in Erwähnung bringen und ihn an die Aufrechterhaltung der althergebrachten Gebräuche erinnern. Man würde es sich im Occident gar nicht einfallen lassen, der Macht eines Fürsten solche Schranken zu setzen; aber es ist auch nicht weniger wahr, dass eine Menge solcher Institute, welchen Ursprunges und Wesens sie immer sein mögen, der Laune eines Tyrannen einen Damm entgegenstellen, und dass eine so beschränkte Macht weit davon entfernt ist, zügellos zu sein und schwerlich für despotisch gelten kann.

„Ich habe von Instituten gesprochen, und dieses ganz moderne, ja ganz europäische Wort mag zu grossartig und zu wohlklingend erscheinen, wenn es sich um rohe Völker handelt, welche nichts von Budget und Rechenschaftsbericht und Entschädigungsgesetzen wissen. Es handelt sich hier nicht um jene improvisirten Beschlüsse, durch welche man allen, die es eben angeht, bekannt macht, dass von einem bestimmten Tage an eine Nation andere Gebräuche annehmen und neuen Grundsätzen folgen soll, wobei man Andersdenkenden die gehörige Zeit lässt, Interessen und Anschauungsweise zu ändern. In diesem Sinne freilich bietet der grösste Theil Asiens nichts, was man Institute nennen könnte. Solche Regeln, solche Grundsätze, welche die Handlungen der Mächtigen leiten und bis auf einen gewissen Punkt wenigstens die Rechte der Schwächeren schützen, sind einfach die Wirkungen der Gewohnheit, die Folgen des Nationalcharakters; sie haben als Grundlage und Stützpunkt die Vorurtheile des Volkes, seinen Glauben und seine Irrthümer, seine socialen Verhältnisse und geistigen Bedürfnisse. Wunderbar bleibt es immerhin, dass sie sich so lange gehalten haben; sie müssen doch recht tief in die Herzen eingegraben sein, dass man nie daran gedacht hat, sie drucken

zu lassen. Man muss aber immer China ausnehmen, welches auch in dieser Beziehung den andern asiatischen Staaten vorausgeeilt ist und sich ein Recht auf die Achtung des Westens erworben hat; denn es hat seit langer Zeit eine geschriebene Verfassung, und es herrscht die Gewohnheit, dieselbe von Zeit zu Zeit zu erneuern und durch Zusätze zu modificiren. Man nimmt dabei auf Einzelnheiten Rücksicht, die wir ganz übergehen; denn abgesehen von den Bestimmungen über die ausübenden Gerichtshöfe und die Verwaltungsbehörden, welche darin festgesetzt oder umgeändert werden, gibt es noch besondere Artikel über Kalender, Mass und Gewicht, Departements-Eintheilung, selbst über die Musik, welche jederzeit als ein wesentlicher Gegenstand bei der Verwaltung des Reiches angesehen worden ist.

„Wenn man nun unter einem Despoten einen absoluten Herrscher versteht, der über Gut, Ehre und Leben seiner Unterthanen verfügt, und seine Macht ohne Grenzen und ohne Aufsicht braucht und missbraucht, so gibt es meiner Ansicht nach in Asien nirgends solche Despoten; an allen Orten legen die Sitten, die altherkömmlichen Gebräuche, die allgemein verbreiteten Meinungen und Irrthümer der Macht Fesseln an, welche drückender sind, als schriftliche Bedingungen, und von denen sich die Tyrannei nicht losmachen kann, sie müsste es denn darauf ankommen lassen, durch ihre eigene Gewalt zu Grunde zu gehen. Ich sehe nur eine bestimmte Anzahl von Fällen, in denen man nichts achtet, in denen man keine Schonung kennt und Gewalt ohne alle Einschränkung herrscht; das ist an den Orten, an welchen die Schwäche und Unvorsichtigkeit der Asiaten es zugelassen hat, dass Fremde aus fernen Ländern sich niederliessen, welche nur den Wunsch mitbrachten, in so kurzer Zeit als möglich Reichthümer aufzuhäufen und dann zurückzukehren, um dieselben ruhig im Vaterlande zu geniessen, Leute, welche kein Mitleid haben für Menschen eines andern Stammes, kein Mitgefühl für Eingeborene, deren Sprache sie nicht verstehen, deren Geschmack, Sitten, Glauben und Vorurtheile sie nicht theilen. Kein auf Vernunft oder Gerechtigkeit gegründeter Vertrag könnte bei Interessen entstehen und sich aufrecht erhalten, welche so diametral entgegengesetzt sind. Die Gewalt allein kann eine Zeit lang einen solchen Stand der Dinge behaupten, nur ein absoluter Despotismus kann eine Handvoll Räuber zurückhalten, welche alles einer Bevölkerung entreissen wollen, die sich ganz im Rechte glaubt, wenn sie nichts hergibt. Man sieht die Folgen dieses Kampfes in den Colonien Asiens, und die Fremden, von denen ich spreche, sind eben Europäer.

„Wir wollen uns nur eingestehen, ein sonderbarer Menschenschlag ist doch die europäische Race, und die vorgefassten Meinungen, mit denen sie sich bewaffnet, die Gründe, auf welche sie sich stützt, würden einen sonderbaren Eindruck auf einen unparteiischen Richter machen, wenn es einen auf Erden geben könnte. Berauscht von ihren Erfolgen von gestern her und namentlich von ihrer Ueberlegenheit in der Kriegslust, sieht sie mit stolzer Verachtung auf die übrigen Familien des Menschengeschlechts herab; alle scheinen nur desshalb geboren zu sein, um sie zu bewundern und ihr zu dienen, und von ihr allein steht geschrieben: Gott lasse Japhet wohnen in

den Zelten Sems und Kanaan sei sein Knecht. Alle sollen wie sie denken und für sie arbeiten. Ihre Kinder stolziren auf der Erdkugel und zeigen den niedrigstehenden Nationen ihre Gesichter als den Typus der Schönheit, ihre Gedanken als das Nonplusultra von Geist. Das ist ihr einziger Massstab; alles beurtheilen sie nach dieser Regel, und wer könnte es sich einfallen lassen, ihre Richtigkeit zu bestreiten? Unter sich beobachten sie noch gewisse Rücksichten, in ihren Streitigkeiten zwischen Volk und Volk folgen sie gewissen Grundsätzen, nach denen sie sich mit Methode und einer gewissen Regelmässigkeit morden können; aber alles das gilt nichts ausserhalb Europa, und das Völkerrecht ist überflüssig, wo es sich um Malaien, Amerikaner und Tungusen handelt. Obgleich voll Vertrauen auf die schnellen Evolutionen ihrer Soldaten, welche mit stets bereiten Schiesswaffen versehen sind, vernachlässigen die Europäer doch nie die Vorsichtsmassregeln einer schlauen Politik. Eroberer ohne Ruhm und Sieger ohne Edelmuth greifen sie die Orientalen an als Menschen, die nichts zu fürchten haben, und gehen dann mit ihnen um, als wenn sie alles von ihnen zu fürchten hätten. Indem sie dann mit weniger Kosten auf diplomatischem Wege vollenden, was sie mit Schlachten nicht erreichen konnten, machen sie die Eingeborenen zu Opfern des Friedens und des Krieges, veranlassen sie zu gefährlichen Bündnissen, legen ihnen Handelsbedingungen auf, besetzen ihre Häfen, theilen ihre Provinzen und behandeln als Rebellen alle die, welche sich ihrem Joche nicht fügen mögen. Allerdings ist ihr Verfahren weit milder gegen solche Staaten, welche eine gewisse Kraft bewahrt haben, und sie zeigen in Canton und Nangasaki eine Schonung, welche man in Palembang und Colombo für übertrieben halten würde.*) Aber in Folge verkehrter Ansichten, die noch auffälliger sind, als der Missbrauch der Gewalt, nehmen unsere Schriftsteller dann die Partei der in ihren Hoffnungen getäuschten Abenteurer; sie tadeln jene klugen Asiaten wegen der Vorsicht, welche bei der Aufführung unserer Landsleute so natürlich ist, und ärgern sich über ihren ungastfreundlichen Charakter. Es scheint, als thue man ihnen Unrecht, wenn man sich vor einer so gefährlichen Nachbarschaft zu schützen sucht; weist man die uneigennützigen Vorschüsse unserer Kaufleute zurück, so verkenne man ein unschätzbares Gut und stosse die Vortheile der Civilisation von sich. Civilisation, wenn man von Asiaten spricht, besteht darin, dass man sorgfältig die Ländereien bebaut, damit die Völker des Abendlandes an Baumwolle, Zucker und Gewürz keinen Mangel leiden; dass man regelmässig Steuern zahlt, damit die Auszahlung der Dividende keine Zögerung erleide; dass man, ohne Murren und trotz der Traditionen und Klimate, andere Gesetze, Sitten und Gewohnheiten annehme. Die Nogaier haben seit einigen Jahren grosse Fortschritte gemacht, denn sie haben dem Nomadenleben ihrer Väter entsagt, und die Steuereinnehmer wissen sie zu finden, wenn der Tag der Zahlung kommt.

*) Abel-Rémusat schrieb so im Jahre 1829; wahrscheinlich würde er diese Worte ganz unterdrückt haben, wenn er 1840 während des Krieges der Engländer gegen die Chinesen geschrieben hätte.

Die ehemaligen Unterthanen der Königin Obeira haben sich seit der Zeit des Kapitän Cook ausserordentlich civilisirt, denn sie haben den Methodismus angenommen, gehen alle Sonntage in schwarzer Tuchkleidung zur Predigt, ein neuer Absatzweg für die Manufakturen von Sommerset und Glocester. Mit grossem Vergnügen haben unsere Reisenden in der letzten Zeit einen Fürsten der Sandwich-Inseln betrachtet, der in rothem Rock und Weste Hof hielt, und sie bedauerten nur, dass die ausserordentliche Hitze ihn verhinderte, sein Kostüm zu vervollständigen; aber so unvollkommen, ungeschickt, inconsequent und grotesk auch alle solche Nachahmungen sein mögen, man muss sie ermuthigen um der Folgen willen, die sie haben können. Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo die Inder sich an unsere Kattune gewöhnen, statt selbst Musselin zu weben, wo die Chinesen unsere Seidenwaaren kaufen, die Eskimos Kaliko-Hemden tragen, und die Einwohner der Tropenländer unsere Filzhüte aufsetzen und sich in unsere Wollenkleider einmummen. Möge die Industrie aller dieser Völker der occidentalischen weichen, mögen sie den Ideen, der Literatur, den Sprachen Europas zu Liebe allem entsagen, was ihre nationale Individualität ausmacht; mögen sie denken, fühlen und sprechen lernen, wie wir, mögen sie diese herrlichen Lehren mit dem Abtreten ihres Landes und mit ihrer Unabhängigkeit bezahlen, mögen sie sich den Wünschen unserer Akademiker gefällig, den Interessen unserer Kaufleute ergeben, sanft, lenksam und unterwürfig zeigen — man wird ihnen ja dann eingestehen, dass sie der menschlichen Gesellschaft um einige Schritte näher gerückt sind, man wird sie, wenn auch immer noch in ziemlicher Entfernung, eine Stelle einnehmen lassen nach dem privilegirten Volke, der Race *par excellence*, der es gegeben ist, zu besitzen, zu beherrschen, zu erkennen und zu unterrichten." *)

Man wird diese Ansicht unseres gelehrten und scharfsinnigen Orientalisten vielleicht etwas zu streng finden. Indess, wenn man Asien durchreist und die europäischen Kolonien besucht hat, so muss man eingestehen, dass der besiegte Volksstamm fast überall mit Dünkel, Uebermuth und Härte behandelt wird von Menschen, welche sich auf ihre Civilisation und manchmal auch auf ihr Christenthum gar nicht wenig einbilden.

Wir sind weit abgekommen von Han-tschuan und seinem Gemeindepalaste, und jenem glücklichen Mandarinen, dem die dankbare Stadt feierlichst ein Paar Stiefel überreichte, in dem Augenblicke, wo er sich von ihr trennen sollte. Der Leser hat wahrscheinlich vergessen, dass wir bei Gelegenheit dieser volksthümlichen Kundgebung auf die Grundzüge der Freiheit zu reden kamen, welche man in China vorfindet, und die sich oft auf höchst bizarre Weise äussern, wenn es gilt, die gute oder schlechte Verwaltung der Mandarinen zu loben oder zu tadeln.

Das schönste Lob, welches die Bevölkerung von Han-tschuan ihrem vielgeliebten Mandarinen spendete, ist, dass er immer selbst in öffentlicher Sitzung Recht sprach. Dieses Verdienst ist in der

*) *Mélanges asiatiques*, S. 244.

That heute von ziemlicher Wichtigkeit bei einem chinesischen Beamten; die Verhältnisse sind in diesem unglücklichen Lande so im Verfall, dass in der Mehrzahl der Fälle die Mandarinen sich der Pflicht ganz entbinden, selbst Recht zu sprechen, sei es aus Faulheit, sei es um nicht den Augen des Volkes ihre Unfähigkeit zu zeigen. Sie bleiben in einem Privatzimmerchen, vom Gerichtssaale gewöhnlich blos durch eine einfache Wand getrennt. Die Parteien machen ihren Rechtsstreit in Gegenwart der Schreiber und niederen Beamten ab; diese statten von Zeit zu Zeit, wenn es ihnen gerade einfällt, Bericht vom Stande der Sache jenen unwürdigen Richtern ab, welche, weichlich auf einem Divan hingestreckt, sich weit lieber mit Pfeife und Thee beschäftigen, als dem Leben oder Schicksale ihrer Untergebenen. Sie kommen auch wegen des Urtheilsspruches, den sie zu geben haben, gar nicht in Verlegenheit. Man legt ihnen denselben fertig vor, und sie brauchen nur ihr Siegel beizufügen. Diese Art Recht zu sprechen ist so in die Mode gekommen, dass eine obrigkeitliche Person, welche sich die Mühe nimmt, den Prozessen beizuwohnen und selbst die Parteien zu verhören, als eine ganz ausserordentliche Person betrachtet wird, welche öffentliche Bewunderung verdient.

Wir waren genöthigt, in Han-tschuan zwei volle Tage zu verweilen, weil diese Zeit über ein sehr heftiger Sturm zu wehen nicht aufhörte. Niemand dachte daran, sich auf dem Blauen Flusse einzuschiffen; wir hatten den traurigen Schiffbruch des Sekretärs von Song-tsche-hien und unser dreimaliges Stranden am Ufer noch nicht vergessen. Die Mandarinen von Han-tschuan, die allerdings kein besonderes Vergnügen daran fanden, unsere erlauchten und kostbaren Persönlichkeiten bei sich zu behalten, unterzogen sich doch lieber dieser Unannehmlichkeit, als dass sie die Verantwortlichkeit für einen Schiffbruch auf sich genommen hätten; indess da es uns schwer ankam, dieses Unwetter, welches ja nur die Atmosphäre reinigte, nicht zu benutzen, so schlugen wir unseren Begleitern vor, zu Lande zu reisen, in der Hoffnung, dass der Wind nicht so gewaltig sein würde, dass er die Palankine von den Schultern unserer Träger emporhöbe und uns durch die Lüfte weiter führte. Ting erinnerte aber an die Gefahr des Schiffbruchs, welche noch viel mehr zu fürchten sei, wenn wir zu Lande weiter reisten, als auf dem Blauen Flusse. Da uns diese Befürchtung ziemlich ungereimt schien, so sagte er uns, wenn wir Han-tschuan verliessen, so sei es unmöglich eine Wasserfahrt zu umgehen, denn auf der einen Seite hätten wir den Fluss und auf der andern einen grossen See, über den wir nothwendigerweise hinüber müssten. Die Barken auf diesem See seien so gebrechlich und so schlecht gebaut, dass sie einem Sturme nicht widerstehen könnten; wir müssten also in aller Ruhe auf ruhiges Wetter warten.

Als sich der Sturm gelegt hatte, setzten wir unsere Reise zu Lande weiter fort. Vor fünf Jahren hatte ein französischer Missionar denselben Weg wie wir genommen, ebenfalls von Mandarinen und Trabanten begleitet, und wie wir von Gerichtshof zu Gerichtshof geführt, wiewohl unter ganz anderen Verhältnissen. Wir waren frei, von

Ehrenbezeugungen umgeben und reisten mit einer gewissen Feierlichkeit; jener dagegen war mit Ketten belastet und wurde von den unbarmherzigen Schergen, welche ihn begleiteten, mit Schmähungen überhäuft, und doch war sein Weg in den Augen der Gläubigen ein wahrer Triumphzug. Er ging voll Kraft und Muth zu einem heiligen Kampfe. Nachdem er mit unüberwindlicher Ausdauer lange und schreckliche Martern in verschiedenen Gerichtshöfen der Hauptstadt von Hu-pe ausgestanden hatte, beendigte er ruhmvoll sein Leben, die Palme des Märtyrers in der Hand, und unter dem Beifallsrufe der katholischen Welt. Als wir diesen Weg von Han-tschuan aus verfolgten, welcher durch die Leiden des ehrwürdigen Perboyre geweiht war, traten alle Einzelnheiten der langen Marter, die wir zu unserem Troste einst selbst unseren Freunden in Europa erzählen konnten, vor unsere Erinnerung, und durchdrangen unsere Seele mit süsser Rührung, netzten unsere Augen mit Thränen; aber die Thränen, welche man bei den Qualen eines Märtyrers vergiesst, sind stets voll Süssigkeit.

Zwei Stunden lang folgten wir engen und krummen Pfaden, welche sich bald durch Hügel mit rothem Boden schlängelten, auf welchem Baumwollenstauden und Indigo in reicher Fülle wuchsen, bald sich durch Thäler längs grüner Reisfelder hinzogen. Wir sahen bald den See Ping-hu, dessen mattblaue Oberfläche, leicht vom Winde erregt, in den Strahlen der Sonne wie von unzähligen Diamanten funkelte. Drei im Voraus hergerichtete Kähne erwarteten uns am Ufer. Der ganze Zug schiffte sich schnell ein; man hisste lange Bambussegel auf, welche wie Fächer gefaltet waren, und wir fuhren ab. Mehrere Ruderer unterstützten den unzureichenden Wind, der noch nicht ganz wieder in sein früheres Gleichgewicht gekommen war; gegen Mittag wurde er heftiger und regelmässiger, blies von der Seite und trieb uns mit grösster Schnelligkeit über die weite Fläche des prächtigen Sees dahin. Wir begegneten Kähnen von allen Formen und Grössen, welche Passagiere und Waaren beförderten; mehrere waren Fischerkähne und leicht kenntlich durch schwarze Netze, welche am Hauptmaste hingen. Diese zahlreichen Junken, welche sich von allen Seiten mit ihren gelben Segeln und bunten Wimpeln kreuzten, das dumpfe und unbestimmte Murmeln von allen Seiten, die Wasservögel, welche über dem See schwebten und plötzlich untertauchten, um ihre Beute zu fangen, — alles das bietet den Blicken ein Bild voll Reiz und Leben.

Wir fuhren bei mehreren schwimmenden Inseln vorüber, den sonderbaren und doch geistreichen Erzeugnissen der chinesischen Industrie, wie sie vielleicht nie ein Volk gehabt hat. Diese schwimmenden Inseln sind ungeheure Flösse, im Allgemeinen aus grossen Bambusstöcken gebaut, deren Holz lange Zeit der auflösenden Gewalt des Wassers Widerstand leistet. Auf diese Flösse hat man eine ziemlich hohe Lage guter Pflanzenerde gebracht, und Dank der geduldigen und ausdauernden Arbeit einiger Familien von Ackerbauern, die zugleich mit auf dem Flusse leben, sieht das erstaunte Auge auf der Oberfläche des Wassers lachende Wohnungen, Felder, Gärten und Pflanzungen mit reicher Abwechselung entstehen. Die Ansiedler

dieser schwimmenden Meiereien scheinen in reichem Ueberflusse zu leben. In den Augenblicken der Musse, welche ihnen der Bau der Reisfelder übrig lässt, ist der Fischfang ihr zugleich Gewinn bringender und angenehmer Zeitvertreib. Oft nachdem sie auf dem See ihre Ernte gehalten haben, werfen sie die Netze aus und ziehen sie mit Fischen beladen auf ihre Insel heraus; denn die Vorsehung lässt in ihrer unendlichen Güte selbst im Grunde der Gewässer eine reiche Ernte an lebenden Wesen zum Nutzen des Menschen gedeihen. Mancherlei Vögel, namentlich Tauben und Sperlinge, lassen sich gern auf diesen schwimmenden Feldern nieder, um das friedliche und einsame Glück jener poetischen Insulaner zu theilen.

Ungefähr in der Mitte des Sees trafen wir eine jener Meiereien, welche zu schwimmen versuchte. Sie fuhr ausserordentlich langsam, obgleich sie den Wind im Rücken hatte. Auch fehlte es nicht an Segeln; zuerst war ein hohes Segel auf dem Hause selbst, und dann mehrere andere an den Ecken der Insel; ferner arbeiteten alle Leute, Männer, Weiber und Kinder, mit langen Rudern bewaffnet, aus allen Kräften, ohne eben die Meierei in schnellen Gang bringen zu können. Wahrscheinlich aber machen sich diese Ackerbau treibenden Seeleute wenig aus einem Verzuge, denn endlich erreichen sie doch das Land, um dort zu schlafen. Man sieht sie oft ohne Grund ihren Ort wechseln, wie es die Mongolen in ihren weiten Wiesentriften thun; glücklicher, als diese letzteren, haben sie sich gewissermassen eine Wüste mitten in civilisirter Umgebung geschaffen, und verbinden Reiz und Anmuth des Nomadenlebens mit den Vortheilen fester Wohnsitze.

Es gibt solche schwimmende Inseln auf allen grossen Seen Chinas. Beim ersten Anblick bleibt man mit Entzücken vor diesen poetischen Gemälden stehen; man betrachtet die malerische Fülle, bewundert die geistreiche Thätigkeit der Chinesen, welche in allem, was sie thun, Staunen erregt. Wenn man nach dem Grunde forscht, warum man diese künstlichen Inseln erschaffen hat, wenn man all die Ausdauer und den Schweiss so mancher obdachlosen Familien berechnet, welche hier auf Erden kein Plätzchen in der Sonne finden konnten, dann nimmt dieses eben noch so lachende Bild unvermerkt düstere Farben an, und man fragt sich mit Trauer im Herzen, welches wohl die Zukunft dieses ungeheuren Menschenknäuels sein wird, den die Erde nicht fassen kann, und der, um leben zu können, sich genöthigt sieht, sich über die Oberfläche der Gewässer zu verbreiten. Durchgeht man die Provinzen des Reiches und denkt man nach über die ungeheure Masse von Menschen, welche von Jahr zu Jahr in wahrhaft Schrecken erregenden Verhältnissen wächst, so möchte man versucht sein, China im Interesse seiner Erhaltung eine solche grossartige Vertilgung zu wünschen, durch welche die Vorsehung von Zeit zu Zeit den Aufschwung und die Entwickelung zu fruchtbarer Racen hemmt.

Die Bevölkerung Chinas ist der Gegenstand langer Debatten unter den europäischen Schriftstellern gewesen, welche nicht im Stande waren, sie genau zu bestimmen. Die Chinesen führen jedoch mit grosser Sorgfalt statistische Verzeichnisse und Listen über die Volks-

zählung. Die Bevölkerung jeder Provinz wird nach Familien und steuerpflichtigen Individuen in Specialregister eingetragen, deren Inhalt in den Gesetz- und Verordnungssammlungen kurz veröffentlicht wird. Aber die Art und Weise, die man bei diesem Einregistriren beobachtete, hat sich in der neueren Zeit auch geändert, und zahlreiche Klassen nicht steuerpflichtiger Individuen sind bei der Zählung ganz übergangen worden. Daher kommen die merklichen Unterschiede, die man in Listen der chinesischen Bevölkerung findet, die in nur kurzen Zwischenräumen nach einander angefertigt wurden. Drei Hauptzählungen haben Resultate ergeben, welche in gleicher Weise authentisch zu sein scheinen und deren höchstes nichtsdestoweniger das niedrigste um 183,000,000 übertrifft; es sind dies nämlich folgende: im Jahre 1743 nach Pater Amiot 150,265,475
im Jahre 1761 nach Pater Hallerstein 198,214,552
im Jahre 1794 nach Lord Macartney 333,000,000.

Die neusten Berichte aus den Gesetz- und Verordnungssammlungen der Mandschu-Dynastie erreichen die Zahl 361,000,000. Wir besitzen nicht das nöthige Material, um dieses Resultat beweisen und es mit vollkommener Sachkenntniss aussprechen zu können. Indess glauben wir, dass man die Totalsumme von 361 Millionen beibehalten kann, so übertrieben sie auch zu sein scheint.

Bei der Art, wie man gewöhnlich reist, kann man sich sehr leicht ganz entgegengesetze Begriffe von der Bevölkerung Chinas machen. Wenn man z. B. die südlichen Provinzen zu Lande bereist, so könnte man versucht werden zu glauben, dass das Land weniger bevölkert ist, als man gewöhnlich annimmt. Die Dörfer sind weniger zahlreich und weniger bedeutend; man trifft viele unbebaute Strecken, manchmal möchte man glauben, man reise in den Wüsten der Tatarei; durchreist man aber die nämlichen Provinzen auf den Kanälen und längs der Flüsse, dann ist der Anblick des Landes ein weit anderer. Man trifft oft grosse Städte, welche selbst zwei bis drei Millionen Einwohner haben; von allen Seiten sieht man nur grosse Dörfer, die sich fast ohne Unterbrechung an einander reihen; die Bevölkerung wächst mehr und mehr, und man begreift nicht, woher nur die Subsistenzmittel für diese unzähligen Massen kommen, deren Wohnungen den ganzen Boden einzunehmen scheinen. Beim Anblick dieser wahren Ameisenhaufen von Menschen scheint die Zahl 361 Millionen noch weit unter dem wirklichen Bestande zu sein.

Ein chinesischer Moralist, der berühmte Te-siu, führt die Ursache, welche abwechselnd die Bevölkerung des Reiches abnehmen oder steigen lässt, auf *tien* „den Himmel" zurück. „Die Ereignisse, sagt er, welche die Vermehrung oder die Abnahme der Menschen herbeiführen, sind so verschiedner Art und doch so eng mit einander verbunden, so allmälig und doch so wirksam, dass weder Politik noch Vorsicht ihnen entgegentreten kann. Man muss sehr unbewandert in der Geschichte sein, um nichts als einen Mechanismus von natürlichen Ursachen in der verborgenen Einwirkung des Himmels auf die Geschlechter der Menschen zu sehen, um sie auf eine seinen Ansichten conforme Weise über das ganze Reich hin auszubreiten oder einzuschränken; man muss sehr wenig Philosoph sein, um nicht zu

sehen, dass Krieg, Pest, Hungersnoth und grosse Revolutionen jedes System stürzen, da die Unmöglichkeit erwiesen ist, diese Ereignisse voraus zu sehen, ihren zerstörenden Einfluss zu hemmen, und ihre Wirkung in Bezug auf die jetzige und zukünftige Bevölkerung zu berechnen. Die Erfahrungen der früheren Dynastien sind verloren für die Dynastie, welche jetzt regiert, und selbst die Mittel, welche früher heilsam waren, werden von einem Jahrhundert bis zum andern zerstörend und unheilvoll.“

Bei aller Achtung vor der Zurückhaltung und Vorsichtigkeit dieses Moralisten des himmlischen Reiches, glauben wir doch noch einige Nebenursachen für die wunderbar starke Bevölkerung Chinas angeben zu können, so z. B. die allgemeinen Sitten der Nation, welche den Aeltern die Verheirathung ihrer Kinder zur Pflicht machen; die Schande, ohne Nachkommenschaft zu sterben; die häufigen Adoptionen, welche das Familienleben unterstützen und die Vergrösserung der Verwandtschaft befördern; der Rückfall des Vermögens an die Stammfamilie bei Enterbung der Töchter; die Unveränderlichkeit der Steuern, welche an einem Grundstücke haften und nur indirekt auf den Kaufmann und Handwerker fallen; die Verheirathung der Soldaten und Matrosen; die Schlauheit, den Adel nur an Aemter zu knüpfen, wobei er nie erblich werden kann, nur einzelne Männer, aber nie ganze Familien auszeichnet, und auf diese Weise das sonderbare Vorurtheil von Missheirathen zerstört; das ausserordentlich mässige Leben aller Klassen der Gesellschaft, — alles das sind vielleicht ebensoviel Ursachen, welche den schnellen Zuwachs der chinesischen Bevölkerung begünstigen; namentlich aber ist es der tiefe Friede, den das Reich mehr als zwei Jahrhunderte lang genossen hat, welcher ohne Zweifel mehr als alles übrige zu dieser schnellen Entwickelung beigetragen hat.

Heutigen Tages findet sich dieser Friede nicht mehr in allen Provinzen; der Aufstand, der vor drei Jahren ausbrach, droht einen völligen Umsturz des Reiches und den Fall der tatarischen Dynastie. Wenn diese Revolution den früheren ähnlich wird, deren entsetzliche Einzelnheiten man nicht ohne Schaudern in den Annalen Chinas lesen kann, wenn sich der Bürgerkrieg mit dem traurigen Gefolge von Blutvergiessen und Feuersbrünsten länger hinzieht, dann kann man wohl annehmen, dass die Bevölkerung ganz entsetzlich reducirt werden wird, und dass diejenigen, welche die grossartigen Scenen von Mord und Zerstörung überleben, gewiss Raum genug zum Wohnen finden werden, ohne wie jetzt Flösse bauen zu müssen und auf Teichen zu leben.

Wenige Augenblicke, bevor wir unsere reizende Schifffahrt auf dem Ping-hu beendigten, trafen wir eine lange Reihe kleiner Fischerkähne, welche rudernd in den Hafen zurückkehrten; statt der Netze hatten diese Fischer eine grosse Menge Seeraben, welche am Rande ihrer Fahrzeuge sassen. Es ist ein interessantes Schauspiel, diese Vögel beim Fischfange aller Augenblicke unter das Wasser tauchen und jedesmal mit einem Fische im Schnabel wieder heraufkommen zu sehen. Da die Chinesen gegen den guten Appetit ihrer Helfershelfer sehr misstrauisch sind, so legen sie ihnen einen eiser-

nen Ring um den Hals, der weit genug ist, dass sie frei athmen, aber doch so eng, dass sie den gefangenen Fisch nicht verschlingen können; damit sie nicht über dem Wasser hin und her fliegen und auf diese Weise die zur Arbeit bestimmte Zeit nutzlos verbringen, ist ein kleines Seil einerseits an dem Ringe, und andrerseits an einem der Füsse des Seeraben befestigt; so hat man das Thier in seiner Gewalt, und zieht es vermittelst eines Hakenseiles zurück, wenn es sich zu lange vergessen sollte; ist es müde, so hat es das Recht, sich an Bord zu setzen und einen Augenblick auszuruhen; doch darf es diese Güte seines Herrn nicht missbrauchen. Sollte es ja einmal seinen Verpflichtungen nicht recht nachkommen wollen, so bekommt es einige leichte Bambusschläge, und auf diese stille Ermahnung hin begibt sich der arme Taucher wieder ruhig an sein mühevolles Tagewerk. Während der Ueberfahrt von einem fischreichen Orte zum andern sitzen die Seeraben nebeneinander am Bord des Kahnes; sie setzen sich ganz von selbst in einer wirklich bewundernswerthen Ordnung, denn ihr Instinkt sagt ihnen, dass sie sich womöglich in gleicher Anzahl auf Backbord und Steuerbord vertheilen müssen, um das Gleichgewicht des gebrechlichen Fahrzeuges nicht zu stören; so sahen wir sie sitzen, als wir auf dem See der kleinen Fischerflotte begegneten.

Der Seerabe ist grösser als die Hausente; er hat einen kurzen Hals, einen an beiden Seiten platten Kopf und einen langen, breiten und am Ende etwas gekrümmten Schnabel. Trotz seiner gewöhnlich sehr wenig angenehmen Haltung sieht er doch entschieden hässlich aus, wenn er am Tage vorher im Wasser gearbeitet hat. Sein nasses und zerzaustes Gefieder starrt an seinem mageren Leibe, er rollt sich zusammen, und zeigt nichts als eine unförmliche und widerliche Masse.

Nachdem wir über den See Ping-hu gefahren waren, stiegen wir abermals in unsere Palankine und kamen um die Nachtzeit nach Han-yang, einer grossen Stadt am Ufer des Blauen Flusses. Die Kaufleute zündeten schon die Laternen vor den Läden an, und zahlreiche Schaaren von Handwerkern, welche ihr Tagewerk vollendet hatten, gingen singend und scherzend nach dem Theater. Neugierige versammelten sich an den Strassenecken um Taschenspieler und öffentliche Vorleser. Kurz, alles trug jenen lebhaften Charakter grosser Centralpunkte von Bevölkerung, wenn nach den Mühen eines arbeitsvollen Tages jeder das Bedürfniss der Ruhe und Erholung fühlt.

Die Chinesen gehen nicht spazieren; sie kennen die Reize und gesundheitsrücksichtlichen Vortheile eines Spazierganges nicht. Diejenigen, welche mit den europäischen Sitten etwas bekannt sind, finden es sehr sonderbar, um nicht geradezu zu sagen lächerlich, dass wir unaufhörlich hin und her gehen, ohne einen andern Zweck, als eben zu gehen. Wenn sie hören, dass wir das Spazierengehen als eine Art Erholung und Erquickung ansehen, so halten sie uns für grosse Sonderlinge oder für Menschen, denen es an gesundem Verstande fehlt.

Die Chinesen der inneren Provinzen, welche ihre Geschäfte nach Canton oder Macao führen, haben nichts Eiligeres zu thun, als die Europäer beim Spazierengehen zu betrachten. Es ist dies für sie

das anziehendste Schauspiel. Sie versammeln sich an der Seite längs der Kais, hocken nieder, zünden die Pfeife an, entfalten den Fächer, und so beobachten sie mit spöttischem und schalkhaftem Blicke die Engländer und Amerikaner, welche von einem Ende zum andern auf und ab spazieren, und verfolgen Schritt für Schritt mit der grössten Aufmerksamkeit. Die Europäer, welche nach China kommen, finden die Einwohner des himmlischen Reiches bizarr und lächerlich, und ebenso geht es den Chinesen, welche Canton und Macao besuchen, mit uns. Man muss ihre spöttischen und beissenden Reden über die westlichen Teufel hören, man muss ihr unbeschreibliches Staunen sehen beim Anblick unserer knappen Röcke, unserer engsitzenden Beinkleider, unserer runden, feueressenartigen Hüte, unserer Vatermörder, welche die Ohren reiben und die wunderlichen Gesichter mit langer Nase und blauen Augen so graciös einrahmen, diese bartlosen Gesichter, welche dafür auf jeder Wange nur eine Handvoll rother und krauser Haare haben. Der Schnitt der Kleider bekümmert sie ganz vorzüglich. Sie suchen sich, wenn auch erfolglos, auf alle Weise von dem sonderbaren Aufputze Rechenschaft zu geben, den sie nur ein halbes Kleid nennen, weil es ganz unmöglich ist, ihn über der Brust zusammenzuschlagen, und weil die Verlängerung der Schösse unterhalb der Taille vorn ganz fehlt. Sie bewundern den ausgesuchten und feinen Geschmack, auf dem Rücken grosse Knöpfe, welche den Sapeken ähnlich sind, anzubringen, die aber, wie sie sagen, ewig dort sitzen, ohne je etwas zu knöpfen zu haben. Wie viel schöner aber kommen sie selbst sich vor, mit ihren schwarzen, engen und schiefliegenden Augen, ihren hervorstehenden Backen, einer Nase in Form einer Kastanie, ihrem kahlen Kopfe, von welchem ein majestätischer Zopf bis auf die Ferse herabreicht. Zu diesem anmuthigen und feinen Typus nehme man noch den kegelförmigen Hut mit rothen Fransen, das weite Kleid mit grossen Aermeln, und Stiefel von schwarzem Atlass mit weissen Sohlen von übertriebener Höhe, und es ist unbestreitbar, dass ein Europäer nie einen rechten Chinesen abgeben kann.

Aber namentlich was die Lebensweise anbetrifft, glauben die Chinesen uns weit voraus zu sein. Wenn sie die Europäer stundenlang Promenaden in schulgerechtem Schritt abhalten sehen, so fragen sie sich, ob es denn für einen feingebildeten Mann nicht besser ist, wenn er nichts zu thun hat, seine Zeit in Ruhe hinzubringen, indem er still sitzt, Thee trinkt und eine Pfeife raucht, oder ob es nicht noch viel angenehmer ist, sich ganz bequem hinzulegen. Der Gedanke Soiréen abzuhalten und den grössten Theil der Nacht in festlichen Gesellschaften zuzubringen, ist ihnen nie beigekommen. Sie haben noch ganz die Sitten unserer guten Vorfahren, welche auch die etwas sonderbare Methode noch nicht erfunden hatten, den Tag bis um Mitternacht und die Nacht bis zum Mittag auszudehnen. Alle Chinesen, selbst aus den höheren Ständen, richten ihren Schlaf so ein, dass sie mit Sonnenaufgang wieder aufstehen können. Sie machen nur an den ersten Tagen des Jahres und bei gewissen Familienfesten eine Ausnahme davon. Dann gönnen sie sich nicht einen Augenblick Ruhe und Erholung. Abgesehen von gewissen Verhält-

nissen richten sie sich mit der Eintheilung von Tag und Nacht ziemlich regelmässig nach dem Laufe der Gestirne. Zu den Stunden, wo man den grössten Lärm und das meiste Leben in den grossen Städten Europas findet, herrscht in China die tiefste Ruhe; jeder ist bei seiner Familie, alle Läden sind geschlossen, die Taschenspieler, Seiltänzer, öffentlichen Vorleser haben ihre Vorstellung beendigt, und nur noch einige Theater sind in Thätigkeit, um für die arbeitende Klasse zu spielen, denen nur die Nacht übrig bleibt, um das Schauspiel zu besuchen.

Wir brauchten fast eine Stunde Zeit, um durch die langen Strassen von Han-yang zu kommen. Endlich brachte man uns ganz am Ende einer Vorstadt in eine Art Haus, dem wir keinen Namen geben können. Es war kein Gemeindepalast, kein Gerichtshof, kein Wirthshaus, kein Gefängniss, keine Pagode. Es ist dies, sagte man uns, ein Gebäude, welches zu mancherlei Zwecken verwendet wird, und welches die Behörden des Ortes zu euerem Logis bestimmt haben. Wir wurden sehr kalt von einem alten Chinesen empfangen, einem pensionirten Mandarinen niederen Ranges, der uns in einen grossen Saal führte, dessen ganzes Meublement nur in einigen lahmen Stühlen bestand, und der nur von einer rothen Kerze aus Talgbaumfett erleuchtet wurde, die bei vielem Rauche einen düstern und traurigen Schein von sich gab. Der alte Chinese stopfte seine Pfeife, zündete sie an der Kerze an, setzte sich auf die Ecke einer Bank, kreuzte die Beine und fing an zu rauchen, ohne ein Wort zu sagen, ja ohne uns auch nur anzusehen. Da das Aussehen dieses Mannes recht wenig nach unserem Geschmacke war, so liessen wir ihn in Ruhe und spazierten von einem Ende zum andern in dem grossen Saale, auf die Gefahr hin, für Barbaren gehalten zu werden. Nachdem wir einen ganzen Tag zu Schiff und im Palankin zugebracht hatten, glaubten wir ein Recht darauf zu haben, unseren Beinen etwas Gelenkigkeit zu verschaffen.

Während wir auf und ab gingen und der alte Chinese ganz still seine Pfeife rauchte, waren unsere Begleiter verschwunden. Wir blieben lange allein, und konnten diese Lage nicht eben angenehm finden; kein Mandarine von Han-yang, weder ein hoher noch ein niederer, beehrte uns mit seiner Gegenwart; Niemand war so artig uns eine Tasse Thee anzubieten, und doch wären in diesem Augenblicke einige Erfrischungen eben nicht unnöthig gewesen. Unser Chinese behielt unausgesetzt dieselbe Haltung bei und beschäftigte sich gar nicht mit uns; wir unsererseits thaten auch, als wenn wir ihn gar nicht bemerkten. Endlich kam Ting; wir fragten ihn, was das zu bedeuten habe, und wo das hinaus wolle. An seinem Erstaunen sahen wir, dass er die Lage eben so wenig begriff, als wir; indess war ein Aufschluss darüber nothwendig. Da wandten wir uns an den alten Chinesen, der seine Pfeife wenigstens schon zum zehnten Male stopfte; er antwortete, ohne sich stören zu lassen und uns nur eines Blickes zu würdigen, dass ihm in Betreff unser Niemand einen Befehl ertheilt hätte, und dass er nicht wüsste, wer wir wären, woher wir kämen, und wohin wir reisten; er selbst sei überrascht gewesen, als er zu so später Stunde ganz unerwartet eine solche

Masse Menschen in das Haus kommen sah, dessen Hüter er sei. Nachdem er uns mit vieler Ruhe so seine Gedanken mitgetheilt hatte, steckte er die Pfeifenspitze wieder in den Mundwinkel und rauchte von neuem. Offenbar konnte man sich mit einem Menschen der Art nicht weiter befassen; wir beschlossen also, im Gerichtshofe dem Präfekten einen Besuch abzustatten.

Der Empfang war recht höflich, aber kalt; der Präfekt dachte, wir hätten noch denselben Abend die Hauptstadt der Provinz erreichen wollen, die am andern Ufer des Flusses lag, und in Folge dessen, sagte er, habe er nichts zu unserem Empfange vorbereitet. Da ihr aber, fügte er hinzu, heut Abend nicht nach U-tschang-fu gehet, so will ich Befehle geben, dass man in dem Gasthause, wohin man euch gebracht hat, alles gehörig für euch einrichte. Der Präfekt hatte uns also einen echt chinesischen Streich gespielt, um die Kosten und die Unruhe eines offiziellen Empfanges zu ersparen; er wusste wohl besser als wir, dass man in einem Tage unmöglich von Han-yang nach U-tschang-fu gelangen könne, und nothwendigerweise in Han-yang übernachten müsse. Wir glaubten, es sei nicht der Mühe werth, sich zu ärgern; wir thaten, als hätten wir seinen Streich nicht durchschaut, und kehrten ruhig in das genannte Haus zurück, in der Voraussicht, in demselben den alten Chinesen mit seiner Pfeife zu finden, der sich durchaus nicht aus seiner Ruhe bringen liess.

Wir hatten einen Fehler darin begangen, dass wir den Präfekt so zufrieden verliessen und ohne ihm derb die Wahrheit gesagt zu haben; denn da er sich nun dachte, dass wir leicht zu befriedigen wären, unterliess er nicht, diess gehörig zu missbrauchen. Wir kamen also wieder zu unserem alten Chinesen, der noch immer auf seiner Bank sass, auch die rothe Kerze sahen wir, von der nur noch ein kleines Stümpfchen übrig war, die aber noch fast den ganzen Docht von unbedeutender Flamme und dichtem Rauch umgeben zeigte. Ein Diener des Präfekten kam alsbald mit einem Korbe, der in mehreren Schüsseln unser dürftiges Abendessen enthielt. Bei diesem Anblick erhob sich der Wächter des Gasthauses; er holte aus einem Nebenzimmer einen Tisch, rückte ihn an die Wand und stellte die rothe Kerze darauf, welche er sehr geschickt putzte, indem er mit der Finger den verbrannten Docht herunter schnippte. Ting, der aussem ordentlich hungrig war, hatte schon am Tische Platz genommen; aber wie kläglich verlängerte sich sein Gesicht, als er sah, woraus das Festmahl bestand, das uns der Präfekt geschickt hatte. Ein grosser Napf mit in Wasser gekochtem Reis, zwischen zwei Schüsselchen, wovon das eine einige Stückchen eingesalzenen Fisch und das andere einige Schnitten Speck enthielt, das war Alles; in der That, der Präfekt von Han-yang hatte herrlichen Gebrauch von dem Privilegium gemacht, das er zu haben glaubte, uns zu narren. Ting sprang zornerfüllt auf, und hätte den armen Diener verschlingen mögen, der uns in seinem Korbe diese bittere Täuschung überbracht hatte. Wir hatten alle Noth um ihn wieder zu beruhigen und ihm begreiflich zu machen, dass es ganz unvernünftig sei, diesen armen Teufel für die Fische und den Speck verantwortlich zu machen, die unsere Tafel schmückten. Unsere Eigenliebe war so sehr verletzt und ge-

demüthigt, dass wir ganz und gar von dem Wege abkamen, den wir in unseren Beziehungen zu den Mandarinen verfolgen wollten; in kindischem Stolze sagten wir ganz ruhig dem Diener des Präfekten, er möge das Essen nur wieder mitnehmen und seinem Herrn für die grosse Aufmerksamkeit danken. Zugleich schickten wir Ting fort, um aus dem nächsten Wirthshause ein passendes Abendessen zu holen, da wir in Han-yang auf eigne Kosten leben wollten.

Der Diener des Präfekten trug den Napf mit allem Zubehör wieder fort, und kurze Zeit darauf gaben wir den uns begleitenden Mandarinen ein prächtiges Abendessen, welches uns zwei Unzen Silber kostete. Für den Augenblick glaubten wir auf diese Weise höchst nobel gehandelt und uns ganz prächtig aus der fatalen Lage gezogen zu haben. Aber die Eigenliebe blendete uns und verbarg uns, dass wir doch im Grunde genommen sehr dumm gewesen waren; das sahen wir am folgenden Tage, als uns nach der Nachtruhe unsere Lage wieder klar vor die Seele getreten war. Wir hatten vergessen, dass wir in China waren, und dass die Mandarinen nicht Leute seien, denen gegenüber man sich besonders nobel und freigebig zeigen dürfe. Von Rechts wegen hätten wir ein grossartiges Festmahl erster Güte geben, es den Präfekten bezahlen lassen, und dann noch einen oder zwei Tage in Han-yang ausruhen sollen. Ein solches Verfahren ist dem chinesischen Charakter gegenüber ganz an seiner Stelle, und wir hatten es ja auf unserer ganzen Reise stets mit dem besten Erfolge angewendet. Unglücklicherweise unterliessen wir es ein einziges Mal, und fielen selbst als Opfer; es kostete uns unglaubliche Mühe, unseren früheren Einfluss wieder zu gewinnen.

Wir verliessen Han-yang mit ausserordentlicher Zufriedenheit, selbst ohne den alten Wächter des Wirthshauses zu bedauern, der uns mit eben so viel Artigkeit und Liebenswürdigkeit entliess, als er uns empfangen hatte. Der Weg, den wir an diesem Tage zu machen hatten, war nicht lang, aber wie man sagte, nicht ganz ohne Gefahr. Wir mussten über den Blauen Fluss. Wir begaben uns an das Ufer und sahen an der gegenüberliegenden Seite die dunklen und unbestimmten Umrisse einer ungeheueren Stadt, die fast ganz in Nebel eingehüllt war; das war U-tschang-fu, die Hauptstadt der Provinz Hu-pe. Sie war von Han-yang nur durch den Fluss getrennt, der aber an dieser Stelle eher wie ein Meeresarm aussah. Massen von bedeutend grossen Junken fuhren mit reissender Schnelligkeit stromabwärts oder langsam stromaufwärts auf diesem „Sohne des Meeres", wie die Chinesen den Blauen Fluss nennen. Der Wind kam von Süden und war uns sehr günstig, da wir quer über den Fluss fahren mussten. Er war aber doch sehr heftig, und wir zögerten eine Zeit lang, ehe wir uns einschifften, denn die Ueberfahrtskähne, welche am Ufer lagen, schienen uns nicht fest genug zu sein, um einem Windstosse in der Mitte dieses reissenden Stromes zu widerstehen. Da uns aber das Beispiel mehrerer Reisenden, welche ohne Weiteres abfuhren, ermuthigte, bestiegen wir einen Kahn, der uns bald mit pfeilschneller Geschwindigkeit davontrug. Ungefähr in der Mitte des Stromes kam ein heftiger Windstoss, und unser Kahn neigte sich so sehr, dass die Segel einen Augenblick lang im Was-

ser waren. Endlich erreichten wir nach Verlauf von drei Viertelstunden ohne Unfall einen der Häfen von U-tschang-fu, wo wir länger als zwei Stunden Zeit brauchten, um uns durch das Gewirr zahlloser Junken, welche hier vor Anker lagen, einen Weg zu bahnen. Die Fortsetzung unseres Weges im Palankin durch diese grosse Stadt war eine wahre Reise. Mittag war schon vorüber, als wir in unsere Wohnung nicht weit vom Palaste des Provinzial-Gouverneurs eingewiesen wurden.

Viertes Kapitel.

Schlechte Wohnung in einer kleinen Pagode. — U-tschang-fu, Hauptstadt von Hu-pe. — Grenzen des chinesischen Reiches. — Berge. — Flüsse. — Seen. — Klima. — Haupterzeugnisse. — Chinesische Industrie. — Ursachen ihres Verfalles. — Die früheren Ausstellungen der Kunstprodukte. — Verbindungen der Chinesen mit Fremden. — Jetziger Zustand ihres Handels mit den Europäern. - Binnenhandel China's. — Zinsfuss des Geldes. — Das System der chinesischen Staatsökonomen über den Zinsfuss zu dreissig Procent. — Capitalgesellschaften. — Ungeheure Waarenlager im Innern des Reiches. - Kanalsystem. — Handelstalent der Chinesen. — Geldsystem. — Einfluss der Sapeke. — Handel mit unendlich kleinen Grössen.

Der Ort, in welchen wir bei unserer Ankunft in U-tschang-fu gewiesen wurden, war eine kleine, neuerdings erbaute Pagode, von welcher die Bonzen noch nicht Besitz genommen hatten. Das Local war reinlich, aber zu klein. Wir konnten bloss über ein einziges, enges Zimmer verfügen, in welches Luft und Licht nur durch eine in der vorderen Mauer angebrachte Oeffnung eindrang; es war eine erstickende Hitze darin. Da wir mehrere Tage in der Hauptstadt von Hu-pe bleiben mussten, um eine andere Marschroute einzuschlagen und neue Bedeckung zu wählen, thaten wir sogleich Einspruch, um eine Wohnung zu bekommen, in der wir weniger Gefahr liefen zu ersticken. Alle Mandarinen, welche wir aufsuchten, versprachen, unsere Bitte sogleich zu berücksichtigen; aber ohne Zweifel that man gar nichts, denn man liess uns ohne alle Barmherzigkeit in dem Schwitzkasten.

Wir unterlagen den Folgen der diplomatischen Fehler, die wir uns leider in Han-yang hatten zu Schulden kommen lassen. Der Mandarine jener Stadt, welcher uns über den Blauen Fluss nach U-tschang-fu begleiten sollte, hatte es nicht unterlassen uns zu schaden, indem er sagte, wir seien gute dumme Leute und ausserordentlich nachgiebig. Ting protestirte vergeblich dagegen, man glaubte es nicht. Man wusste, dass das Abendessen, welches der Präfekt von Han-yang uns geschickt hatte, nicht nach unserem Geschmacke war; wir hatten also, ganz ruhig und ohne uns zu beklagen, auf eigene Kosten Lebensmittel aus dem Wirthshause holen lassen. Also

brauchte man es mit uns nicht so genau zu nehmen; wir würden ganz glücklich sein, wenn man uns nur nicht todtschlüge. Das waren die Folgen eines schwachen Augenblickes. Da sahen wir ein, wie viel Grund wir hatten, uns unlenksam und störrig den Mandarinen gegenüber zu zeigen, welche nur auf den Augenblick lauern, um als Tyrannen und Verfolger derjenigen aufzutreten, die es nicht verstehen, ihnen Furcht und Schrecken einzujagen.

Die Böswilligkeit der Obrigkeit von U-tschang-fu gegen uns hatte aber auch noch einen andern Grund. Einige Monate vor unserer Ankunft in dieser Stadt war ein spanischer Missionar in einer kleinen Christengemeine der Provinz erkannt und festgenommen worden. Man hatte ihn nach der Hauptstadt gebracht, wo er mehrmals verhört wurde. Nach zahllosen Qualen in den öffentlichen Gefängnissen, in denen er lange Zeit mit einer Kette am Halse sass, führte man ihn nach Macao, gemäss den beim Ausgange des englischen Krieges mit den verschiedenen europäischen Mächten geschlossenen Verträgen. Der gute spanische Pater, dessen Resignation und Geduld, wir müssen es offen bekennen, uns nicht eigen war, hatte die Bewohner von U-tschang-fu einen Ton und ein Benehmen annehmen lassen, dessen Opfer auch wir wurden. Wenn wir uns beklagten, so gab man uns als Antwort, dass wir uns noch für glücklich schätzen müssten, da wir ja nicht eingesperrt und gefesselt seien. Es war, als hätte sich unser Mund nur öffnen sollen, um Worte der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit dafür auszusprechen, dass man uns den Hals noch nicht abgeschnitten hatte. Wir hielten es daher für unsere Pflicht, aus allen Kräften gegen diese traurigen Verhältnisse anzukämpfen, sowohl in unserem eigenen Interesse, als im Interesse der Missionare, welche nach uns etwa hierher kommen möchten. Wir fassten also einen Plan und erwarteten nur die günstige Gelegenheit, ihn auszuführen.

Da unsere enge und heisse Zelle uns den Aufenthalt darin höchst peinlich machte, so fanden wir es für gut, einige Promenaden in der Stadt zu machen, auf denen uns unser lieber Ting begleitete, welcher sich sehnlichst nach seiner vielgeliebten Provinz Sse-tschuen zurückwünschte, und mit den Barbaren in Hu-pe gar nichts mehr zu thun haben wollte. Um auf den Strassen frei einhergehen zu können, ohne die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen, war es unumgänglich nothwendig, einstweilen den rothen Gürtel und die gelbe Mütze abzulegen.

U-tschang-fu war uns seit langer Zeit her schon bekannt. Im ersten Jahre unserer Ankunft in China hatten wir Gelegenheit gehabt, diese grosse Stadt zu besuchen, einen der grössten Handelsplätze China's wegen seiner Lage im Mittelpunkte des Reiches und am Ufer des Blauen Flusses, der ihn mit allen Provinzen in Verbindung setzt. Wir haben gesehen, dass Han-yang U-tschang-fu gegenüberliegt; eine andere ungeheure Stadt, Han-keu, d. h. Mündung des Handels, liegt noch näher, nämlich an der Mündung eines Flusses, der sich fast unter den Mauern von U-tschang-fu in den Yang-tse-kiang ergiesst. Diese drei Städte, welche, fast wie durch Meeresarme getrennt, zusammen ein Dreieck bilden, sind gewissermassen

das Herz, welches ganz China seine ungeheure Handelsthätigkeit mittheilt.

Man rechnet fast acht Millionen Einwohner in diesen drei Städten, welche so zu sagen nur eine einzige Stadt bilden, so eng sind sie mit einander durch eine ununterbrochene hin und her gehende Kette von unzähligen Fahrzeugen verbunden. Hierher muss man gehen, Han-keu, Han-yang und U-tschang-fu muss man besuchen, um einen Begriff von dem Binnenhandel der chinesischen Nation zu bekommen. Aber ehe wir näher auf diesen Gegenstand im Einzelnen eingehen, was gewiss nicht ohne Interesse sein wird, schien es uns nothwendig zu sein, einen Blick auf die Geographie und Statistik China's zu werfen, dieses weiten und mächtigen Reiches in Asien, des reichsten, ältesten und bevölkertsten aller der Reiche, welche jetzt existiren, oder deren Geschichte uns erhalten ist. *)

Das eigentliche China, abgesehen von den weiten und zahlreichen ihm tributpflichtigen Königreichen, ist eine grosse zusammenhängende Länderstrecke in Ost- und Mittel-Asien. Es wird im Süden und Osten vom Stillen Meere, im Norden von der Bergkette Yn und der grossen Wüste Gobi, chinesisch *Scha-mo*, d. h. Sandmeer, genannt, im Westen von den hohen Bergen Tibets und im Südwesten von weniger hohen Bergketten begrenzt, welche es von Birma und Tunkin scheiden.

Unter der Regierung des Kien-long, des zweiten Kaisers der Mandschu-Dynastie, kamen drei Provinzen zu China hinzu, die man dem Lande entriss, welches sonst unter dem Namen Leao-tong und der Mandschurei bekannt war. Sonach folgen die jetzigen Grenzen des Reiches dem nördlichen Ufer des Golfes von Leao-tong, von Schan-hai-kuan, einem Thore der grossen Mauer, bis an die Mündung des Ya-lu; hier verlassen sie den Golf und erstrecken sich von West nach Ost, längs der Grenzen Coreas bis an das Japanische Meer; sie folgen dem Ufer dieses Meeres zuerst in nordöstlicher, dann nördlicher Richtung bis an den Punkt, welcher den Anfang der russischen Grenze bezeichnet, wenig nördlich von der Mündung des Amur oder Schwarzen Flusses. Von hier folgt die Linie, welche die beiden Reiche trennt, der Kette der Hing-ngan-Berge, geht nach Südwesten bis an den Schwarzen Fluss, den sie bei der Mündung des Argun schneidet und endet bei den Seen Kulun und Buir. Hier trennt sich die chinesische Grenze von der russischen, indem das Kalkha-Land und die Mongolei dazwischen treten; sie wendet sich in südlicher Richtung bis an den Songari, welchen sie bei Bedune überschreitet, und fällt dann mit dem Palissadenwalle von Leao-tong zusammen; diesem Walle folgt sie in der Richtung von Nordost nach Südwest bis dahin, wo sie in geringer Entfernung westlich von Schan-hai-kuan mit der grossen Mauer zusammenfällt.

Die chinesische Grenze folgt der grossen Mauer **) in verschie-

*) In Bezug auf diesen Gegenstand haben wir ein Werk von E. Biot benutzt, welches wir hie und da nach an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen haben modificiren müssen.

**) [In den schon öfter erwähnten Reiseerinnerungen finden wir eine ausführlichere Notiz über die grosse chinesische Mauer, Th. 2. S. 27 ff. Die

denen Krümmungen nach Westen zu bis an den Gelben Fluss, und trennt die beiden Provinzen Pe-tsche-li und Schan-si von dem Lande der Mongolen. Nachdem sie den Gelben Fluss ungefähr in der Mitte der Stelle, wo er gerade südliche Richtung hat, überschritten, läuft sie anfangs südwestlich, dann nordwestlich, zwischen dem Lande der Ortus im Norden und der Provinz Schen-si im Süden. Sie trifft ein zweites Mal den Gelben Fluss in der Mitte der Stelle, wo er nördliche Rich-

Stelle lautet in der Uebersetzung folgendermassen: „Der Weg nach Ili führte uns bis an die grosse Mauer. Dieses Werk der chinesischen Nation, von dem man so viel gesprochen hat, ohne es hinlänglich zu kennen, verdient, dass wir einige Worte darüber mittheilen. Man weiss, dass der Gedanke, Mauern zu errichten, um sich gegen Einfälle sicher zu stellen, nicht blos chinesisch ist; das Alterthum weist uns mehrere Beispiele ähnlicher Arbeiten auf. Ausser den Mauern, welche in dieser Weise bei den Syrern, Aegyptern und Medern aufgeführt wurden, liess in Europa der Kaiser Septimius Severus eine im Norden von Grossbritanien erbauen. Indess kein Volk hat ein so grossartiges Werk zu Wege gebracht, wie die grosse Mauer, welche von Tsin-schi-hoang-ti im Jahre 214 nach Christus errichtet wurde; die Chinesen nennen sie *Wan-li-tschang-tsching*, die grosse Mauer von 10000 Li Länge. Eine ausserordentliche Menge Arbeiter wurde dazu gebraucht, und diese Riesenarbeit dauerte zehn Jahre lang. Die grosse Mauer erstreckt sich vom westlichsten Punkte in Kan-su bis an das östliche Meer. Die Wichtigkeit dieser ungeheuren Arbeit ist von denen, welche über China geschrieben haben, verschieden beurtheilt worden; die einen haben sie über alle Massen erhoben, und die andern haben sich Mühe gegeben, sie in's Lächerliche zu ziehen. Die Verschiedenheit der Ansichten kommt wahrscheinlich daher, weil jeder über das ganze Werk hat urtheilen wollen nach dem Pröbchen, was er davon vor Augen gehabt hat. Barrow, welcher als Geschichtschreiber der Gesandtschaft 1793 mit Lord Macartney nach China kam, hat folgende Berechnung gegeben. Er nimmt an, dass es in England und Schottland 1800000 Häuser gibt. Angenommen, dass das Mauerwerk eines jeden Hauses 2000 Kubikfuss beträgt, so enthalten sie nach seiner Ansicht nicht so viel Baumaterial, als die grosse chinesische Mauer, welche, wie er sagt, hinreichen könnte, um eine Mauer zweimal um die ganze Erde herum zu erbauen. Offenbar hat Barrow die grosse Mauer, wie er sie im Norden von Peking sah, als Grundlage seiner Berechnung genommen; dort ist auch die Ausführung des Baues wirklich schön und grossartig; aber man darf nicht glauben, dass dieser gegen die Einfälle errichtete Wall in seiner ganzen Ausdehnung gleich breit, gleich hoch und gleich fest ist. Wir hatten Gelegenheit, ihn an mehr als fünfzehn verschiedenen Punkten zu passiren, und mehrmals sind wir ganze Tage lang auf unserer Reise seiner Richtung gefolgt, ohne ihn je aus dem Gesicht zu verlieren. Oft haben wir statt der Mauer mit doppelten Zinnen, wie sie in der Umgegend von Peking erscheint, nichts gesehen, als eine ganz simple Mauer, manchmal sogar einen blossen Erdwall; ja wir haben diese berühmte Mauer auf ein wahres Minimum reducirt gefunden, wo sie nichts als ein blosser Steinhaufen war. Von einem Bau, wie ihn Barrow erwähnt, aus grossen mit Mörtel verkitteten Werkstücken, wir müssen es gestehen, haben wir nirgends auch nur eine Spur gefunden. Uebrigens wird man leicht begreifen, dass es dem Tsin-schi-hoang-ti bei dieser grossartigen Unternehmung natürlich vor allem darauf ankommen musste, ganz vorzüglich die Umgegend der Hauptstadt des Reiches zu befestigen, als den Punkt, auf den die Tatarenhorden zu allererst ihr Augenmerk richten mussten. Man kann auch das noch hinzufügen, dass die Mandarinen, welche den Plan des Tsin-schi-hoang-ti in Ausführung zu bringen hatten, mit höchster Gewissenhaftigkeit die Arbeiten leiteten, welche gewissermassen unter den Augen des Kaisers vorgenommen wurden, und sich damit begnügten, nur eine Idee von einer Mauer an den entferntesten Punkten zu errichten, die übrigens wenig von den Tataren zu fürchten hatten, wie z. B. die Grenzen der Ortus und der Aleschan-Gebirge." D. Ueb.]

tung hat, überschreitet ihn abermals und geht wieder südlich um das Gebiet von Ning-hia herum; dann geht sie zuerst am linken, dann am rechten Ufer des Flusses weiter bis zum 37. Breitengrade; hier entfernt sie sich vom Flusse und wendet sich nordwestlich, bis sie unter dem 40. Grade den Bezirk von Su-tscheu erreicht. In derselben Richtung setzt sie sich bis zum 44. Breitengrade fort. Hier ist die nordwestlichste Ecke Chinas. Die Grenze nimmt nun abermals südöstliche Richtung an und geht bei den Sandwüsten und dem Lande Kuku-noor vorüber; bei Si-ning wendet sie sich nach Süden und streift nach einander die Provinzen Schen-si und Sse-tschuen. Hierauf wird die Richtung etwas westlich nach den Gegenden zu, wo die grossen Ströme, welche von den Hochgebirgen Tibets kommen, ihre Wässer in den grossen Fluss ergiessen, den die Chinesen vorzugsweise *Kiang*, d. h. den Fluss, nennen. Dann wendet sich die Grenze östlich, geht in verschiedenen Krümmungen zwischen dem Lande der Birmanen und Cochinchina einerseits, und den Provinzen Yun-nan und Kuan-si andererseits, bis an den Punkt, von dem wir ausgegangen sind.

Aus den Grenzen, wie wir sie eben gezeichnet haben, ersieht man, dass China die Gestalt eines Kreises hat, oder vielmehr eines gleichseitigen Parallelogramms mit abgestumpften Ecken, das im Süden auf dem Wendekreise des Krebses ruht, den es nur etwa anderthalb Grad überschreitet, sich nördlich bis zum 41. Grade erstreckt und im Nordosten und Nordwesten zwei Verlängerungen zeigt, von denen die eine bis zum 56. Grade nördlicher Breite und die andere nur bis zum 44. reicht. Wenn man für den Augenblick von diesen zwei Anhängseln absieht, so liegt China zwischen dem 20. und 41. Grade nördlicher Breite, und dem 140. und 95. nördlicher Länge, was eine Ausdehnung von 525 Meilen von Nord nach Süd, und 600 Meilen von Ost nach West ausmacht, von den entferntesten Punkten aus gerechnet, oder ungefähr 300000 Quadratmeilen, oder mehr als den sechsfachen Flächeninhalt Frankreichs.

China bildet einen beträchtlichen Theil der ungeheuren Abdachung im Osten der Berge Tibets und stösst im Süden und Osten an die Küsten des grossen östlichen Oceans. Die Berge im Westen, welche zu der grossen Gebirgsmasse in Central-Asien gehören, verlängern sich nach Osten zu in zwei Hauptketten, deren eine den chinesischen Namen Thsin-ling, Blaue Berge, führt, und in südöstlicher Richtung zwischen dem 34. und 31. Breitengrade sich hinzieht, und deren zweite, bekannt unter dem Namen Nan-ling, Südgebirge, in ostsüdöstlicher Richtung zwischen dem 27. und 24. Breitengrade liegt. Die Thsin-ling- und Nan-ling-Gebirge, welche auf den meisten Karten China's als zusammenhängende Gebirgsketten verzeichnet werden, sind eigentlich nur Aufhäufungen einzelner Berge, deren Richtung im Allgemeinen eine nordöstliche ist. Der Boden China's bietet ausserdem noch mehrere andere grosse, hie und da unterbrochene Gebirgsketten in demselben Sinne. Hierher gehören diejenigen, welche sich von der östlichen Spitze der Provinz Schantong bis nach der Insel Hai-nan, und von Thai-tong in der Nähe der Provinz Schan-si im Norden bis an die Grenze von Ton-

kin erstrecken. Diese allgemeine Richtung von Südwest nach Nordost hat auch die Reihe von Vulkanen, welche sich über die grosse Insel Formosa, den Archipel von Lieu-khieu und Japan bis zu den Aleutischen Inseln fortsetzt. Der gelehrte Geolog Elie de Beaumont hat bewiesen, dass diese Kette sich deckt mit dem grossen Kreise der Erdkugel, welcher über die Cordilleren Süd-Amerikas und die Felsengebirge Nord-Amerikas geht, woraus folgt, dass die Gebirgsmassen Ostasiens und die grossen amerikanischen Gebirgsketten zu einer Zeit entstanden sein mögen. Die Erdbeben, die Schlammausbrüche und Erhebungen des Erdbodens, die man seit den ältesten Zeiten in China beobachtet hat, haben in der That eine grosse Aehnlichkeit mit Naturereignissen der Art, welche in den beiden Amerika stattgefunden haben.

Gegenwärtig kennt man keinen brennenden Vulkan in China; aber es ist gewiss, dass der vulkanische Boden daselbst einen beträchtlichen Raum einnimmt. Es gibt eine grosse Menge Solfataren in der Provinz Schan-si, welche die Einwohner zu ökonomischen Zwecken verwenden.

Parallel jenen chinesischen Gebirgsketten laufen eine grosse Anzahl Flüsse und Bäche, von denen die meisten in den einen oder den andern der beiden Hauptflüsse, Yang-tse-kiang, Blauer Fluss, oder Hoang-ho, Gelber Fluss, münden. Beide entspringen in den Bergen von Ost-Tibet, in geringer Entfernung von einander zwischen dem 34. und 35. Grade nördlicher Breite. Sie münden auch nicht weit von einander in das östliche Meer; aber ihr Lauf erstreckt sich in sehr beträchtlichen Entfernungen und umfasst einen ungeheuren Flächenraum. Wir haben schon anderweit davon gesprochen.

Wie die chinesischen Geographen die Gebirge nach ihren eigenthümlichen Ansichten classifiziren und fünf Hauptgebirge unterscheiden, denen sie bestimmte Lagen zuweisen, die ihren Grund in historischen Ueberlieferungen haben, ebenso bezeichnen sie die vier Flüsse oder Ströme unter dem Namen Sse-tu, „die vier Ergüsse“, nämlich: Kiang, Ho, Hui und Tsi. Hierzu kommen noch eine beträchtliche Menge Flüsschen, welche sich ins Meer ergiessen, gewöhnlich aber nur kurzen Lauf haben. Viele Nebenflüsse des Gelben und Blauen Flusses übertreffen sie an Länge und Wassermasse.

China hat mehrere grosse Seen. Man unterscheidet fünf Hauptseen, nämlich 1) den See Thung-thing auf der Grenze der Provinzen Hu-nan und Hu-pe; 2) den See Phu-yang in Kiang-si; 3) den See Hung-tse in Kiang-su; 4) den Si-hu oder Westlichen See in Tsche-kiang; und 5) den See Tai-hu oder Grossen See auf der Grenze von Kiang-su und Tsche-kiang. Ausserdem gibt es viele andere kleinere oder weniger berühmte Seen, namentlich in Yun-nan.

Das Klima eines Landes, welches sich vom Wendekreis bis zum 56. Grade ausbreitet, muss je nach den Provinzen ausserordentlich verschieden sein. China bietet auch in der That alle Variationen der gemässigten Zone und theilt gewissermassen auch das Klima der kalten und der heissen Zone. Die Provinz des Schwarzen Flusses hat ähnliche Winter wie Sibirien, und die Hitze in Canton gleicht der von Hindustan. Man sieht im Norden Rennthiere und im

Süden Elephanten. Zwischen diesen beiden äussersten Endpunkten kann man alle Abstufungen der Temperatur, alle Grade der Wärme und Kälte beobachten, wie man von Süden nach Norden vordringt. So fällt in Peking, unter dem 40. Breitengrade, das Thermometer in den drei Wintermonaten bis auf 30 Grad unter Null und steigt im Sommer bis auf 30 Grad Wärme. In Canton, unter dem 23. Breitengrade, ist die mittlere Temperatur 22° 9. Im Allgemeinen ist die Luft in China sehr gesund, und Beispiele von höchstem Alter sind nicht selten, was um so bemerkenswerther ist, als wenigstens in den Provinzen des Südens die Reiskultur fast allgemein verbreitet ist. Man muss diesen günstigen Umstand ohne Zweifel theils der glücklichen Lage der Kessel zuschreiben, welche allen Winden frei offen stehen, und theils den weisen Massregeln, die man getroffen hat, das Land gesund zu machen, indem man die Ufer der Seen und die sumpfigen Wiesen anbaut, dem Wasser der Ströme und Bäche freien Abfluss verschafft und die Bewässerung, ein Mittel zum Glück des Reiches und zum Heile der Einwohner, einsichtsvollen Regeln unterwirft.

Der ganze Flächenraum Chinas kann in drei, dem Aequator parallele Gürtel getheilt werden, deren Temperatur und Produkte sehr verschieden sind. Der nördliche Gürtel erstreckt sich bis zum 35. Breitengrade und geht im Süden wenig über das untere Thal des Blauen Flusses hinaus. Für Thee, Reis und den gewöhnlichen Maulbeerbaum ist es hier zu kalt; man sät namentlich Hirse und Hafer, welche die Kälte besser aushalten als Waizen. Man beutet auch hier die Eisenbergwerke und beträchtlichen Steinkohlenlager nach Kräften aus. Dieses kostbare Brennmaterial findet sich überdies fast in ganz China, namentlich in der Provinz Kan-su. Es wird beim gewöhnlichen Heizen, beim Bearbeiten des Eisens, beim Kalkbrennen u. s. w. angewandt. Der mittlere Gürtel, welcher vom 27. oder 26. Breitengrade und den Nan-ling-Gebirgen begrenzt wird, hat viel mildere Winter als der nördliche Gürtel. Reis und Waizen sind hier ausgezeichnet. Ferner hat man hier die besten Arten Thee, Maulbeerbäume, Baumwollenstauden, Jujuben- und Orangenbäume, Zuckerrohr, welches im achten Jahrhundert aus Indien eingeführt wurde, Bambusrohr, welches im Norden bis zum 38. Grade wächst und von den Chinesen sehr vielfältig angewandt wird. Der östliche Theil dieses günstig gelegenen Gürtels ist durch seine Seiden- und Baumwollenmanufacturen berühmt; der mittlere Theil ist die Kornkammer Chinas und kann es durch seine unermesslichen Reisernten ernähren; der westliche Theil ist reich an Bauholz. Der südliche Gürtel, den das Meer begrenzt, bietet dieselben Naturprodukte, wie der mittlere; aber im Allgemeinen sind sie von geringerer Güte, weil die Temperatur heisser ist. Zahlreiche Metalllager sind in beiden Gürteln zerstreut. Gold und Silber finden sich in den südlichen und westlichen Provinzen; Kupfer, Zinn, Blei gewinnt man in der mittleren Provinz Kiang-si; Quecksilber ist unter verschiedenen Formen reichlich vorhanden. Die südwestlichen Gebirge in Yun-nan und Kuei-tscheu sind sehr reich an Metallen jeder Art. Man findet in China ferner Lasurstein, Quarz,

Rubinen, Smaragden, Demantspath, Topfstein, aus dem man Vasen und namentlich Schreibzeuge macht, Speckstein zu Zierrathen und Figürchen; verschiedene Arten Schiefer, Hornstein, und Serpentin, woraus man musikalische Instrumente fertigt. Der Nierenstein, der unter dem Namen Yu berühmt ist, findet sich auch in Thai-thung in der Provinz Schan-si; aber dieser von den Chinesen so hoch geschätzte Stein kommt meistentheils aus Khotan, und wird von den Bukharen aus der Tatarei gebracht.

China ernährt eine bedeutende Anzahl von Thierarten, unter denen es manche gibt, von denen man in Europa eine geringe oder auch falsche Kenntniss hat. Das Pferd ist weniger schön und kleiner; im Norden findet man das baktrische Kameel, den Büffel, mehrere Arten Bäre, Dachse, eine besondere Tigergattung, mehrere Arten Leoparden und Panther. Der Stier ist weniger bekannt als in Europa, und das Schwein ist kleiner. Ferner gibt es mehrere Spielarten von Hunden mit schwarzer Zunge. Die Katze ist in China Hausthier, namentlich ist eine Gattung ohne Schwanz im Süden weit verbreitet; die weisse seidenhaarige Katze ist hier unbekannt. Man zählt ferner verschiedene Gattungen Nagethiere, unter diesen einige, welche sich so sehr vermehren, dass sie eine wahre Geissel für die Provinzen sind, in denen sie sich finden. Springhasen, fliegende und gewöhnliche Eichhörnchen, Fischottern, Zobel, finden sich in den Wäldern. Das Rhinoceros und der orientalische Tapir bewohnen die westlichen Theile von Kuang-si, Yun-nan und Sse-tschuen. Zahlreiche Gattungen von Hirschen, Ziegen und Antilopen, das Bisamthier, und andere weniger bekannte Wiederkäuer bevölkern Wälder und Berge, namentlich in den westlichen Provinzen. Im Südwesten gibt es auch mehrere Arten Quadrumanen, und selbst grosse Affenarten, die dem Orangutang ziemlich nahe stehen.

China, so fruchtbar an Produkten aller Art, besitzt namentlich einen Schatz, ohne welchen der üppigste Bodenreichthum völlig nutzlos wäre; wir meinen die Industrie seiner Bewohner. Diese ist wirklich wunderbar in allem, was die Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens erheischt. Der Ursprung mehrerer Künste verliert sich bei ihnen im grausten Alterthume, und ihre Erfindung hat man Personen zugeschrieben, deren historische Existenz von den Geschichtschreibern oft angezweifelt worden ist. Sie haben es verstanden, Seide zu gewinnen und Stoffe zu fertigen, welche die Kaufleute von fast ganz Asien herbeilockten. Die Porzellanfabrikation hat eine Stufe der Vollkommenheit erreicht, welche, was Eleganz betrifft, in Europa erst seit wenig Jahren überflügelt worden ist, und die man bei uns noch nicht erreicht in Bezug auf Dauer und Billigkeit. Das Bambusrohr dient ihnen zu tausend Dingen aller Art; ihre Baumwollengewebe, der Nankin, sind in der ganzen Welt bekannt; ebenso ausgezeichnet ist ihr geblümter Atlass. Trotz der Einfachheit ihrer Werkzeuge bringen sie die verschiedensten Muster hervor, und wir sind ihnen im Krepp noch nicht gleich gekommen. Ausserdem fertigen sie hanfene Gewebe und namentlich sehr dauerhafte Stoffe aus einer Epheugattung die sie *ko* nennen. Ihre Meubles, Gefässe, Instrumente und Werkzeuge jeder Art zeichnen sich durch eine geist-

reiche Einfachheit aus, welche in den meisten Fällen unsere Nachahmung verdiente.

Die Polarität der Magnetnadel war bei den Chinesen 2500 Jahre vor unserer Zeitrechnung bekannt, obgleich sie dieselbe nicht für die Schifffahrt ausgebeutet haben. Schiesspulver und andere entzündbare Compositionen, mit denen sie Kunststücke von überraschender Wirkung hervorbringen, waren ihnen seit langer Zeit bekannt, und man glaubt, dass die Steingeschütze, deren Gebrauch sie den Tataren im dreizehnten Jahrhundert lehrten, in Europa zur Entstehung der Artillerie Veranlassung gegeben haben, obgleich sie die Gestalt der Flinten und Kanonen, welche sie jetzt anwenden, aus Frankreich bekommen haben, was auch die Namen bezeugen, die sie diesen Waffengattungen geben. Zu jeder Zeit haben sie es verstanden, Metalle zu bearbeiten, musikalische Instrumente anzufertigen, harte Steine zu poliren und zu schneiden. Die Holzschneidekunst und die Stereotypie gehen bei den Chinesen bis ins zehnte Jahrhundert zurück; ebenso zeichnen sie sich aus im Sticken, Malen und Lackiren. Nur unvollkommen ahmt man in Europa gewisse Erzeugnisse ihrer Industrie, ihre lebhaften und dauerhaften Farben, ihr zugleich festes und doch feines Papier, ihre Tinte und eine Menge anderer Dinge nach, welche Geduld, Sorgfalt und Geschicklichkeit erfordern. Sie machen gern Muster nach, die sie aus fremden Ländern bekommen; sie copiren dieselben mit scrupulöser Genauigkeit und sklavischer Treue, ja sie fertigen speciell für Europäer Dinge, welche diesen vorzüglich gefallen, wie Figuren aus Speckstein, Porzellan, oder farbigem Holze, und das Arbeitslohn ist bei ihnen so gering, dass man mit Vortheil ihnen Aufträge geben kann, welche europäische Künstler nur mit grossen Kosten ausführen könnten.

Freilich müssen wir bemerken, dass in China die Industrie, wie alles übrige, statt Fortschritte zu machen, täglich mehr und mehr rückwärts geht. Manche wichtige Geheimmittel sind verloren gegangen, und heute sind die geschicktesten Arbeiter nicht mehr im Stande, die Vollkommenheit und Vollendung zu erreichen, die man an den Werken vergangener Jahrhunderte bewundert; daher auch der ganz ausserordentliche Geschmack, den reiche Chinesen an ku-tun oder Antiquitäten finden. Mit wahrer Gier suchen sie nach Porzellan- und Bronzegegenständen, nach Seidengeweben und Malereien, welche, abgesehen von dem Werthe, den ihr Alter mit sich bringt, in Vergleich zu den modernen Erzeugnissen wahre Meisterstücke sind. Die Chinesen unserer Tage erfinden nicht nur nichts, vervollkommnen nichts, sondern sie gehen merklich zurück von dem hohen Standpunkte, den sie in so früher Zeit erreicht hatten.

Dieser beklagenswerthe Zustand der Dinge ist eine Folge der allgemeinen Desorganisation, der Fahrlässigkeit der Regierung, welche zu bemerken wir so oft Gelegenheit gehabt haben. Niemand ermuthigt das Talent und Verdienst der Künstler und Handwerker, nichts spornt ihren Eifer an, und man versucht gar keinen Fortschritt mehr, es mag sich gar Niemand auszeichnen. Jeder Mann von Geist, der im Stande wäre, Kunst und Gewerbfleiss einen heilsamen Impuls zu geben, nimmt sogleich Anstoss bei dem Gedanken, dass man sein

Verdienst verkennen wird, und dass er für seine Bemühungen von Seiten der Regierung eher Strafe als Belohnung zu erwarten hat. Sonst war es freilich anders, und die Mittel, welche heutigen Tages in Europa so wirksam dazu beitragen, alle Talente und Fähigkeiten zu entwickeln, fanden auch im chinesischen Reiche ihre Anwendung. Es gab öffentliche Ausstellungen für die Erzeugnisse der Künste und der Industrie, allen Bürgern war es erlaubt, offen und frei ihr Urtheil darüber auszusprechen, und die Obrigkeit unterliess nicht diejenigen zu loben und zu belohnen, welche durch Arbeit und glücklichen Erfolg sich auszeichneten.

In den Berichten arabischer Reisender in China im neunten Jahrhundert findet sich eine merkwürdige Stelle, welche einigermassen die erstaunlichen Fortschritte der Chinesen zu einer Zeit erklärt, wo die übrigen Völker der Welt in Unwissenheit und Barbarei versenkt waren.

„Die Chinesen, sagt der arabische Erzähler, haben unter allen Geschöpfen Gottes die meiste Geschicklichkeit in den Händen, was Zeichnen und überhaupt das Fertigen aller Arbeiten betrifft; in dieser Hinsicht stehen sie unübertroffen da. In China macht ein Mann mit der blossen Hand, was vielleicht Niemand im Stande wäre zu thun; ist seine Arbeit fertig, so trägt er sie zum Statthalter und bittet sich eine Belohnung aus für den Fortschritt, den er in der Kunst gemacht hat. Sogleich stellt der Statthalter diese Arbeit an die Thür seines Palastes, und sie bleibt da ein Jahr lang ausgestellt. Wenn in dieser Zeit Niemand einen Tadel darüber ausspricht, so belohnt der Statthalter den Künstler und nimmt ihn in seinen Dienst; macht aber Jemand einen Hauptfehler bemerklich, so schickt der Statthalter den Künstler fort und gibt ihm nichts.

„Eines Tages brachte ein Mann auf einem Seidenstoffe eine Aehre, auf welcher ein Sperling sass; Niemand, der es sah, hätte daran gezweifelt, dass es eine wirkliche Aehre sei und dass sich ein leibhaftiger Sperling darauf gesetzt habe. Der Stoff blieb einige Zeit ausgestellt; endlich tadelte ein Buckliger, der zufällig vorüberging, die Arbeit. Sogleich führte man ihn vor den Statthalter, und liess zu gleicher Zeit den Künstler kommen. Hierauf fragte man den Buckligen, was er zu sagen habe. Dieser antwortete: Jedermann ohne Ausnahme weiss, dass sich ein Sperling auf eine Aehre nicht setzen kann, ohne sie zu biegen; nun hat der Künstler die Aehre ganz gerade und ohne jede Krümmung, und einen Sperling darauf sitzend dargestellt; das ist ein Fehler. Man billigte diese Bemerkung, und der Künstler bekam keine Belohnung.

„Der Zweck der Chinesen bei diesem Verfahren in solchen und ähnlichen Dingen ist, das Talent der Künstler zu üben, und sie zu zwingen, reiflich nachzudenken über das, was sie vornehmen, und alle Sorgfalt auf die Gegenstände zu verwenden, die aus ihrer Hände Arbeit hervorgehen.“ *)

Es ist leicht einzusehen, wie sehr solche permanente Ausstellungen den Eifer anregen und den Fortschritt in jeder Beziehung

*) Kette der Chroniken, Theil II. S. 77 und 78. [Vgl. unsere Uebersetzung Th. I. S. 194.]

begünstigen mussten. So zeichneten sich zu jener Zeit Künste und Wissenschaften in China so sehr vor den benachbarten Ländern aus, dass der Handel nach aussen sich ausserordentlich entwickelte. Namentlich der Handel mit Seide war es, den man durch die Bukharen und Perser mit den Römern unterhielt, der die Chinesen im Occident bekannt machte und den Namen der Europäer nach China brachte. Die Fremden, welche die Häfen Chinas besuchten, waren so zahlreich, dass gegen das Ende des neunten Jahrhunderts 120000 in Hantscheu-fu, der Hauptstadt von Tsche-kiang, umgebracht wurden. Der arabische Schriftsteller erzählt diesen schrecklichen Vorgang folgendermassen:

„Es traten Ereignisse ein, welche den Expeditionen nach diesen Gegenden (China) ein Ende machten, das Land ruinirten, die Sitten und Gewohnheiten desselben abschafften und seine Macht auflösten. Ich will nun, wenn es Gott gefällt, mittheilen, was ich in Bezug auf diese Ereignisse gelesen habe.

„Was eine Veränderung der Gesetze und des Gerichtsverfahrens Chinas herbeiführte und die von dem Hafenorte Siraf nach jenem Lande gerichteten Expeditionen hinderte, war die Unternehmung eines Rebellen, mit Namen Bauschena, der nicht zum königlichen Hause gehörte. Dieser Mann fing mit List und Ungehorsam an; dann griff er zu den Waffen und begann Privatpersonen zu brandschatzen. Nach und nach sammelten sich Uebelgesinnte um ihn; sein Name wurde furchtbar, seine Mittel wuchsen, sein Ehrgeiz nahm mehr und mehr zu, und so griff er unter andern Städten Chinas auch Khan-fu an, einen Seehafen, in welchem die Kaufleute landen. Zwischen dieser Stadt und dem Meere ist eine Entfernung von einigen Tagereisen; sie liegt an einem grossen Flusse mit süssem Wasser.*)

„Da die Bewohner von Khan-fu die Thore verschlossen hielten, so belagerte sie der Rebell lange Zeit. Dies geschah während des Jahres 264 der Hedschra (878 nach Chr. Geb.). Endlich wurde die Stadt genommen und alle Einwohner getödtet. Diejenigen, welche mit der Geschichte Chinas vertraut sind, berichten, dass bei dieser Gelegenheit 120000 Menschen, Muhammedaner, Juden, Christen und Magier, die in der Stadt wohnten und Handel trieben, umkamen, die eingebornen Chinesen ungerechnet, welche ein gleiches Schicksal theilten. Die Zahl der diesen vier Religionen angehörigen Personen lässt sich so genau angeben, weil die chinesische Regierung nach ihrer Kopfzahl eine Steuer von ihnen erhob. Ausserdem liess jener Rebell die Maulbeerbäume und alle übrigen Bäume umhauen, welche sich auf dem Stadtgebiete befanden; wir erwähnen namentlich die Maulbeerbäume, weil ihre Blätter den Seidenwurm nähren, bis zu dem Augenblicke, wo dieses Thier sich seine letzte Wohnung baut. Dieser Umstand war die Veranlassung, dass von der Zeit an keine Seide mehr nach Arabien und andern Ländern geschickt werden konnte."

*) Diese Angaben könnten nicht genauer sein. Wir sind dort gewesen, wo Khan-fu lag; der Hafen existirt nicht mehr, er ist völlig versandet; aber die umwohnenden Chinesen erinnern sich noch des früher so bedeutenden Handels.

Während Fremde in den Häfen des himmlischen Reiches zusammenströmten, durchreisten die chinesischen Kaufleute mit ihren Junken das indische Meer und trieben bis nach Arabien und Aegypten Handel. Noch heutigen Tages besuchen sie des Handels wegen die Inseln des indischen Archipels, die Häfen von Cochinchina und Japan, die Halbinsel Malaca, selbst Bengalen. Was den Landhandel betrifft, so haben sie sich zu verschiedenen Zeiten sehr thätig mit ihm beschäftigt, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass Handelsinteressen die chinesischen Colonien in der Tatarei begründet haben, und eben deshalb von der chinesischen Regierung Armeen nach Westen geschickt worden sind. Heutigen Tages treibt man den Handel nach Aussen zu Lande an der ganzen Ausdehnung der Nord- und West-Grenze. Die Chinesen beziehen tatarische Pferde, Nierenstein, Moschus und Shawls aus Kho an und Tibet, Pelzwerk aus Sibirien, Tuche, Seife, Leder, Gold- und Silberdraht aus Schlesien und Russland. Die dem birmanischen Reiche benachbarten Städte beziehen von daher europäische Waaren. Ueber die kleine Bukharei und die nordwestlich von Kan-su gelegenen Städte sind die ersten Seidenwaaren nach Europa gekommen; aber wegen der Schwierigkeit des Transportes ist seit langer Zeit dieser Landhandel nach Aussen weniger bedeutend geworden, als der Seehandel.

Der Hafen von Canton war lange Zeit der einzige, der dem europäischen Handel geöffnet war, welcher bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts nur Geld nach China sandte, um Thee dafür einzutauschen; erst seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hat man baumwollene Waaren, Tuche, verarbeitete Metalle, Uhren u. s. w. importirt. Indien liefert Gewürze, Kampher, Elfenbein, namentlich eine grosse Menge Opium, das so schnell in China beliebt geworden ist. „Die Ausfuhr aus diesem grossen Continent beträgt heutigen Tages einen Werth von 177 Millionen Francs bei einer Einfuhr von 226 Millionen an rohen oder bearbeiteten Produkten aus Indien oder dem Occident. — — Der mehr oder weniger bedeutende Bedarf an Thee und roher Seide, den Hauptprodukten Chinas, entscheidet über die Wichtigkeit des Tauschhandels mit den Bewohnern des himmlischen Reiches. China muss verkaufen, braucht aber nicht zu kaufen. Opium und indische Baumwolle ausgenommen, welche es durch den ausländischen Handel bezieht, treibt es den Handel eben nur, um den Vertrieb seiner eigenen Artikel zu befördern. Nach diesen Angaben kann man leicht vorhersehen, welche Rolle in der Handelswelt Frankreich auf diesem neuen Boden neben den andern europäischen Mächten einnehmen kann. England importirt in seine Waarenniederlagen 25 Millionen Kilogramm Thee, die vereinigten Staaten 8 Millionen, Russland 4 Millionen, Frankreich bezieht nur so viel Thee, als es consumirt, und bringt es jährlich nicht über 300000 Kilogramm. Rohe Seide wird nur durch England und die vereinigten Staaten ausgeführt; England holt aus China mehr als eine Million Kilogramm, welche einen Werth von ungefähr 35 Millionen Francs haben. Von allen Ländern, welche in China einen Absatzweg für ihre Produkte suchen, hat es Englisch-Indien am leichtesten und billigsten und kann immer zu seinen Gunsten den

Ausschlag geben. China empfängt jährlich von Calcutta und Bombay für 30 Millionen rohe Baumwolle, und für 120 Millionen Opium. Die englischen Manufacturen, welche ihre Gewebe zu Spottpreisen geben, haben es trotz der chinesischen Industrie doch dahin gebracht, dass sie in den Häfen von Canton und Schang-hai für 33 Millionen Baumwollengarn und Baumwollenzeuge, so wie für 11 Millionen leinene Gewebe einführen. Die russischen Tuche, welche aus Kiachta und Central-Asien kommen, die amerikanischen Baumwollenwaaren, welche nach Schang-hai gebracht werden, können nur unter denselben Bedingungen und eben so grossen Opfern Absatz finden. Dieser beschwerliche Handel hält sich lediglich durch den Gewinn der Retourladungen und trägt vorzüglich dazu bei, die französischen Produkte vom äussersten Osten fern zuhalten; denn selbst in den besten Jahren hat der Handel Frankreichs mit China 2 Millionen nicht überstiegen." *)

Damit man mit einem Blicke die Verhältnisse des Handels der verschiedenen fremden Nationen mit China übersehen könne, wollen wir eine genaue Uebersicht der Zahl der Kauffahrteischiffe geben, welche in einem der letzten Jahre nach China gegangen sind.

Einfuhr in China im Jahre 1850.

England	374
Vereinigte Staaten	183
Holland	29
Spanien	13
Frankreich	4
Verschiedene Länder zusammen	22

Diese grosse Handelsthätigkeit ist ohne Zweifel von ausserordentlicher Wichtigkeit für England und die vereinigten Staaten; aber ihr Einfluss ist wenig bemerkbar im weiten chinesischen Reiche und inmitten dieser ungeheuren Handel treibenden Bevölkerung. Der Handel mit Fremden könnte vollständig und ganz auf einmal aufhören, ohne vielleicht auch nur den mindesten Eindruck auf die inneren Provinzen zu machen. Die chinesischen Grosshändler in den den Europäern offen stehenden Häfen würden es empfinden; aber die chinesische Nation würde diese Unterbrechung vielleicht kaum bemerken. Thee und Seide würden im Preise fallen, Opium würde steigen, aber auch nur für kurze Zeit; denn die Chinesen würden sogleich anfangen, es in Menge selbst zu fabriciren. Der Geschäftsgang würde gar nicht gestört werden, weil, wie der Kapitän *Jurien de la Gravière* sehr richtig bemerkt hat, „China nur zu verkaufen, aber nicht zu kaufen braucht." Seine reichen und fruchtbaren Provinzen liefern ihm alles, was es braucht; es enthält in sich selbst das Nothwendige und Nützliche, und die Europäer können ihm nur Luxusgegenstände bieten. Die Baumwollenzeuge, welche man in China einführt, so bedeutend ihre Menge auch erscheinen mag, könn-

*) Vergleiche einen Artikel in der *Revue des deux mondes*, 1. September 1841, von *Jurien de la Gravière*, dessen zahlreiche und interessante Arbeiten beweisen, dass man zu gleicher Zeit tüchtiger Seemann und ausgezeichneter Schriftsteller sein kann.

ten in der That nur eine unbedeutende Quelle für den Bedarf von mehr als 300 Millionen Menschen sein.

Wenn also die chinesische Regierung zu keiner Zeit den Handel mit Europa begünstigt hat, wenn sie im Gegentheile immer dahin strebte, denselben zu hemmen, ja ihn ganz zu unterdrücken, so geschah dies aus keinem andern Grunde, als weil sie ihn als schädlich für die wahren Interessen des Landes ansah. Der Handel kann nach der Anschauung der Chinesen nur insoweit nützen, als man für überflüssige Dinge nöthige und nützliche erwirbt. Aus diesem Grundsatze folgern sie weiter, dass ein Handel mit Fremden, welcher die gewöhnliche Menge an Seide, Thee, Porzellan vermindert und dagegen ihren Preis in den Provinzen steigert, dem Reiche in Wahrheit sehr nachtheilig ist, und die Regierung hat es sich jederzeit angelegen sein lassen, demselben Fesseln anzulegen. Sie hat sich nie durch die Luxusgegenstände, die recht hübschen Kleinigkeiten, welche europäische Schiffe bringen, blenden lassen. China sucht nur mit den Tataren und Russen die Handelsverbindung aufrecht zu erhalten, welche Pelzwerk und Leder liefern, das man in allen Provinzen braucht und nur durch Handel gewinnen kann.

Die Chinesen haben ganz andere Ansichten vom Handel als die Europäer. Vor mehr als zweitausend Jahren drückte sich Kuan-tse, der berühmte Staatsökonom des chinesischen Reiches, folgendermassen darüber aus: „Das Geld, welches durch den Handel gewonnen wird, bereichert ein Land nur insoweit, als es wieder im Handel ausgegeben wird. Nur der Eintausch von nöthigen und nützlichen Dingen ist lange vortheilhaft. Der Handel mit Luxusgegenständen und Curiositäten, mag man sie nun eintauschen oder kaufen, setzt immer Luxus voraus. Der Luxus aber, welcher ein Reichthum an überflüssigen Dingen bei gewissen Leuten ist, setzt den Mangel am Nothwendigen bei vielen andern voraus. Je mehr Pferde die Reichen vor ihre Wagen spannen, um so mehr Leute müssen zu Fusse gehen; je mehr grosse und prächtige Häuser sie haben, um so kleiner und elender sind die Wohnungen der Armen; je mehr Gerichte auf ihrer Tafel erscheinen, um so mehr Leute sind gezwungen blos von Reis zu leben. Das Beste, was die Menschen im gesellschaftlichen Leben durch Industrie und Fleiss, Sparsamkeit und Weisheit in einem zahlreich bevölkerten Reiche thun können, ist es dahin zu bringen, dass Alle das Nöthige, und Einige das Angenehme haben.“

Nach diesen Ideen, welche auch die Ansicht der chinesischen Verwaltung sind, kann man leicht vorhersehen, dass die europäischen Produkte im himmlischen Reiche nie grossen Absatz finden werden, und dieser Stand der Dinge wird dauern, so lange die Chinesen bleiben wollen, was sie nun einmal sind, ohne ihren Geschmack und ihre Gewohnheiten zu ändern. Da der Handel nach aussen ihnen keine Gegenstände dringender Nothwendigkeit, ja nicht einmal von wahrem Nutzen bietet, so werden sie sich wenig für seine Ausdehnung interessiren, sie werden sein Stocken ohne irgend welche Unruhe, viel eher mit einer gewissen Genugthuung ansehen.

Auf Seiten der Engländer würde es freilich durchaus anders sein; eine gänzliche Unterbrechung des Handels mit China wäre für Eng-

land ein grosses Unglück. Das Leben und die Bewegung dieser Riesenmacht würde in Indien sogleich gelähmt sein; das Uebel würde sich schnell bis zum Herzen verbreiten, in kurzem würde man in der Metropole die Symptome einer vielleicht tödtlichen Krankheit verspüren. Die fruchtbarste Quelle des Reichthums und der Macht Gross-Britaniens liegt in seinen indischen Colonien und bezieht ihre Nahrung namentlich aus China. Die Engländer wissen das recht gut, und man hat in den letzten Jahren gesehen, dass sie den festen Entschluss fassten, mit Geduld und Resignation lieber alle Unbilden der chinesischen Regierung zu ertragen, als mit ihr zu brechen und die grosse Handelsbewegung zu hemmen, welche eine der Hauptquellen zum Glücke Indiens ist.

Ein wichtiger Grund dazu, dass China den Verkehr mit den Fremden nur mittelmässig unterhält, besteht darin, dass sein innerer Handel ganz ausserordentlich ist. Es verwendet Fahrzeuge von allen Grössen, welche unaufhörlich die Flüsse und Kanäle durchschneiden, von denen das Reich in seiner ganzen Ausdehnung bewässert ist. Der Handel ist hier namentlich Tauschhandel mit Korn, Salz, Metallen und andern Natur- und Kunstprodukten der verschiedenen Provinzen. China ist ein so weites, so reiches und so abwechselndes Land, dass der innere Handel mehr als hinreicht, den Theil der Nation zu beschäftigen, der sich mit Handel abgeben kann. In allen wichtigeren Städten gibt es grosse Handelshäuser, welche gewissermassen die Speicher sind, in die man aus allen Provinzen die Waaren schafft. Aus allen Punkten des Reiches strömt man nach diesen grossen Lagern, um sich zu versorgen. Ausserdem findet man aller Orten eine Beweglichkeit, eine fieberhafte Thätigkeit, wie man sie kaum in den wichtigsten Städten Europas findet. Die Communicationswege, wenn gleich oft sehr wenig bequem, sind unaufhörlich mit Waaren angefüllt, die man zu Schiff, zu Wagen, auf Karren, auf dem eignen Rücken und auf Saumthieren nach dem Orte ihrer Bestimmung befördert.

Die Regierung selbst treibt Handel, indem sie in besonderen Speichern an verschiedenen Hauptpunkten des Landes den Ueberschuss des Getreides, das als Abgabe einkommt, aufbewahrt und zu Zeiten des Misswachses an die Unterthanen verkauft. Manche der vielen Leihhäuser, welche es in China gibt, gehören der Regierung. Die Zinsen betragen monatlich zwei Procent bei Kleidungsstücken und drei Procent bei Geschmeide und Metallgegenständen. Der gesetzmässige Zinsfuss für Geld ist auf dreissig Procent fürs Jahr festgesetzt, und da man die Zinsen nach Mondmonaten zahlt, so betragen sie drei Procent für den Monat, wobei man im sechsten und zwölften Monat, sowie in einem Schaltmonate, wenn gerade einer fällt, keine Zinsen zahlt.

Man wird vielleicht neugierig sein zu wissen, welchen Zweck die chinesische Regierung dabei im Auge hat, dass sie einen so hohen Zinsfuss des Geldes festsetzt, und wie man in diesem sonderbaren Lande staatsökonomische und sociale Fragen ansieht. Nach Tschaoyng, einem ausgezeichneten Schriftsteller des chinesischen Reiches, hat der Staat verhindern wollen, dass durch den niedrigen Zinsfuss der Werth der Grundstücke steige und der des Geldes sich ver-

mindere. Indem er nun einen hohen Zinsfuss annahm, hat er die Vertheilung der Grundstücke in das rechte Verhältniss zu der Zahl der Familien bringen und die Circulation des Geldes lebendiger und gleichförmiger machen wollen.

„Es ist klar, sagt jener chinesische Schriftsteller, dass, wenn das Geld geringeren Werth hat, als Grundstücke, weil es an und für sich unsicherer ist und vom Einkommen abhängt, derselbe Werth an Grundstücken immer dem des Geldes vorzuziehen ist. Ferner ist es klar, dass, um nicht mit dieser Unsicherheit des Geldes in Gefahr zu kommen, man lieber nach einem geringeren Werth an Grundstücken bei grösserer Sicherheit streben wird. Dieser geringere Werth steht im Verhältniss zu dem Risico bei Geld und dem Nutzen desselben.

„Je höher der Zinsfuss ist, um so mehr Grundbesitz braucht man, um alles Risico auszugleichen und dem Werthe des Geldes gleichzukommen, gerade so wie man mehr Acker schlechtes Land braucht, um einem ausgezeichneten und fruchtbaren Lande die Wage zu halten. Je mehr Grundbesitz nun nöthig ist, um im richtigen Verhältnisse zum Gelde zu stehen, um so leichter ist es für die armen Bürger, den Grundbesitz sich zu erhalten, den sie einmal haben, und selbst ausserdem noch neuen dazu sich zu verschaffen, weil Reichthum dabei nicht vorausgesetzt wird; und eben so sind aus demselben Grunde Theilungen leicht unter Familien und vortheilhaft für den Staat bei Ländereien, auf welche die Regierung besonders ihr Auge gerichtet hat. Warum das? Weil der Grundbesitz denen immer mehr nützt, welche ihn selbst verwerthen, und weil die Reichen, welche mehr Ländereien haben, als sie bebauen können, das, was diejenigen gewinnen, welche ihre Ländereien selbst bebauen, für den Staat verlieren, indem sie dieselben vernachlässigen, oder für sich selbst, indem sie sie andern überlassen müssen; ein gewisser und unvermeidlicher Verlust, ein Verlust, zu dem man im letzteren Falle noch die Gefahren bei der Ernte und die dem Zufall unterworfene Bezahlung hinzufügen muss, ein Verlust also, welcher, da er durch das Risico noch erschwert wird, für sie den Ankauf von Ländereien weniger vortheilhaft macht, als für die Armen, und den Ankauf den letzteren in demselben Masse erleichtert, als er den ersteren die Lust dazu benimmt."

Nachdem Tschao-yng durch die Erfahrung bewiesen hat, dass der Grundbesitz des Volkes in dem Verhältnisse zugenommen hat, in welchem der Zinsfuss stieg, schliesst er folgendermassen: „Das Gute, was der gesetzliche Zinsfuss von dreissig Procent erstrebt und herbeigeführt hat, ist, dass die Ackerbauer, welche der zahlreichste, nützlichste, moralischste und arbeitsamste Theil der Bevölkerung sind, hinlänglichen Grundbesitz sich erwerben können, um davon zu leben, ohne reich zu sein, und nicht mehr die unglücklichen Sklaven der Rentiers, der geldreichen Bürger sind, welche ihre müssige Unthätigkeit mit der Frucht der Arbeit dieser Unglücklichen nähren."

Tschao-yng versucht ferner zu beweisen, dass, da der Zinsfuss von dreissig Procent die Mitte hält zwischen dem Einkommen guter Ländereien und dem Gewinne beim Engros-Handel, man nothwendig ihn festsetzen muss, um zum Handel anzutreiben und das unbenutzt

liegende Geld in Umlauf zu bringen. „Wer gute Ländereien hat, sagt er, wird sie nicht brach liegen lassen, weil er, wenn er nicht ganz sinnlos ist, sich nicht zu offenbarem Nachtheile wird um eine Ernte bringen wollen, mit der er jedes Jahr seine Speicher füllen kann. Wer Vermögen an Geld hat, würde ebenfalls sinnlos sein, wenn er es im Kasten unnütz liegen liesse; denn wenn mehr Gefahr damit verbunden ist, es anzulegen, als damit, Ländereien zu bebauen und sie zu verwerthen, so ist doch auch der Gewinn bedeutender. Jedermann gesteht ein, dass bei den Kaufleuten das Geld nie im Kasten liegen bleibt, weil der mächtige Reiz des Gewinnes es unaufhörlich in Umlauf bringt. Ist nun der Zinsfuss von dreissig Procent gesetzlich bestätigt, so muss der nämliche Reiz dieselbe Wirkung haben bei allen, welche Geld besitzen; auch sehen wir, dass, seit der Zinsfuss so hoch gestellt ist, Niemand mehr daran gedacht hat, Geld aufzuhäufen, und der Umlauf desselben allgemeiner, lebhafter, andauernder ist.“

Ein andrer Staatsökonom, Tsien-tsche, behauptet, dass der gesetzmässige Zinsfuss von dreissig Procent den Zweck hat, den Handel zu erleichtern. Man wird finden, dass es die Chinesen in der Kunst, Formeln aufzustellen, ebenso weit gebracht haben, als wir.

„Eine gut organisirte Gesellschaft, sagt Tsien-tsche, wäre diejenige, bei welcher, wenn jeder nach seinen Kräften, seinen Talenten und den öffentlichen Bedürfnissen arbeitete, alle Güter immer in einem solchen Verhältnisse vertheilt wären, dass alle zugleich davon Nutzen hätten.

„Der reichste Staat wäre derjenige, in welchem wenig Arbeit die Erzeugnisse der Natur und der Kunst in einer Menge förderte, welche zu jeder Zeit die Zahl und Bedürfnisse der Bewohner überstiege. Der Reichthum steht nothwendig in Beziehung zu den Bedürfnissen.

„Das Land war reicher bei weniger Gütern unter den ersten Dynastien, weil geringere Arbeit mehr erzeugte in Bezug auf die Zahl der Bewohner.

„Die Bevölkerung des Reiches ist heute der Art, dass das dringende Interesse der gemeinsamen Bedürfnisse verlangt, soviel als irgend möglich ist, aus der Fruchtbarkeit des Bodens und der Industrie der Menschen Nutzen zu ziehen. Um dahin zu gelangen, muss man an jeder Stelle bauen, was am Besten dort fortkommt, und muss die Materialien verarbeiten, wo man sie findet. Wenn an einem Orte mehr da ist, als man braucht, so ist dies ein Nutzen für andere Orte, und es ist Aufgabe des Handels, es dahin zu befördern.

„Die Nothwendigkeit des Handels in einem Reiche ist gleich der Nothwendigkeit des gegenseitigen Austausches, sowie der Nutzen des Handels dem Nutzen des letzteren gleich kommt; das heisst: er ist absolut nothwendig und allgemein und dauernd nützlich.

„Man muss beim Handel Sache und Ort unterscheiden. Er umfasst in seiner Totalität, in Natur- und Kunsterzeugnissen, das Nothwendige, das Nützliche, das Bequeme, das Angenehme und das Ueberflüssige. Es gibt einen Handel zwischen Familien und Familien an einem und demselben Orte; einen Handel zwischen Dorf und Dorf,

zwischen Stadt und Stadt, zwischen Provinz und Provinz, und er ist leicht, dauernd, allgemein, wegen der Nähe der angegebenen Punkte; endlich einen Handel der Hauptstadt mit den Provinzen, und der Provinzen unter sich, so entfernt sie auch von einander sein mögen.

„Wenn alle Güter des Reiches dem Staate gehörten, und der Staat die Aufgabe hätte, sie zu theilen, müsste er nothwendig zum gegenseitigen Austausch seine Zuflucht nehmen, gerade wie der Handel, indem er, was ein Ort zu viel hat, nach dem andern schafft, und in diesem Falle würde er denen Gehalte anweisen, welche er damit beauftragt, sowie er Obrigkeit, Krieger u. s. w. besoldet. Diese Aufgabe, welche nur auf das Edle und Grosse abzweckt, weil sie sich direkt auf das Volkswohl bezieht, würde höchst ehrenvoll sein.

„Die Handeltreibenden nehmen auf ihre Gefahr hin diesen wichtigen Dienst für die Gesellschaft auf sich. Das gegenseitige Verhältniss dieses Produktenaustausches würde offenbar weder sehr leicht, noch einförmig und immer einerlei sein, wollte man anders die verschiedenen und beständigen Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft befriedigen. Das Geld, als Zeichen und Aequivalent eines bestimmten und allgemein anerkannten Werthes, ist hierbei um so leichter zu gebrauchen, als es sich höchst bequem und schnell auf alle Verhältnisse und Beziehungen des gegenseitigen Austausches anwenden lässt. Das Geld ist also die Seele und das Triebrad des Handels; der Handel kann mithin nur blühen, wenn der Umlauf des Geldes den vielfachen und vielseitigen Austausch erleichtert, erhöht, schnell befördert und in immerwährendem Gange erhält.

„Da das frühere Gleichgewicht der verhältnissmässigen Gütervertheilung aufgehört hat, so muss es natürlich eine grosse Anzahl Bürger geben, deren Ausgaben geringer sind als die Einnahmen, und welche folglich Geld zurücklegen können, oder wenigstens nicht nothwendig gezwungen sind, es zu verwerthen. Eben so natürlich ist es, dass, wenn die Regierung darüber wacht, dass alles Geld, welches im Reiche circulirt, in gehörigem Verhältniss stehe zu dem Werthe und der Menge des vielseitigen, beim Handel stattfindenden Austausches, das Geld, welches man dieser Circulation dadurch entzieht, dass man es zurücklegt, die Leichtigkeit, Gleichförmigkeit und anhaltende Beständigkeit des gegenseitigen Austausches im Verhältniss zur Vielseitigkeit desselben vermindert. Also ist alles, was dahin strebt, das Geld immer wieder in Umlauf zu bringen und im Umlauf zu erhalten, für den Handel nur nützlich und vortheilhaft. Das Gesetz thut dies, soweit es kann, indem es diejenigen in den Stand setzt grössere Ausgaben zu machen, welchen der Staat mehr gibt; die Wohlthätigkeit und die allgemeinen Sitten und Gebräuche thun dasselbe in Bezug auf andere bis auf einen gewissen Punkt; allein das genügt noch nicht. Hier kommt wieder der hohe Zinsfuss des Geldes zu Hülfe, indem er einen Vortheil sicher stellt, welcher lockt und die Begier reizt. Wenn es aber Leute gibt, welche diesem verführerischen Reize widerstehen, so ist das ein neuer Beweis dafür, dass bei einem geringeren Zinsfusse noch weniger Geld in Umlauf kommen, und der Handel also vieler Mittel beraubt werden würde.

„Da das Geldbedürfniss beim Handel wegen seiner grossen Aus-

dehnung und seiner unendlichen Abtheilungen und Verzweigungen immer etwas drängend und allgemein ist, so finden auch kleinere Summen hierbei ihren Platz, und manchen veranlasst der lockende Gewinn dazu, ein Gewinn, der um so wirksamer bei Landbebauern und Handwerkern ist, da der geringste Verlust ihre Verhältnisse stört, wenn sie es aber dem Handel anvertraut haben, sie es zurückhaben können, sobald sie wollen.

„Hätten die Kauf- und Handelsleute hinreichenden Fonds und brauchten kein Geld zu leihen, was eben unmöglich ist, wegen der Ungleichheit der Glücksgüter und der Verhältnisse des Geldes, welches mit dem Werthe der Wechsel im ganzen Reiche circulirt, müssten die Kauf- und Handelsleute, sage ich, nicht beständig Geld borgen, so läge es im Interesse des Handels, dass sie dies thäten und dass sie die geborgten Summen so lucrativ als möglich verwertheten, um das Publikum für ihre Unternehmungen zu interessiren. Wenn man überall mit so grosser Sorgfalt über die Leichtigkeit, Bequemlichkeit und Sicherheit des Transports zu Wasser und zu Lande wacht; wenn alle Geschäfte, welche beim Kauf, Verkauf und beim Expediren der Aufträge im Handel vorkommen, so prompt und ehrlich besorgt werden; wenn die Privilegien auf Messen und Märkten so gewissenhaft beobachtet werden; wenn die polizeiliche Aufsicht, die man dabei führt, so aufmerksam und bescheiden ist; wenn aller Unterschleif und alle Gewaltstreiche der Zollämter so nachdrücklich bestraft werden, dann hat fast jedermann sein Capital im Handel stecken oder interessirt sich für diejenigen, welche ihr Geld im Handel anlegen. Die Regierung kann nur die Hülfe fordern, die man ihr schuldig ist und welche zu gewähren im Interesse der Bürger liegt; der hohe Zinsfuss schafft die untrüglichste und sicherste Hülfe. Es ist gar ein gewaltiger Staatsstreich, diese gesetzlichen dreissig Procent."

Der Staatsökonom Tsien-tsche widerlegt hierauf die Gegner des Gesetzes der dreissig Procent. — „Die Alten duldeten nur geringe Interessen, sagt Leang-tsien; dreissig Procent ist eine Ungerechtigkeit und eine Gewalt gegen das Publikum. Man kann sich keinen schreienderen Wucher denken. — Wir können uns mit folgender Antwort begnügen: 1) Das angezogene Factum ist wenigstens zweifelhaft, weil man nur die alten Schriftsteller und selbst die heiligen Bücher aufzuschlagen braucht, um zu sehen, dass der Profit im Handel unter der herrlichen und berühmten Tscheu-Dynastie ganz ausserordentlich war, und es ist ganz widernatürlich anzunehmen, dass die Kaufleute mit ihren Kapitalien arbeiteten und dass diejenigen, welche ihnen liehen, den Gewinn nicht theilen wollten, den man von ihrem Gelde hatte; alles, was man höchstens sagen kann, ist, dass hohe Interessen nicht gesetzlich autorisirt waren. Da man übrigens nirgends findet, dass sie verboten gewesen seien, so müsste man untersuchen, ob die für uns verlorenen Gesetze eine Verdammung oder eine Anpreisung der Zinsen aussprachen. 2) Alle Verhältnisse haben sich mit dem Anwachs der Bevölkerung geändert. Ein Vater muss seine Familie anders regieren, wenn er zwölf Kinder hat, als wenn er nur drei oder vier hat. 3) Es ist entsetzlich von Ungerechtigkeit oder Gewalt bei einem Gesetze zu reden, das der

Eifer für das Publikum dictirt hat, das mit Dank im ganzen Reiche aufgenommen wurde, das allgemein gültig und nützlich für Jedermann war, das, da es nur eine Erlaubniss aussprach, Niemanden bedrückte, das jetzt seit mehreren Jahrhunderten besteht und das allen Einwürfen durch den jetzigen Zustand des Reiches und des Handels begegnet.

„Ein Verkaufsladen an der breiten Strasse, welche an die Hauptthür des kaiserlichen Palastes stösst, wird viermal so theuer vermiethet, als wenn er in einem gewöhnlichen und weniger besuchten Stadtviertel läge. Warum diese höhere Miethe? Warum dieses Missverhältniss zwischen zwei Häusern, deren wirklicher Werth einer und derselbe ist, da das eine nicht mehr zu bauen gekostet hat, als das andere? Weil, obgleich es nur auf mich ankommt, den Vortheil vom Handel zu ziehen, den seine Lage mir bietet, ich mein Recht dem Kaufmanne abtrete, unter der Bedingung, dass er mich dafür entschädige, indem er höhere Miethe zahlt im Verhältniss zu dem Nutzen, den es ihm verschafft und den ich ihm abtrete. Eben so ist es mit Geld, das ich einem Handelsmanne leihe.

„Der Handel ist Umwälzungen, Unfällen, Fehlern, Verlusten und Treulosigkeiten unterworfen, deren Gesammtergebniss alle Kapitalien, welche man ihm anvertraut, auf einen Zinsfuss reducirt, welcher kaum um mehr als vier oder fünf Procent den gewöhnlichen Ertrag von guten Länderein übersteigt. Ist ein solcher Vortheil wohl zu gross, um dem Handel die nöthigen Darlehen zu sichern und diejenigen zu entschädigen, welche ihm ihr Geld unter solchen Gefahren übergeben? Die Menge gewinnt stets bei solchen Darlehen; aber viele Privatpersonen verlieren immer dabei Zinsen oder Kapital. Die Zu- und Abnahme der Gewinne und Verluste muss nothwendig mit in Betracht kommen, wenn man einen Zinsfuss festsetzt; ja man muss um so mehr darauf achten, da, einmal in Anbetracht der Bevölkerung, dann in Anbetracht der innersten Einrichtung der Regierung und der öffentlichen Verwaltung, der grössere Theil der Kapitalien beim Handel geliehen werden muss.

„Der Staat hat dem Handel keine weiteren Lasten auferlegt, als den Zoll; die Kaufleute, so reich sie immer sein mögen, wieviel sich auch der Staat die Leichtigkeit und Nützlichkeit des Handels kosten lasse, dessen angenehmste Früchte jene geniessen, geben dem Staate nichts für seine Mühe. Diese Politik ist sehr weise und sehr billig, weil der Kaufmann, der durch den Handel vom Publikum seine Einkünfte bezieht, das Publikum die Abgaben würde bezahlen lassen, die man von ihm verlangte; dann hätte der Staat sie so zu sagen zu Steuereinnehmern erwählt; wenn dagegen die Bedürfnisse des Staates verlangten, dass man ihnen eine Abgabe auferlege, da der Absatz allen Ständen des Staates allgemein ist und im Verhältnisse zu den Vermögensumständen der Privatpersonen steht, so würde dies, wie man leicht sieht, eine Abgabe sein, deren Vertheilung höchst billig und sehr wenig drückend für die Armen wäre; jedermann würde gern beistimmen. Unsere Gelehrten also, welche gegen den Zinsfuss von dreissig Procent ihre Stimme erhoben haben, verstehen nichts von der Staatsverwaltung; wir wol-

len andere Leute reden lassen, und alles wird klar sein. Um wie viel übersteigt der Zinsfuss, welcher heutigen Tages im ganzen Reiche angenommen ist, den früheren Zinsfuss unter der Tang-Dynastie vor neunhundert Jahren? Wir wollen zehn Millionen Unzen Silber annehmen; wer kann es übel deuten, wenn der Staat sie noch ausser den gewöhnlichen Abgaben fordert, um die Bedürfnisse des inneren Handels im Reiche zu befriedigen? Das Gesetz nun, welches den Zinsfuss des Geldes auf dreissig Procent gesteigert hat, ist eine Verordnung, welche jene Steuer schafft, und der Staat tritt sie denen ab, welche den Kaufleuten ihr Geld leihen, oder denen, welche im Stande sind, ihren Mitbürgern vorzuschiessen. Auf den Gewinn beim Handel, auf das Publikum ist diese Abgabe gelegt, und zwar auf die vortheilhafteste Weise, weil man sie nur im Verhältnisse zu dem bezahlt, was man verbraucht; das einzige Erwähnenswerthe bei dieser Abgabe ist nur, dass der Staat sie dem Publikum abtritt, ohne sie in den Staatsschatz fliessen zu lassen, und ohne gezwungen zu sein, sie durch die Kosten, welche das Einsammeln mit sich bringt, zu erhöhen. Tschang-sin hat bei dieser Gelegenheit gesagt: Eine bemäntelte Abgabe ist ein Schwert in der Scheide, die Scheide nutzt sich ab, und das Schwert verwundet. Dieses Urtheil beweist, dass man ein ausgezeichneter Gelehrter und selbst eine gute Magistratsperson sein kann, ohne Verstand genug zu haben, um die Staatsgeschäfte zu begreifen.

„Wie so vergrössert der gesetzlich festgesetzte hohe Zinsfuss die Nützlichkeit des Handels? Dadurch, dass er denen den Weg bahnt, welche Geschick haben, Handel zu treiben, und ihn nothwendigerweise mehr vertheilt und vereinzelt. Die Anlage zum Handel ist eine Anlage für sich, wie die Anlage zu den Wissenschaften, zum Staatsregiment, zum Kriegführen, zu den Künsten; vielleicht könnte man sogar sagen, sie umfasste gewissermassen alle Arten von Anlagen. Nun ist die Anlage zum Handel für das Reich bei allen denen verloren, welche Lust haben, einem andern Geschäftszweige zu folgen; folglich muss man alles mögliche aufbieten bei denen, deren einzige Hülfsquelle der Handel ist. Obgleich dieser letztere für den Staat unendlich nöthig ist, so thut doch die Verwaltung, welche so grosse Kosten aufwendet, um das Studiren zu erleichtern und dadurch geschäftstüchtige Leute heranzubilden, durchaus nichts für die, welche Anlage zum Handel haben, um sie zu unterstützen, diese Anlage zu entwickeln; der hohe Zinsfuss ergänzt, was die Regierung vergessen hat; so arm ein junger Mann auch sei, weiss er sich zu benehmen und hat er Anlagen, so wird er Geld genug leihen können, um einen Versuch zu machen; glücken diese Versuche, so öffnen sich ihm alle Geldsäcke, und die Zinsen schaffen dem Reiche einen nützlichen Bürger, der verloren gegangen wäre, wenn man ihm nicht eine hülfreiche Hand geboten hätte. Sobald man also anfangen kann, Handel zu treiben, ohne selbst Geld zu haben, muss sich der Handel nothwendigerweise sehr vertheilen, wie es eben der jetzige Zustand der Bevölkerung fordert.

„Ein Mann, wer er immer sei, hat nur ein bestimmtes Mass an Zeit und Kräften zur Verfügung; wenn der Handel, mit dem er sich

beschäftigt, mehr fordert, so muss er Hülfe in Anspruch nehmen, d. h. er muss sich Dienstleistungen erkaufen; sie kosten ihm gewöhnlich wenig, und er kann viel Nutzen davon haben; was er dabei gewinnt, entbindet ihn nach und nach davon, selbst mit zu arbeiten, und das Publikum hat die Last seines Müssigganges zu tragen. Man frug So-ling, warum er 20000 Unzen Silber aus dem Staatsschatze an zwölf unbedeutende Kaufleute habe ausleihen lassen. Er antwortete: Damit das Publikum nicht mehr die Festlichkeiten, die Schauspiele, den Prunk, die Concubinen und Sklaven desjenigen bezahle, der den Handel mit Seidenwaaren an sich gerissen hat. Um im Handel rivalisiren zu können, müssen die Kaufleute in Bezug auf Industrie und Arbeit wetteifern, d. h. das Volk weniger übertheuern."

Wir halten es für überflüssig, dem Leser zu bemerken, dass wir, indem wir diese vielleicht etwas zu langen Auszüge aus den chinesischen Staatsökonomen mittheilen, keineswegs ihre Lehre billigen wollen. Diese kitzlichen und schwierigen Fragen stehen uns zu fern, als dass wir uns darüber ein bestimmtes Urtheil erlauben dürften; wir haben nur den Geist der Chinesen auch von dieser Seite her zeigen wollen. Man hat sich im Allgemeinen so sehr daran gewöhnt, sie nach den Zeichnungen ihrer Fensterladen und Fächer zu beurtheilen und in ihnen nichts als mehr oder weniger civilisirte Affen zu sehen, dass es uns wohlgethan hat zu zeigen, wie sie die Gegenstände der höheren Politik und socialen Oeconomie zu behandeln verstehen.

Um diese Handelsoperationen zu erleichtern, haben die Chinesen Capitalgesellschaften gegründet, die im ganzen Reiche verbreitet sind, deren Hauptzweck es ist, die Last der schwebenden Schulden, welche Interessen tragen, zu vermeiden. Die Mitglieder dieser Gesellschaften kommen über eine bestimmte Summe überein, welche jeder am ersten Tage jedes Monates einzahlt; an eben diesem Tage wird die ganze Summe verloost; so macht man es jeden Monat, bis jeder sein Loos gezogen hat. Da nun die letzten sehr schlecht dabei wegkommen würden und die früheren Einzahlungen ohne allen Vortheil gemacht hätten, so erhöht man jeden Monat die zu verloosende Summe mit geringen Zinsen, welche diejenigen zu zahlen haben, die ihren Theil bereits empfingen.

Der Nutzen solcher Gesellschaften besteht darin, dass man auf einmal eine beträchtliche Summe schafft, die man nur in kleinen Theilen einzahlt. Da die Regierung sich in keiner Weise um diese Privatgesellschaften kümmert, so sind ihre Statuten verschieden, je nach den Ansichten der Mitglieder. Es gibt jedoch zwei Bedingungen, welche unveränderlich und in allen Provinzen gültig zu sein scheinen; die erste ist, dass der Begründer der Gesellschaft stets die Vorhand beim Loosen hat; die zweite, dass jedes Mitglied, welches einmal unterlässt, seinen Beitrag zu zahlen, alle seine früheren Einzahlungen zu Gunsten des Vorstehers der Lotterie verliert, welcher für jedermann verantwortlich ist; aber diese Fälle kommen nur sehr selten vor. Alle Mitglieder setzen eine so hohe Ehre darein, ihren Verpflichtungen getreulich nachzukommen, dass man es nicht an sich fehlen lassen kann, ohne sich mit Schande zu bedecken, und für seine Mitbürger ein Gegenstand der Verachtung zu werden. Ist je-

mand in Geldverlegenheit, so tritt man ihm leicht das Loos ab, und wenn er nicht mehr zahlen kann, so überlässt er seine Vorschüsse einem anderen, der für ihn gutsagt. Diese Gesellschaften sind so sehr an der Tagesordnung, dass fast alle Chinesen Antheil daran haben; Ackerbauer, Handwerker, Krämer, alle vereinigen sich so gruppenweise und theilen sich gegenseitig ihre Hülfsquellen mit. Der Chinese lebt nie isolirt; aber namentlich in Geld- und Handelsgeschäften ist sein Associationsgeist bemerkbar.

Die ungeheure Bevölkerung China's, der Reichthum seines Bodens und die Mannigfaltigkeit seiner Produkte, die weite Ausdehnung seines Ländergebietes, und die Leichtigkeit der Communication zu Wasser und zu Lande, die Thätigkeit der Bewohner, die Gesetze, die Sitten und Gebräuche, alles scheint sich zu vereinigen, um diese Nation zur grössten Handelsnation der Welt zu machen. Von welcher Seite her ein Fremder auch nach China komme, welche Punkte man auch besuche, was vor allem auffällt und Erstaunen erregt, ist die ausserordentliche Geschäftigkeit des Volkes, das unaufhörlich von Gewinnsucht und Handelsgeist angetrieben wird. Von Norden bis Süden, von Osten bis Westen sieht China wie ein immerwährender Marktplatz aus, wie eine Messe, die das ganze Jahr hindurch unaufhörlich dauert.

Und doch, wenn man nicht bis in's Innere des Reiches eingedrungen ist, wenn man nicht diese drei grossen Städte, Han-yang, U-tschang-fu und Han-keu, gesehen hat, welche einander gegenüber liegen, so ist es unmöglich, sich einen richtigen Begriff von der Thätigkeit und Ausdehnung dieses Binnenhandels zu machen. Namentlich Han-keu, „die Mündung der Waarenlager", muss man sehen; alles ist hier Verkaufsladen und Magazin; jedes Produkt hat seine Strasse oder sein Viertel, welches ihm besonders angewiesen ist. Von allen Seiten trifft man immer einen so grossen Zufluss von Fussgängern, die Massen sind so gedrängt und verworren, dass man nur mit der grössten Mühe sich Bahn brechen kann. Fast alle Strassen sind unaufhörlich von Lastträgern in langen Reihen angefüllt, welche in geschultem Schritt daher eilen und ein einförmiges und abgemessenes Geschrei ausstosse n,dessen durchdringender Klang das dumpfe Tosen der Menge übertönt. Mitten in diesem Menschengewimmel findet man aber doch ziemliche Ruhe und Ordnung; es kommt wenig Streit und Schlägerei vor, obgleich die Polizei bei weitem nicht so zahlreich ist, als in europäischen Städten. Die Chinesen werden immer durch einen heilsamen Instinkt, die Furcht sich zu compromittiren zurückgehalten; sie rotten sich gern zusammen und schreien viel; aber dann nimmt der Verkehr wieder ruhig seinen Gang.

Wenn man diese unaufhörlich mit Menschen vollgestopften Strassen sieht, so möchte man geneigt sein, zu glauben, dass die ganze Stadt auf den Beinen und alle Häuser leer seien. Aber man werfe nur einen Blick in die Magazine; sie sind immer voll Käufer und Verkäufer. Die Fabriken und Manufakturen enthalten ausserdem eine beträchtliche Menge Arbeiter und Handwerker, und wenn man die Menge Weiber, Greise und Kinder hinzunimmt,. so wird man nicht überrascht sein, dass die Bevölkerung von Han-keu, Han-

yang und U-tschang-fu zusammen gegen acht Millionen geschätzt wird. Wir wissen nicht, ob bei dieser Zahl die Bewohner der Barken mit inbegriffen sind. Der grosse Hafen von Han-keu ist wirklich buchstäblich ein ungeheurer Wald von Masten; man erstaunt, wenn man im Innern China's so viele und so grosse Fahrzeuge findet.

Wir haben schon gesagt, dass Han-keu gewissermassen das Hauptdepot der achtzehn Provinzen ist; es kommen auch in der That dort zusammen und gehen von da aus die Waaren, welche den ganzen Handel im Innern versorgen. Es gibt vielleicht auf der ganzen Welt keine Stadt, welche günstiger gelegen sei und von Natur grössere Vortheile besitze. Gelegen im Mittelpunkte des Reiches, ist sie gewissermassen vom Blauen Flusse umgeben, welcher sie in direkte Verbindung mit den Provinzen des Ostens und Westens setzt. Eben dieser Fluss, welcher zwei Krümmungen nach rechts und links beschreibt, da wo er sich von Han-keu entfernt, führt die grossen Handelsjunken nach Süden bis in die Seen Phu-yang und Thung-thing, welche wie zwei Binnenmeere aussehen. Eine Unmasse von Flüssen, die sich in diese Seen ergiessen, nehmen die von Han-keu gekommenen Waaren auf kleinere Barken und verbreiten sie weiter durch alle Provinzen des Südens. Nach Norden zu sind die natürlichen Communicationswege weniger leicht; aber sie werden hier durch riesenhafte und grossartige Arbeiten ersetzt. Wir meinen die zahllosen künstlichen Kanäle, von denen der ganze Norden China's durchschnitten ist, und die durch wunderbare und weise Combinationen alle Seen und schiffbaren Flüsse des Reiches unter sich verbinden, so dass es leicht wäre, durch alle Provinzen zu reisen, ohne die Barke nur ein einziges Mal zu verlassen.

Man findet in den Annalen China's, dass zu allen Zeiten die jedesmalige Dynastie sich mit dem grossen Projekte des Kanalbaues im Reiche beschäftigt hat; aber nichts ist dem zu vergleichen, was von dem Kaiser Yang-ti, welcher der Tsin-Dynastie angehörte und im Jahre 605 der christlichen Zeitrechnung den Thron bestieg, ausgeführt wurde. Im ersten Jahre seiner Regierung beschäftigte er sich damit, neue Kanäle zu graben oder die alten zu vergrössern, damit die Barken aus dem Hoang-ho auf den Yang-tse-kiang und aus diesen zwei Hauptströmen in die vorzüglichsten Flüsse gehen könnten. Ein Gelehrter, mit Namen Siao-hoai, legte ihm einen Plan vor, alle Flüsse längs ihres ganzen Laufes schiffbar zu machen, und sie mit einander durch Kanäle von neuer Erfindung zu verbinden. Sein Plan wurde angenommen und ausgeführt, so dass man mehr als 1600 Meilen Kanäle baute, umbaute und ausbesserte. Dieses grosse Unternehmen verlangte ungeheure Arbeiten, welche unter Soldaten und Stadt- und Dorfbewohner vertheilt wurden. Jede Familie musste einen Mann zwischen funfzehn und funfzig Jahren stellen, dem die Regierung nur die Nahrung verabreichte. Die Soldaten, welche die mühsamste Arbeit auszuführen hatten, bekamen eine höhere Löhnung. Einige Kanäle wurden in ihrer ganzen Länge mit Werkstücken bekleidet. Auf unseren Reisen haben wir Reste davon gesehen, welche noch die Schönheit der Arbeit bezeugen. Der Kanal, welcher vom nörd-

lichen Hofe nach dem südlichen*) ging, war vierzig Fuss breit, und an beiden Ufern mit Ulmen und Weiden bepflanzt. Der Kanal vom östlichen Hofe nach dem westlichen war weniger grossartig, aber ebenfalls mit einer doppelten Reihe Bäume besetzt. Die chinesischen Historiker haben das Andenken des Kaisers Yang-ti gebrandmarkt, der, so lange er regierte, nicht aufgehört hat, das Volk mit Frohnen zu überladen, um seinen tollen Luxus und zügellosen Aufwand zu befriedigen. Sie erkennen aber auch an, dass er sich sehr um das ganze Reich durch den Nutzen verdient gemacht hat, den die Kanäle dem inneren Handel schafften.

Die Reichthümer Chinas, sein Kanalsystem, alle die schon angegebenen Ursachen haben ohne Zweifel viel dazu beigetragen, im Lande jene wunderbare Handelsthätigkeit zu entwickeln, die man zu allen Zeiten wahrgenommen hat; aber doch muss man gestehen, dass schon der Charakter und die Anlagen seiner Bewohner sie von Natur zum Handel antreibt. Der Chinese ist leidenschaftlich und übertrieben für den Gewinn eingenommen; er liebt Geldwucher, Speculationen, und sein Geist voll List und Schlauheit gefällt sich ausserordentlich darin, die möglichen Fälle einer Handelsunternehmung zu berechnen und zu combiniren; der echte Chinese steht vom Morgen bis zum Abend hinter dem Schreibtische seines Ladens, liegt mit Geduld und Resignation seiner Arbeit ob, und wenn er gerade nicht verkauft, so überdenkt er im Kopfe und berechnet auf der Schreibtafel die Mittel, wie er sein Vermögen vergrössern kann; von welcher Art und Bedeutung auch sein Handelsgeschäft sei, er vernachlässigt keinen Vortheil; der geringste Gewinn ist jederzeit willkommen, er steckt ihn mit grösster Eile ein; sein grösster Genuss ist es, am Abend, nachdem er seinen Laden gut verschlossen und verbarricadirt hat, sich in einen Winkel seines Hauses zurückzuziehen und dort auf's Genaueste seine Sapeken zu zählen und die Einnahmen des Tages zu überrechnen.

Der Chinese bringt diesen Handelsgeist mit auf die Welt, der mit ihm wächst und sich entwickelt; er ist seine Natur und sein Instinkt. Der erste Gegenstand, zu dem ein Kind sich hingezogen fühlt, ist die Sapeke; der erste Gebrauch, den es von der Rede und dem Verstande macht, ist zählen und die Zahlen aussprechen zu lernen; sind seine Finger kräftig genug, um den Pinsel zu führen, so sind es Ziffern, die es mit Vergnügen hinmalt; kurz sobald dieses kleine Wesen sprechen und gehen kann, ist es auch im Stande zu kaufen und zu verkaufen. In China braucht man nichts zu fürchten, wenn man ein Kind einen Einkauf machen lässt, man kann darauf rechnen, dass es sich nicht betrügen lässt. Die Spiele selbst, mit denen sich die kleinen Chinesen abgeben, sind immer von Handelsgeist angesteckt; sie lieben es feil zu halten, Leihhaus zu spielen, und so werden sie mit der Sprache, der List und Feinheit der Kaufleute bekannt. Ihre Kenntnisse in allem, was den Handel betrifft, sind so früh reif und so positiv, dass man kein Bedenken trägt, sie mit den wichtigsten Geheimnissen bekannt zu machen und ihnen ganz

*) Zu jener Zeit gab es vier kaiserliche Höfe.

ernste Geschäfte aufzutragen in einem Alter, wo die Kinder gewöhnlich nur mit Spielen und Tändeleien beschäftigt sind.

Die Einwohner des himmlischen Reiches stehen in dem wohlverdienten Rufe, schlau und listig zu sein, und man begreift leicht, dass ein solcher Charakter namentlich eine grosse Rolle im Handel spielen muss. Man könnte Bücher schreiben über die mehr oder weniger geistreichen und schlauen Kniffe der chinesischen Kaufleute; diese Gewohnheit ist so allgemein, die Mode so verbreitet, dass man sich gar nicht daran stösst; es ist das eben ganz einfach Geschicklichkeit und Gewandtheit in Geschäften; ein Kaufmann ist stolz darauf, wenn er den guten Erfolg seiner Streiche erzählen kann. Indess um den Chinesen ganz gerecht zu werden, müssen wir auch noch hinzufügen, dass dieser Mangel an Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit nur bei den kleineren Krämern sich findet; die grossen Handelshäuser dagegen zeigen in ihren Geschäften eine Rechtlichkeit und Ehrbarkeit, die alles Lob verdient; sie sind Sklaven ihrer Worte und eingegangenen Verbindlichkeiten. Die Europäer, welche in Handelsverbindung mit China stehen, rühmen einstimmig die unerschütterliche Rechtlichkeit der grossen chinesischen Handelshäuser; traurig genug, dass die letzteren nicht dasselbe von den Europäern sagen können.

Es gibt in China kein anderes gesetzlich anerkanntes Geld als kleine runde gegossene Stücke mit einem Zusatz von Kupfer und Zinn, die man *tsien* nennt; die Europäer haben ihnen allgemein den Namen Sapeken gegeben. Sie haben in der Mitte ein viereckiges Loch, damit man sie an einen Faden anreihen kann; Tausend solche Stück bilden eine Reihe, welche im Durchschnitt einer chinesischen Unze Silber gleich steht; denn aus Gold und Silber prägt man in China niemals Geld. Obgleich die Sapeken gewöhnlich nur im Kleinhandel angewandt werden, so werden doch Gold und Silber, die man bei grösseren Käufen ausgibt, wie eine Waare abgewogen, und man rechnet immer nach Sapekenreihen. Daher haben die Chinesen aus den Städten beim Kaufen und Verkaufen immer kleine Wagen bei sich, und wiegen das Geld ab, das sie geben oder annehmen. Bankzettel, die an den Ueberbringer zahlbar sind, gelten durch das ganze Reich hindurch. Sie werden von grossen Handelshäusern ausgegeben und in allen grossen Städten angenommen.

Die Sapeke, deren Werth ungefähr einen halben Centime unseres Geldes beträgt, ist von unberechenbarem Vortheile für den Detailhandel. Mit der Sapeke bezahlt man in China selbst unendlich kleine Grössen. Man kann ein Schnittchen Birne, eine Nuss, ein Dutzend gebackene Bohnen, eine Düte voll Wassermelonenkerne kaufen, eine Tasse Thee trinken, einige Pfeifen Tabak rauchen, und das alles für eine Sapeke. Ein Mann, der nicht Geld genug hat, um eine Orange zu kaufen, begnügt sich mit einem Stückchen. Diese ausserordentliche Theilbarkeit der chinesischen Münze hat zu einer Menge kleiner Handelsartikel Veranlassung gegeben, wovon Tausende von Menschen leben. Mit zweihundert Sapeken Kapital kann es ein Chinese nicht unterlassen, eine kleine kaufmännische Speculation zu unternehmen. Die Sapeke ist namentlich eine ausserordentliche

Hülfsquelle für die, welche vom Almosen leben. Man müsste ganz arm sein, wenn man einem Bettler nicht eine Sapeke geben könnte.

Fünftes Kapitel.

Versuche, den Gouverneur der Provinz zu sehen. — Wir zwingen die Wache seines Palastes. — Der Gouverneur von Hu-pe. — Unterhaltung mit dieser hohen Person. — Guter Erfolg unseres Besuches. — Umzug. — Höflichkeit eines Kochs. — Abschied Ting's und der Escorte von Sse-tschuen. — Der Mandarine Lieu, oder „die Trauerweide", Anführer der neuen Escorte. — Chinesische Architektur. — Die Thürme. — Die Pagoden. — Schöne Künste. — Religionen. — Die Lehre der Gelehrten. — Unglaubliche Ehren, die man dem Confucius erweist. — Doctoren der Vernunft. — Leben und Meinungen des Philosophen Lao-tze. — Der Buddhismus. — Legende vom Buddha. — Seine dogmatischen und moralischen Grundsätze. — Die Buddhisten werden von den Brahmanen verfolgt. Gründe dieser Verfolgungen. — Zerstreuung der Buddhisten in die verschiedenen Gegenden Asiens.

Wir haben im Anfange des vorigen Kapitels bemerkt, wie man uns bei unserer Ankunft in U-tschang-fu in einer engen Zelle in einer Pagode eingepfercht hatte, wo wir befürchten mussten zu ersticken. Wir hatten gehofft, dass die hohen Beamten, wenn sie mit eigenen Augen diese Mördergrube sähen, begreifen würden, dass wir nicht ohne Luft leben könnten, und dass sie uns am Ende doch noch eine andere Wohnung bis zum Tage unserer Abreise anweisen würden. Diese Hoffnungen, so recht und billig sie auch waren, schienen sich aber nicht realisiren zu wollen. Der Magistrat der Hauptstadt dachte gar nicht an uns, und ausser einigen niedrigen und unbedeutenden Beamten kam uns Niemand zu nahe. Dieses Benehmen war, wir müssen es gestehen, ziemlich verletzend für unsere Eigenliebe; doch hätten wir diese Prüfung immer noch leicht überstehen können, hätte man uns nur Luft und Raum genug gegönnt, um uns zu bewegen. Von den theuren und liebenswürdigen Mandarinen verlassen zu sein, das ging schon noch; aber dabei in einem Loche stecken zu müssen, das konnte uns auf keine Weise zusagen.

Zwei Tage hatten wir in dieser wenig bequemen Lage zugebracht, als wir uns entschlossen, alle Kräfte aufzubieten, diesen Ort zu verlassen und den Einfluss wiederzugewinnen, den wir durch unsere eigene Schuld verloren hatten. Wir zogen unsere Staatskleider an, liessen Palankinträger kommen und befahlen, uns in den Palast des Provinzial-Gouverneurs zu tragen. Sie blickten uns zaudernd an; aber wir bezahlten sie im Voraus und versprachen ihnen ein gutes Trinkgeld bei der Rückkehr, und so schleppten sie uns denn in grösstem Eifer fort.

Wir kamen über den Platz, wo der ehrwürdige Perboyre hingerichtet worden war; wir gingen in den Gerichtshof, wo er so grau-

sam gemartert wurde und man ihm das Todesurtheil sprach. Ein ähnliches Schicksal, ein so glorreiches Ende hatten wir nicht zu erwarten. Aber doch begeisterten alle diese Erinnerungen an Standhaftigkeit und Muth auch unsere Seele und gaben uns unvergleichliche Kraft, nicht zu sterben — dessen waren wir nicht werth — aber zu leben, denn daran glaubten wir ein Recht zu haben.

An der Thür des Palastes stiegen wir aus unseren Palankinen. Bis hierher hatte die Sache keine Schwierigkeiten gehabt. Wir überschritten die Schwelle, fest entschlossen, alle Hindernisse zu überwinden, welche uns entgegen treten möchten, um vor den Gouverneur zu kommen. Kaum waren wir in der Mitte des Hofes, als wir von einer Menge Trabanten und Diener umringt wurden, mit denen die Zugänge zu den grossen Gerichtshöfen immer angefüllt sind. Alle diese bösen Gesichter, alle diese Henkerphysionomien, mit denen wir uns längst befreundet hatten, rührten uns wenig. Wir setzten unsern Weg mit Sicherheit fort, ohne auf die tausenderlei sonderbaren Betrachtungen zu hören, welche rings um uns der gelben Mütze und des rothen Gürtels wegen laut wurden.

In dem Augenblicke, als wir durch ein Wartezimmer gingen, um in den zweiten Hof zu gelangen, redete uns ein niederer Mandarine mit gelbem Knopfe an, welcher den Thürsteherposten versah, oder besser gesagt, die Gäste vorzuführen hatte. Er war ganz bestürzt, als er uns so eilen sah. Er trat uns in den Weg und fragte uns dreimal hinter einander, wohin wir wollten, und zugleich streckte er beide Arme horizontal aus, als wollte er uns aufhalten und am Weitergehen hindern. — Wir gehen zu Seiner Excellenz, dem Gouverneur. — Seine Excellenz ist nicht zugegen; der Gouverneur ist nicht zu sprechen. Ist denn das Sitte und Brauch, sich auf solche Weise zur ersten obrigkeitlichen Person der Provinz zu begeben? Bei diesen Worten stampfte er mit den Füssen, gesticulirte heftig und folgte mit ausgebreiteten Armen immer unseren Bewegungen, indem er bald rechts, bald links trat, um uns den Weg zu versperren. Doch kamen wir immer weiter vorwärts, ohne ein Wort zu verlieren, und zwangen den Mandarinen zur Rückkehr. Als wir auf diese Weise bis in die Mitte des Wartezimmers gekommen waren, kehrte er rasch um und stürzte auf die beiden Flügelthüren los, um sie zu schliessen; aber wir ergriffen ihn am Arme und sagten ihm mit dem gebieterischsten und nachdrücklichsten Tone, den wir anzunehmen im Stande waren: Wehe dir, wenn du die Thür nicht offen lässest! Du bist verloren, wenn du uns einen Augenblick aufhältst! Diese Worte jagten ihm einen heilsamen Schrecken ein, er machte die Thüre weit auf, und wir traten in den zweiten Hof, während uns der Mandarine staunend mit offenem Munde nachsah.

Ohne weiteres Hinderniss kamen wir bis zu den Zimmern des Gouverneurs. Im Vorzimmer fanden wir vier höhere Mandarinen, die, als sie uns kommen sahen, uns für eine Erscheinung hielten. Ehe sie eine Frage an uns richteten, blickten sie lange einander an und schienen sich mit den Augen zu fragen, was sie bei diesem unerwarteten Ereignisse thun sollten; endlich nahm sich einer ein Herz und fragte, wer wir wären. — Wir sind Franzosen, antworteten wir;

wir sind in Peking gewesen, von Peking gingen wir nach Lha-ssa in Tibet, und wollen jetzt gleich Seine Excellenz, den Gouverneur, sprechen. — Ist denn Seine Excellenz von eurer Anwesenheit in U-tschang-fu unterrichtet? hat man ihm euren Besuch gemeldet? — Eine Depesche vom Kaiser muss ihm unsere Reise durch die Hauptstadt von Hu-pe mitgetheilt haben. — Wir bemerkten, dass die Depesche des Kaisers besondere Sensation bei den Herren erregte. Nachdem uns der Mandarine, welcher mit uns sprach, eine Weile mit forschendem Blicke angesehen hatte, verschwand er durch eine kleine Thür. Wir vermutheten, dass er zum Gouverneur gegangen sei, um ihm die sonderbare Entdeckung mitzutheilen, die er gemacht hatte. Er kam bald wieder. — Der Gouverneur ist abwesend, sagte er mit ungezwungenster Miene, als wenn er die lauterste Wahrheit spräche, der Gouverneur ist abwesend; wenn er zurückkommt, wird er euch rufen lassen, im Falle er mit euch zu reden hat. Jetzt könnt ihr nach Hause zurückkehren. — Wer fordert uns auf fortzugehen? Wer hat dir geheissen uns zu sagen, dass der Gouverneur uns rufen lassen würde? Wozu uns täuschen und Worte sagen, die nicht wahr sind? Der Gouverneur ist da, du hast mit ihm gesprochen, und wir gehen nicht von der Stelle, bevor wir ihn nicht gesehen haben. — Nach diesen Worten setzten wir uns auf einen grossen Divan, welcher einen Theil des Saales einnahm. Die Mandarinen, erstaunt über unser Benehmen, gingen alle vier hinaus und liessen uns allein.

In Han-yang, so überlegten wir, sind wir sehr schwach gewesen; heute müssen wir diesen Fehler wieder gut machen, wenn wir anders Canton erreichen und nicht vor Elend auf dem Wege umkommen wollen. Die so gütigen Veranstaltungen beim Vicekönig von Sse-tschuen konnten uns nur bis U-tschang-fu schützen; der Gouverneur von Hu-pe hat jetzt über uns bis nach der Hauptstadt von Kiang-si zu verfügen, wir müssen also durchaus mit ihm sprechen, damit er uns nicht der Raubsucht der niederen Mandarinen überlasse. — Man liess uns lange allein, und wir konnten ganz nach Belieben und ruhig überlegen, welchen Gang wir bei unserem Benehmen jetzt zu befolgen hätten.

Endlich zeigte sich ein alter Diener, und nachdem er uns mit seinen Blicken fast aufgezehrt hatte, sagte er mit meckernder Stimme, Seine Excellenz der Gouverneur lade die erlauchten Herren ein, vor ihm zu erscheinen. Diese Höflichkeitsformel liess uns ahnen, dass es vielleicht möglich sein würde, unsern alten Einfluss wieder zu gewinnen. Wir folgten dem alten Diener, der uns in einen prächtigen Saal führte, wo wir unter einer Menge chinesischer Luxusartikel eine französische Pendeluhr und zwei niedliche Porcellanvasen aus der Fabrik von Sèvres bemerkten; an den Wänden hingen einige Gemälde, welche aus England zu sein schienen. Die reichen Chinesen lieben es, ihre Zimmer mit europäischen Gegenständen auszuputzen, nicht etwa weil sie als Kunstwerke in ihren Augen einen besonderen Werth hätten, sondern weil sie weit her kommen, aus Ländern jenseits der westlichen Meere, und das genügt. Die Chinesen sind hierin den Europäern gleich. Wer ist nicht ganz glücklich, wenn er in seinem Salon eine Figur aus Bronze oder Porzellan, oder ir-

gend ein chinesisches Stück hat, vorausgesetzt, dass es auch wirklich aus China sei?

Wir bewunderten mit Stolz die Eleganz und Feinheit der Vasen aus Sèvres, die weit über den Porzellanvasen der chinesischen Stücke standen, als der Gouverneur eintrat. Er schritt durch den Saal, indem er die Arme hin und her bewegte, ohne sich nach rechts oder links umzusehen, und setzte sich neben einem Guéridon auf einen grossen lackirten Sessel, dessen Lehne mit einer Art rothen, mit Seidenstickerei geschmückten Tuches bedeckt war. Wir grüssten ihn ehrfurchtsvoll, und erwarteten, dass er die Unterhaltung beginnen würde. Dieser Mann schien uns durchaus nicht die Einfachheit und Güte zu besitzen, die wir beim Vicekönig von Sse-tschuen gefunden hatten. Höchstens funfzig Jahre alt, hatte er ein mageres und braunes Gesicht, welches einen harten und strengen Charakter verrieth. — Euer erlauchtes Vaterland, sagte er, ist das Königreich Frankreich; habt ihr es schon lange verlassen? — Schon seit mehreren Jahren. — Ihr habt mir ohne Zweifel etwas mitzutheilen, da ihr zu mir gekommen seid? — Vor allem wollten wir nur unsere Artigkeit beweisen. — O! ihr beschämt mich. — Sodann möchten wir gern wissen, ob der Vicekönig von Sse-tschuen eine Depesche geschickt hat, welche unsere Reise durch U-tschang-fu meldet. — Ja gewiss, sie ist schon vor langer Zeit angekommen; Eilboten haben diese Depeschen zu befördern. — Bei der Art und Weise, wie man uns in U-tschang-fu behandelt, glaubten wir, die Depesche sei noch gar nicht angekommen. Der Kaiser hat den Vicekönig Pao-hing beauftragt, uns mit aller nöthigen Rücksicht und Artigkeit bis nach Canton begleiten zu lassen. Anfangs, bei unserem Aufenthalte in Tsching-tu-fu, haben wir uns nur lobend aussprechen können über die Behandlung, die uns von Seiten der Obrigkeit zu Theil wurde. Der erlauchte und ehrwürdige Pao-hing, den wir mehrmals besucht haben, war voll Aufmerksamkeit gegen uns; auf dem ganzen Wege haben höhere und niedere Mandarinen die Massregeln respectirt, die man in Bezug auf uns festgesetzt hatte, und wir haben bequem und mit Ehren reisen können. — Das ist so Brauch in unserem Lande, unterbrach uns stolz der Gouverneur, man behandelt hier die Fremden gut. — Es scheint aber, entgegneten wir, als sei dieser Gebrauch nicht allgemein; das Buch der Sitten und Gebräuche ist ein und dasselbe für das ganze Reich, aber in Hu-pe erklärt man es auf andere Weise, als in Sse-tschuen. In Han-yang, am jenseitigen Ufer dieses Flusses, wären wir Hungers gestorben, wenn wir nicht Geld gehabt hätten, um in einem Wirthshause Lebensmittel zu kaufen; hier, in der Hauptstadt selbst, kümmert sich seit zwei Tagen, die wir hier anwesend sind, kein Mensch um uns; man hat uns in ein Loch gesperrt, wo wir uns kaum rühren können. Sollte der Kaiser Befehl gegeben haben, uns für die gute Behandlung, die wir in Sse-tschuen genossen haben, in Hu-pe büssen zu lassen? — Was für Worte redet ihr? Die Barmherzigkeit des Kaisers erstreckt sich über alle Orte. Wo wohnt ihr in der Stadt? — Der Vicekönig von Sse-tschuen hat uns nie gefragt, wo wir wohnten; er wusste es, weil er selbst unsere Wohnung bestimmte. Als wir

hier ankamen, hat man uns in ein enges Zimmer geführt, wohin keine Luft Zugang hat; seit zwei Tagen stecken wir darin, ohne jemanden gesehen zu haben, dem wir unsere Noth hätten klagen können. Man wünscht wahrscheinlich, dass unsere Reise in U-tschang-fu ende. — Der Gouverneur warf sich zornig und unwillig in seinem Sessel hin und her. Er behauptete, dass wir dem Charakter der Einwohner des Reiches der Mitte Unrecht thäten, und indem seine gellende Stimme immer heftiger und heftiger wurde, sprach er so geläufig und lebhaft, dass wir schliesslich gar nicht mehr verstanden, was er sagte. Wir hüteten uns wohl ihn zu unterbrechen; wir blieben ruhig und unbeweglich und warteten mit Geduld, dass er doch endlich aufhören und schweigen müsste. Als der Augenblick gekommen war, entgegneten wir ihm mit ruhigem Tone, aber mit Kälte und Nachdruck: Excellenz, es ist nicht unsere Gewohnheit, verwundende und beleidigende Worte auszustossen; es ist schlecht, seinen Brüdern verkehrte Absichten unterzulegen. Indess wir sind Missionare der Religion des Herrn des Himmels, wir sind Franzosen und können nicht vergessen, dass diese Stadt U-tschang-fu heisst. — Was soll das heissen? Ich verstehe es nicht. — Wir können nicht vergessen, dass einer unserer Brüder, ein Missionar, ein Franzose, hier in U-tschang-fu vor dreiundzwanzig Jahren hingerichtet; dass ein anderer unserer Brüder, ebenfalls Missionar und Franzose, vor noch nicht sechs Jahren in dieser Stadt auf gleiche Weise umgebracht worden ist. — Bei diesen Worten schien der Gouverneur ganz ausser Fassung zu gerathen, sein Gesicht verrieth, dass er innerlich sehr aufgeregt war. Heute noch, fuhren wir fort, als wir uns hierher begaben, sind wir über den Platz gegangen, auf dem man unsere Brüder hingerichtet hat. Ist es also wohl zu verwundern, dass wir verstimmt sind, und trübe Gedanken in uns aufsteigen, wenn wir daran denken, dass man uns nach dem Leben trachtet, dass man uns so zu sagen in einem Grabe unsere Wohnung angewiesen hat? — Ich weiss nicht, was ihr meint, ich kenne diese Geschichten nicht, antwortete barsch der Gouverneur; in der Zeit, von welcher ihr sprecht, war ich noch nicht in der Provinz. — Wir wissen es; der Gouverneur, welcher vor sechs Jahren hier war, wurde, gleich nachdem er Befehl gegeben hatte, den französischen Missionar hinzurichten, vom Kaiser abgesetzt und zu ewiger Verbannung verurtheilt. Es war dies hinlänglicher Beweis für das ganze Reich, dass der Himmel die Unschuld rächen wollte. Ein jeder ist nur für das verantwortlich, was er gethan hat; aber an wem liegt die Schuld, wenn man uns heute auf solche Weise behandelt? Wir haben die Schriften des Philosophen Meng-tse studirt, und dort gelesen: Meng-tse fragte eines Tages den König von Leang, ob es ein Unterschied wäre, einen Menschen mit dem Schwerte zu tödten, oder ihn durch schlechte Behandlung umzubringen, und der König antwortete: Ich sehe keinen Unterschied.

Der Gouverneur schien sehr erstaunt, als er uns eine Stelle aus den klassischen Büchern citiren hörte. Er bemühte sich, Milde in Gesicht und Geberden zu zeigen, und hielt es für gut, uns über die Furcht, die wir zu haben schienen, zu beruhigen. Er sagte uns, die Mandarinen, welche beauftragt seien, für uns Sorge zu tragen, hätten

seine Befehle schlecht ausgeführt; er wolle eine strenge Untersuchung einleiten, und jedes Vergehen solle bestraft werden, weil er den Willen des Kaisers in Achtung erhalten müsse, dessen Herz voll von der väterlichsten Milde und Barmherzigkeit für die Fremden sei, wovon wir die Beweise in der Hauptstadt von Sse-tschuen und auf unserem ganzen Wege gehabt hätten. Er fügte hinzu, wir würden in der Provinz Hu-pe eben so gut behandelt werden; wir sollten nicht glauben, dass man in vergangenen Zeiten einen unserer Landsleute hingerichtet hätte, es seien dies nur falsche Gerüchte und müssiges Geschwätz, wie es das gemeine Volk verbreite, dessen Zunge im höchsten Grade beweglich und lügnerisch sei.

Wir hielten es nicht für nöthig darauf zu beharren und dem Gouverneur zu beweisen, dass das Märtyrthum der Missionare Clet und Perboyre mehr als müssiges Geschwätz sei. Wir begnügten uns damit, ihm zu sagen, man wüsste in Frankreich jederzeit, wie man die Franzosen in fremden Ländern behandle; unsere Regierung scheine es vielleicht zu ignoriren, aber sie erinnere sich daran, wenn der rechte Zeitpunkt da sei. Kurz und gut, wir merkten, dass wir den rechten Eindruck auf den Gouverneur gemacht hätten, und dass unser Besuch das gewünschte Resultat haben würde. Ehe wir den Palast verliessen, gingen wir nach und nach auf andere Dinge über, und schwatzten von unserer langen Reise und von Europa, welches Seiner Excellenz fast ganz unbekannt zu sein schien. Endlich machten wir die vorgeschriebenen Komplimente, und suchten an der Thüre die Palankinträger auf, die uns erwarteten.

Als wir durch den Saal und die vielen Vorzimmer des Gerichtshofes gingen, sahen wir an dem Benehmen der Beamten, dass man vom Erfolge unsers Besuches schon unterrichtet sei. Man grüsste uns sehr artig, und als wir an den letzten Hof gekommen waren, beeilte sich der Mandarine, der so viel Eifer gezeigt hatte, uns den Weg zu versperren, uns entgegenzukommen, und bis an die Palankine zu begleiten, indem er uns eine herzliche und unauslöschliche Ergebenheit bezeigte. Die Träger nahmen uns auf ihre Schultern und brachten uns im schnellsten Laufe wieder in unser Logis.

Wir waren kaum einige Stunden in diesem abscheulichen Loche, als der Tamtam an der Thüre der kleinen Pagode ertönte. Ein Mandarine, begleitet von seinem Dienst- und Trabantenpersonal, zeigte sich und frug nach den erlauchten Herren aus dem grossen Lande Frankreich. Sobald er uns gewahrte, beeilte er sich uns anzukündigen, dass er von Seiner Excellenz dem Gouverneur beauftragt sei, uns in ein bequemeres und den Regeln der Gastfreundschaft entsprechenderes Logis zu führen. — Wenn gehen wir dahin? frugen wir. — Auf der Stelle, wenn ihr wollt. Wahrscheinlich ist alles bereit, denn die Befehle dazu sind gegeben worden, sobald ihr den Palast des Gouverneurs verliesst. — So wollen wir gleich gehen, sagten wir, wir sehnen uns herzlich nach der Auferstehung aus diesem Grabe. — Ja, das ist wahr, sagte Ting, der eben so wenig als wir mit dieser jämmerlichen Wohnung zufrieden war, wo er zusammengekauert dasitzen musste, wenn er Opium rauchte, weil der Platz nicht einmal zureichte, die Beine auszustrecken.

Jeder nahm nun in Eile sein Gepäck zusammen, und ohne Bedauern verliessen wir dieses abscheuliche Nest. Man führte uns bis an das Ende der Stadt, fast auf's Land hinaus, und wies uns in ein geräumiges und schönes Haus, das halb weltlich und halb geistlich war. Es war ein grosser buddhistischer Tempel, umgeben von zahlreichen Gemächern, welche zum Empfange der hohen Mandarinen bestimmt waren, die durch U-tschang-fu reisten. Gärten, Höfe mit hohen schlanken Bäumen, Belvederes und Terrassen mit Säulengängen gaben diesem Aufenthalte ein grossartiges und prächtiges Aussehen, welches lebhaft gegen die kärgliche Dürftigkeit der Pagode abstach, die wir eben verlassen hatten; aber was wir über alles schätzten, war die frische und reine Landluft, die wir in vollen Zügen einathmen konnten.

Sobald wir uns in unserer neuen Wohnung eingerichtet hatten, liess der Mandarine, der uns dahin begleitet hatte, den Hauptkoch des Hauses holen. Er kam mit einem Pinsel zwischen den Zähnen, einem Blatt Papier in der einen und einem Schreibzeuge in der andern Hand. Er setzte sich an das Ende des Tisches, rührte etwas Tinte auf einen kleinen runden Topfstein und bat uns ihm die Speisen zu nennen, die wir am liebsten ässen. — Es ist in der ganzen Welt bekannt, sagte der Mandarine, dass die Leute im Occident nicht auf dieselbe Weise leben wie die Bewohner im Reiche der Mitte. So viel es möglich ist, muss man sich nach den Gebräuchen und Gewohnheiten der Menschen richten. Wir dankten dem Mandarinen für seine ausserordentliche Aufmerksamkeit; es ist schon lange her, sagten wir, dass wir uns an die chinesische Küche gewöhnt haben; der Koch mag nur dem folgen, was ihm sein Talent eingiebt, und so wird es ganz gut gehen; ein Verzeichniss von Speisen wäre überflüssig, und — schwer zu machen, wie wir noch hätten hinzufügen können. Wir hatten in der That seit so langen Jahren so verschiedene Lebensweisen befolgt, so oft mit dem culinarischen System gewechselt, eine so grosse Menge Speisen von aussergewöhnlichem und abenteuerlichem Geschmacke kennen gelernt, dass es uns unmöglich war, den Werth eines guten Bissens zu schätzen. Wir hatten von der Küche nur wirre und dunkle Begriffe. Alles, was nicht wie Hafermehl mit Talg angemacht schmeckte, schien uns ganz vorzüglich zu sein. Der Koch nahm also seine Schreibmaterialien wieder zusammen und entfernte sich, stolz auf das Zeugniss des Zutrauens, das er bekommen hatte und dessen er, wir müssen es gestehen, in jeder Hinsicht werth war. Die Geschicklichkeit, mit welcher er uns eine Menge chinesischer Gerichte zubereitete, von denen die einen immer vorzüglicher waren, als die anderen, war ein Beweis, dass wir nicht Unrecht hatten, auf sein Verdienst und sein Talent zu rechnen.

Am Tage nach unserem Umzuge trat Ting nebst seinem Collegen, dem Militär-Mandarinen, und den zahlreichen Soldaten und Trabanten, welche uns seit unserer Abreise aus der Hauptstadt von Ssetschuen begleitet hatten, mit einer gewissen Feierlichkeit in unsere Wohnung, um Abschied von uns zu nehmen. Da sie beauftragt waren, uns nur bis U-tschang-fu zu begleiten, war ihre Mission beendigt, und sie hatten denselben Weg noch einmal zu machen, um in

ihr Land zurückzukehren. Wir waren zwei Monate lang zu Wasser und zu Lande mit einander gereist; wir hatten uns ganz unmerklich daran gewöhnt, mit einander zu leben, wir hatten gutes und schlechtes Reisewetter mit einander getheilt, daher sahen wir nicht ohne eine gewisse Rührung den Augenblick kommen, wo wir uns trennen und für immer verlassen sollten. Unser Schmerz war zwar nicht so lebhaft und so tief, wie jener, den wir empfanden, als wir bei unserem Weggange von Ta-tsien-lu der tibetanischen Escorte Lebewohl sagten. Wir hatten keine engen Bande zu brechen, sondern nur gewisse Beziehungen aufzugeben, wie man sie leicht auf langen und mühevollen Reisen eingeht und die man immer nur ungern auflöst, um sie durch neue zu ersetzen. Ting hatte uns bei mehr als einer Gelegenheit zum Besten gehabt, wir hatten uns oft gezankt, und doch waren wir im Grunde genommen recht gute Freunde. Ting war ja aber auch ein Mandarine von besserem Schlage; wenn man ihn nur den Chinesen spielen, d. h. ihn auf dem Wege bald rechts bald links eine Sapeke wegschnappen liess, so war er bei der besten Laune, gefällig und recht liebenswürdig.

Wir sprachen viel beim Abschiednehmen, aber statt zu weinen, lachten wir herzlich, denn wir erinnerten uns so mancher der pikantesten Episoden unserer Reise. Wir machten ihm auf echt chinesisch ein Compliment, und frugen ihn, ob er denn, was den Geldpunkt anbeträfe, zufrieden damit wäre, uns begleitet zu haben, ob es ihm möglich gewesen wäre, recht wacker zu sparen und ein hübsches Sümmchen aufzubringen. — O ja, sagte er, und rieb sich die Hände, das Geschäft ist nicht schlecht gegangen, ich werde auf dieser Reise einige anständige Barren verdient haben; aber ihr versteht mich recht, um des Geldes willen habe ich euch wahrlich nicht begleitet. — Nein, wer sollte denn auch so etwas denken? — Gewiss, ich liebe das Geld nicht, und habe es nie geliebt; aber ich würde glücklich sein, wenn ich bei meiner Rückkehr meiner Mutter ein kleines Geschenk machen könnte; um ihretwillen suche ich hier und da nach einem Profitchen. — Nun, Ting, das ist ein edles Gefühl; wenn man das Geld liebt, bethätigt man zugleich kindliche Liebe. — Ja gewiss, so ist es auch; die kindliche Liebe ist die Basis aller socialen Beziehungen, sie muss die Triebfeder aller unserer Handlungen sein. — Ting wünschte, als er uns verliess, dass ein glückliches Gestirn uns auf dem ganzen Wege bis nach Canton begleiten möge. Er war ganz entzückt darüber, dass wir die Ueberzeugung gewonnen hatten, aus reiner kindlicher Liebe habe er die Mandarinen auf allen Stationen gebrandschatzt, von der Hauptstadt von Sse-tschuen bis nach U-tschang-fu.

Die ganze Escorte von Sse-tschuen kehrte also zurück, unsern alten Diener Wei-schan ausgenommen, den der Vicekönig Pao-hing uns überlassen hatte. Dieser junge Mann erfüllte seine Pflicht mit Einsicht und Eifer. Er schien sogar Anhänglichkeit an uns zu haben, so viel man wenigstens von einem chinesischen Diener erwarten kann. Wei-schan sollte uns, wie die übrigen, nur bis U-tschang-fu begleiten; aber am Tage vor dem Weggange seiner Reisegefährten kam er zu uns und sprach den Wunsch aus, bis nach Canton bei

uns bleiben zu dürfen. Sein Vorschlag erfuhr von unserer Seite keine Schwierigkeit, und wir nahmen ihn sehr bereitwillig an, ohne ihm dies gerade zu sehr merken zu lassen. Er war mit unseren Gewohnheiten vertraut und kannte vollkommen den Geruch unseres Charakters, wie der Chinese zu sagen pflegt; uns lag natürlich auch sehr viel daran, mit einem Manne zu thun zu haben, an den wir bereits gewöhnt waren und den wir recht gut leiden mochten. Wei-schan konnte uns ausserdem bei der neuen Escorte, die wir in U-tschang-fu bekommen sollten, grosse Dienste leisten. Die jetzt zurückkehrende Escorte, die sich in der letzteren Zeit, Ting, ihren Anführer, mit einbegriffen, sehr gut benahm, hatte uns ausserordentlich viel gekostet. Wir hatten so viel Geduld und Kraft auf sie verwandt, dass der Gedanke, wieder von vorn anfangen zu müssen, uns nicht wenig beunruhigte. Nun dachten wir so, die Gegenwart Wei-schan's würde uns bei der neuen Erziehung unserer künftigen Reisegefährten einen Theil der Mühe ersparen; er konnte die guten Einrichtungen, mit denen er vertraut war, fortpflanzen und durch sein gutes Beispiel den Uebrigen als Muster dienen. Daher beschlossen wir, dass er uns bis Canton begleiten solle.

Derselbe Mandarine, der uns in unsere neue Wohnung eingewiesen hatte, machte uns nach dem Weggange der Escorte von Sse-tschuen einen Staatsbesuch, und zeigte uns an, dass er von Seiner Excellenz dem Gouverneur dazu bestimmt sei, uns bis nach Nan-tschang-fu, der Hauptstadt von Kiang-si, zu begleiten. Er bat uns hierauf, ihm unsere Meinung klar über die Wahl mitzutheilen, welche der Gouverneur in seiner Ernennung zu einem so wichtigen Posten getroffen hätte. In einem solchen Falle gab es für einen Chinesen nur Eine Antwort. Eine solche Wahl, sagten wir, beweist auf das Unbestreitbarste, dass Seine Excellenz der Gouverneur in höchstem Masse die so seltene und kostbare Gabe der Menschenkenntniss besitzt. Eine solche Wahl beweist ferner auf nicht weniger unbestreitbare Weise, dass Seine Excellenz der Gouverneur aufrichtig wünscht, dass wir glücklich und angenehm reisen möchten. Vor unserer Wegreise werden wir nicht unterlassen, ihm für seine Sorge und sein Wohlwollen persönlich zu danken. Unser neuer Führer sprach über alle Massen bescheiden von sich und entgegnete unsere Höflichkeit, indem er sagte, er habe nie Menschen von so mildem und reichem Herzen gefunden.

Nachdem diese Formalitäten vorüber waren, versuchten wir, etwas vernünftiger zu sprechen. Wir erfuhren, dass unser Mandarine vierzig Jahr alt sei und Lieu, d. h. Weide, hiesse. Lieu die Weide gehörte der Klasse der Gelehrten an, aber stand noch auf sehr niederer Stufe; er hatte einige Jahre lang einen kleinen Bezirk verwaltet und stand gegenwärtig zur Disposition. An seiner Sprache erkannte man leicht den Mann des Nordens; er war aus der Provinz Schang-tong, dem Vaterlande des Confucius, woraus freilich noch nicht zu folgern war, dass er überraschende geistige Fähigkeiten besass. Ernster und besser erzogen, als Ting, hatte er ein verschlossenes und sehr wenig angenehmes Wesen; es gewährte eben keinen besonderen Reiz, sich mit ihm zu unterhalten, denn er sprach ausser-

ordentlich schwerfällig. In seiner gewöhnlichen Ruhe zerrte und dehnte er die Worte so sehr, dass den Zuhörern Himmelangst wurde, und wenn er ja einmal in's Feuer kam, so entstand eine Unordnung, ein so bodenloser Wirrwarr, dass man nicht ein Wort verstehen konnte. Sein Gesicht war übrigens ohne allen Ausdruck, er hatte nur noch wenige Zähne, und seine gewölbten Augen, die man durch die Brille hervorgucken sah, hatten das Unangenehme, dass sie beständig thränten; dies gab uns die Veranlassung, dass wir zu seinem Namen noch ein Epitheton hinzufügten, und ihn statt kurz Lieu, Weide, schliesslich „Trauerweide" nannten. Es wurde beschlossen, so schnell als möglich eine neue Escorte zu organisiren, damit wir uns in vier Tagen wieder auf den Weg machen könnten.

Der Besuch, den wir kühn genug waren dem Gouverneur der Provinz Hu-pe abzustatten, hatte für uns doppelten Nutzen gehabt. Erstens hatten wir den verlorenen Einfluss wieder erlangt, und zweitens eine prächtige Wohnung bekommen, in der wir bis zu unserem Weggange von den Beschwerden unserer langen Reise uns etwas erholen und rings um uns mancherlei Zerstreuung finden konnten. Ausser der Gesellschaft der Mandarinen, welche in demselben Hause wohnten, sahen wir von Zeit zu Zeit die ersten Beamten der Stadt, welche es nicht unterliessen, uns aufzusuchen, sobald sie erfahren hatten, dass der Gouverneur günstig gegen uns gesinnt sei. Wir konnten uns ferner, ohne ausgehen zu müssen, alle Annehmlichkeiten des Spazierengehens verschaffen, bald in den von hohen Bäumen beschatteten Höfen, bald unter langen Säulengängen oder in einem geräumigen Garten, der zwar weniger reich und prächtig als der des Sse ma-kuang war, aber in dem man ein niedliches Belvedere und in sonderbarster Laune angelegte Gänge vorfand. Manchmal besuchten wir den buddhistischen Tempel, der in der Mitte unserer Wohnung lag, und bemühten uns, die änigmatischen Sprüche zu entziffern, welche die Wände schmückten.

Wir konnten eigentlich nicht recht begreifen, welchen Zweck das ganze Etablissement hatte; es waren da zunächst Gastzimmer für die durchreisenden Mandarinen, grosse Säle für die Zusammenkünfte der Gelehrten und die Versammlungen mehrerer anderer Corporationen. Ferner gab es hier ein Observatorium, ein Theater und eine Pagode; das ganze Gebäude führte den Namen: Si-men-yuen, d. h. „Garten des Westthores". Man findet in China oft, namentlich in den bedeutenderen Städten, viele solche unerklärliche Gebäude, die zu allerhand dienen. Ihre Bauart ist auch schwer zu bestimmen; man muss eben sagen: sie sind echt chinesisch. Die Denkmäler, Tempel, Häuser, Städte des himmlischen Reiches haben ein eigenthümliches Gepräge, welches sich mit keiner Art der uns bekannten Architektur eben gut vergleichen liesse; es ist chinesischer Stil, aber man muss in China selbst gewesen sein, um sich einen genauen Begriff davon machen zu können.

Die Städte sind fast alle nach demselben Plane erbaut; sie haben gewöhnlich die Gestalt eines Vierecks und sind mit hohen Mauern umgeben, auf denen in bestimmten Zwischenräumen Thürme angebracht sind; manchmal haben sie auch grosse trockene oder mit Was-

ser gefüllte Gräben. In Schriften, welche über China handeln, wird gesagt, dass die Strassen breit und schnurgerade sind; es ist aber nicht weniger wahr, dass sie eng und krumm sind, namentlich in den südlichen Provinzen. Wir haben wohl hier und da Ausnahmen gefunden, aber diese sind sehr selten. Die Häuser in den Städten wie auf dem Lande sind niedrig und haben gewöhnlich nur ein Erdgeschoss. Die ersteren sind aus Backsteinen oder bemaltem Holze erbaut und aussen lackirt; gedeckt sind sie mit grauen Ziegeln. Die Häuser auf dem Lande sind aus Holz oder Erde und mit Stroh gedeckt. Die Bauart im Norden ist sehr verschieden von der im Süden, namentlich auf den Dörfern. In den Häusern der Reichen sind gewöhnlich mehrere Höfe, einer hinter dem andern; das Zimmer der Frauen und die Gärten befinden sich ganz am Ende. Die Lage nach Süden gilt für die vortheilhafteste. Die Fenster nehmen eine ganze Seite des Zimmers ein; sie enthalten Gemälde sehr verschiedener Art und sind mit Talk, einer Art durchsichtiger Muschel oder weissem und buntem Papiere ausgeputzt. Die Dachränder sind in Form von Regentraufen gewölbt, und die in einen Bogen auslaufenden Ecken zeigen geflügelte Drachen oder fabelhafte Thiere. Die Verkaufsläden werden von Säulen getragen, welche mit Inschriften auf grossen bunten und lackirten Tafeln verziert sind; das Gemisch aller dieser Farben macht aus der Ferne einen sehr angenehmen Eindruck.

Pracht ist von Privatgebäuden in der Regel ausgeschlossen; sie zeigt sich gewöhnlich nur an öffentlichen Gebäuden. In Peking stehen die Hotels der verschiedenen Verwaltungsbehörden und die Paläste der Prinzen auf einem Unterbau und sind mit lackirten Ziegeln gedeckt. Die merkwürdigsten Denkmale China's sind die Brücken, die Thürme und die Pagoden. Die Brücken sind sehr zahlreich vorhanden, und wir haben viele von ausserordentlicher Schönheit gesehen; sie sind aus Stein, in Vollbogen, von vorzüglicher Festigkeit und Länge.

In geringer Entfernung von allen Städten ersten, zweiten und dritten Grades sieht man fast regelmässig einen mehr oder weniger hohen Thurm, der allein und isolirt wie eine colossale Schildwache dasteht. Nach den indischen Traditionen verbrannte man, als Buddha gestorben war, seinen Leichnam, theilte seine Gebeine in acht Häufchen, die man in eben so viel Urnen that, welche in achtstöckigen Thürmen aufgestellt werden sollten. Daher, sagt man, rühren die in China und in allen Ländern, wo der Buddhismus verbreitet ist, so gewöhnlichen Thürme. Doch ist die Anzahl der Stockwerke sehr verschieden, auch ihre Gestalt sehr mannigfach. Es gibt runde, vier-, sechs- und achteckige, Thürme aus Stein, Holz, Backstein, selbst aus Faience, wie der bekannte Thurm in Nanking; die Zierrathen aus Porzellan, mit denen er ausgeschmückt ist, haben ihm den Namen Porzellanthurm gegeben. Heutigen Tages ist die Mehrzahl dieser Denkmäler beschädigt und verfallen; aber in den alten Dichtungen findet man Stellen, die all den Luxus und die Pracht bezeugen, welche die Kaiser bei Errichtung solcher Thürme entfalteten. Wir theilen hier eine solche Stelle mit: „Wenn ich meine Blicke nach dem Steinthurm richte, so muss ich sein Dach in den Wolken suchen. Der Schmelz

seiner Backsteine macht Gold und Purpur den Glanz streitig und wirft wie ein Regenbogen bis auf die Stadt die Strahlen der Sonne zurück, welche auf jedes Stockwerk fallen.“ Ein Tadler, welcher die Nutzlosigkeit und die ungeheuren Kosten des berühmten Thurmes von Tschang-ngan kräftig ausdrücken wollte, nannte ihn „die Hälfte einer Stadt“. Ein etwas satirischer Dichter spricht von einem solchen Bauwerke, welches fünfhundert Fuss hoch war; er drückt mehrere Strophen hindurch das Staunen und die Bewunderung über das Unternehmen und die Ausführung eines solchen Riesenwerkes aus und fährt dann so fort: „Ich befürchte Brustbeklemmung, und wage nicht bis in das letzte Stockwerk hinanzusteigen, von wo aus die Menschen nur wie Ameisen erscheinen. So viele Treppen zu ersteigen ist den jungen Königinnen vorbehalten, welche Kraft genug besitzen auf ihren Fingern oder Häuptern die Einkünfte mehrerer Provinzen zu tragen.“ Es hat, wie die chinesischen Schriften erzählen, Thürme aus weissem Marmor, vergoldeten Backsteinen, selbst solche gegeben, die wenigstens theilweis aus Kupfer bestanden. Die Zahl der Stockwerke war drei, vier, fünf, sieben, neun und stieg manchmal bis dreizehn; ihre äussere Form zeigte eben so viel Abwechselung, als ihr innerer Ausputz. Es gab Thürme mit Galerien oder Balconen, bei denen die Breite der letzteren mit jedem Stockwerke abnahm. Einige standen mitten im Wasser, auf einer gewaltigen Grundmauer steiler Felsen, auf denen man Bäume und Blumen pflanzte und Wasserfälle anbrachte. Zu der Grundmauer gelangte man auf Stufen, welche roh eingehauen waren, sich um einen grossen Fels herumwanden, auf einen andern übergingen, selbst durch Gewölbe und künstliche Felshöhlen über Abgründe führten. Hatte man die Höhe des Felsen erstiegen, so fand man reizende Gärten; mitten in diesen Gärten erhoben sich die Thürme, die von ausserordentlicher Pracht sein mussten, wie man aus den schönen Trümmern schliessen kann, welche heute noch vorhanden sind.

Die Pagoden oder Götzentempel sind über das ganze chinesische Reich mit unglaublicher Verschwendung so zu sagen ausgesäet; es gibt kein Dorf, das nicht mehrere enthielte, man trifft sie an den Strassen, mitten in den Feldern, überall. Man sagt gewöhnlich, dass in Peking und seinem Weichbilde sich ihre Zahl bis auf 10000 belaufe. Hierzu kommt aber, dass die Mehrzahl dieser Pagoden von gewöhnlichen Gebäuden sich nicht sehr unterscheiden. Oft sind es nur eine Art Kapellen oder Nischen, welche ein Götzenbild oder Räuchergefässe enthalten. Manche sind wegen ihrer Grösse, ihres Reichthums und ihrer Schönheit aller Aufmerksamkeit werth. Zu bemerken sind namentlich in Peking die Tempel des Himmels und der Erde, und in den Provinzen mehrere berühmte Pagoden, nach denen die Chinesen zu gewissen Zeiten des Jahres wallfahrten.

Die Zierrathen und Ausschmückungen dieser Tempel sind, wie man sich denken kann, ganz nach chinesischem Geschmack; das Auge sieht nichts als Verwirrung und bizarre Zusammenstellung. Die Malereien und Skulpturen haben hier keinen besonderen künstlerischen Werth; man weiss ja, dass die Zeichenkunst in China nur sehr unvollkommen gepflegt wird. Die Maler sind nur in gewissen mecha-

nischen Verfahrungsweisen bezüglich der Zubereitung und des Auftragens der Farben berühmt; in ihren Gemälden vernachlässigen sie die Perspective, und ihre Landschaften sind stets von trostloser Einförmigkeit. Manchmal jedoch sieht man chinesische Miniaturen und Wassermalereien von seltener Vollkommenheit, die aber, was den Stil betrifft, weit unter den mittelmässigen Gemälden europäischer Maler stehen. Die Skulpturen in den Pagoden zeigen oft schöne Detailausführung, aber es fehlt ihnen meistentheils an Eleganz und Correctheit der Formen. Die Chinesen behaupten, dass die Maler und Bildhauer der vergangenen Zeiten, namentlich im fünften und sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, die heutigen weit übertrafen. Man möchte leicht versucht werden, dieser Ansicht beizupflichten, wenn man die Alterthumssammlungen besucht, in denen man in der That Gegenstände von hohem Werthe findet.

Tempel von hohem Alter trifft man in China nicht. Sie sind nicht fest genug gebaut, um der Zertörung der Zeiten und der Menschen zu widerstehen. Man lässt sie verfallen und baut neue. Die Song, sagt ein chinesisches Sprüchwort, bauten Wege und Brücken, die Tang Thürme, die Ming Pagoden. Wir können noch hinzufügen, dass die Tsing nichts thun und nicht einmal das zu erhalten streben, was von den früheren Dynastien gebaut worden ist.

Wenn man nun die ungeheure Zahl von Tempeln, Pagoden und Bethäusern betrachtet, welche sich an allen Punkten China's erheben, so möchte man glauben, die Chinesen seien ein religiöses Volk. Indess, wenn man der Sache näher auf den Grund geht, kann man sich leicht überzeugen, dass dieser äussere Schein nur im Gebrauche, in der alten Gewohnheit seinen Grund hat, und keineswegs ein frommes Gefühl oder eine religiöse Idee bekundet. Wir haben schon früher erwähnt, wie sehr die heutigen Chinesen von den materiellen Interessen und den Genüssen des gegenwärtigen Lebens in Anspruch genommen werden, und wie weit ihre Gleichgültigkeit in religiösen Dingen geht. Ihre Annalen bezeugen jedoch, dass sie sich zu verschiedenen Zeiten sehr lebhaft mit mehreren religiösen Systemen beschäftigt haben, welche nach mancherlei Wechselfällen im Reiche zur festen Geltung kamen, und heute wenigstens dem Namen nach noch bestehen.

Es gibt eigentlich keine Staatsreligion in China, alle Culte werden geduldet, vorausgesetzt, dass die Regierung nicht gefährliche Elemente in ihnen sieht. Drei Hauptreligionen sind anerkannt und werden als gleich gut und, wie man sagen kann, gleich wahr betrachtet, obgleich lange und blutige Kriege zwischen ihnen geführt worden sind. Die erste und älteste ist die, welche man *Ju-kiao*, „die Lehre der Gelehrten", nennt, als deren Reformator und Patriarch Confucius betrachtet wird. Ihre Basis ist ein philosophischer Pantheismus, der in verschiedenen Zeiten verschieden gedeutet worden ist. Man glaubt, dass im frühesten Alterthume die Existenz eines allmächtigen und vergeltenden Gottes dabei nicht ausgeschlossen war, und mehrere Stellen beim Confucius lassen erkennen, dass dieser Weise selbst sie annahm; aber die wenige Sorgfalt, die er darauf verwandte, sie seinen Schülern einzuprägen, die vieldeutigen Ausdrücke, die er gebrauchte, und das Bestreben, seine Begriffe von

Moral*) und Gerechtigkeit auf das Princip der Ordnungsliebe und einer Gleichförmigkeit zu stützen, welche sich schlecht mit den Absichten des Himmels und dem Gange der Natur verträgt, haben die Philosophen, welche ihm folgten, in Verwirrung gebracht, so dass mehrere unter ihnen seit dem zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung in einen wahren Spinozismus verfielen, und auf die Auktorität ihres Lehrers gestützt, ein System lehrten, welches Materialismus enthält und in Atheismus ausartet. Confucius ist wirklich nie religiös in seinen Schriften; er begnügt sich damit, im Allgemeinen die Beobachtung der alten Gebräuche, der kindlichen Liebe, der Bruderliebe, sowie ein Leben anzuempfehlen, das den Gesetzen des Himmels gemäss ist, welche immer mit den Handlungen der Menschen in Einklang sein sollen.

Die Religion und die Lehre der Schüler des Confucius ist in Wahrheit Positivismus. Wenig kümmert sie Ursprung, Erschaffung und Zweck der Welt, wenig die langen gelehrten Arbeiten der Philosophen. Sie lassen von der Zeit nur so viel gelten, als sie zum Leben brauchen, von Wissenschaft nur so viel, als nöthig ist, um seine Pflichten zu erfüllen, von den grössten Grundsätzen nur die praktischen Folgen, von der Moral nur die nützliche und politische Seite. Mit einem Worte, sie sind das, was wir heutigen Tages in Europa noch werden wollen. Grosse gelehrte Untersuchungen, speculative Fragen lassen sie links liegen, und halten sich nur an das Positive. Ihre Religion ist gewissermassen nur Civilisation, ihre Philosophie die Kunst friedlich zu leben, die Kunst zu gehorchen und zu befehlen.

Der Staat hat den Cultus, den man den Geistern des Himmels und der Erde, der Sterne, Berge und Flüsse, so wie den Seelen der verstorbenen Aeltern darbringt, als ein Civil-Institut jederzeit aufrecht erhalten. Er ist die äusserliche Religion der Beamten und Gelehrten, welche Verwaltungsstellen bekommen wollen; in ihren eigenen Augen aber ist dieser Cultus nur ein sociales Institut ohne alle und jede Consequenz, dessen Bedeutung man auf verschiedene Weise erklären kann. Dieser Cultus kennt weder Bilder noch Priester; jeder Beamte übt ihn in der Sphäre seiner Thätigkeit aus, und der Kaiser selbst ist Patriarch desselben. Im Allgemeinen schliessen sich alle Gelehrten und diejenigen, welche es erst noch werden wollen, diesem Cultus an, ohne jedoch den Gebräuchen, die mit anderen Culten in Verbindung stehen, zu entsagen. Ihre Ueberzeugung thut hierbei nichts zur Sache, die blosse Gewohnheit unterwirft sie gewissen Formalitäten,

*) Und welche Moral! Wie soll sich ein Sohn dem Feinde seines Vaters gegenüber benehmen? fragte Tse-hia den Confucius. — „Er legt sich in Trauerkleidern nieder, antwortete ihm Confucius, und hat nur seine Waffen als Pfühl; er nimmt keine Stelle an, er duldet nicht, dass der Feind seines Vaters auf Erden bleibe. Trifft er ihn, sei es auf dem Markte, sei es im Palaste, so kehrt er nicht um, die Waffen zu holen, sondern er fällt ihn auf der Stelle an.“ — An einer anderen Stelle sagt dieser berühmte Moralist Folgendes: „Der Mörder deines Vaters darf nicht mit dir unter dem Himmel leben; du darfst die Waffen nicht niederlegen, so lange der Mörder deines Bruders noch lebt, und du darfst nicht in demselben Reiche mit dem Mörder deines Freundes wohnen.“

die sie selbst in's Lächerliche ziehen, wie die Bestimmung von glücklichen und unglücklichen Tagen, Nativitätsstellung, Wahrsagen durch das Loos, und eine Menge anderer abergläubischer Gebräuche der Art, die im ganzen Reiche in bestem Gange sind.

Man kann wohl behaupten, die am wenigsten unbestimmte und ernsteste Seite der Religion der Gelehrten ist die Verehrung des Confucius selbst. Seine Tafel hängt in allen Schulen, Lehrer und Schüler müssen sich vor diesem verehrungswürdigen Namen vor und nach dem Unterrichte verneigen; sein Bild findet sich in allen Academien, da wo die Gelehrten zusammenkommen, und wo man die wissenschaftlichen Prüfungen abhält. In allen Städten sind ihm zu Ehren erbaute Tempel, und mehr als dreihundert Millionen Menschen nennen ihn einstimmig und ganz vorzüglich den Heiligen. Niemals ohne Widerrede ist es einem Sterblichen vergönnt gewesen, so viele Jahrhunderte lang eine so mächtige Herrschaft über seines Gleichen auszuüben, Huldigungen entgegenzunehmen, die im eigentlichen Sinne des Wortes ein Cultus sind, obgleich jedermann recht wohl weiss, dass Confucius ein ganz einfacher Mensch war, welcher sechs Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung in der Statthalterschaft Lu geboren wurde. Man findet in der Menschengeschichte nichts, das sich diesem Cultus vergleichen liesse, der staatlich und religiös zugleich ist, den seit 2400 Jahren ein ungeheures Volk einem einfachen Bürger erweist. Die Nachkommen des Confucius, welche noch in grosser Anzahl existiren, nehmen an den ausserordentlichen Ehren Theil, welche die ganze chinesische Nation ihrem glorreichen Ahnen erweist; sie bilden den einzigen erblichen Adel im Reiche und geniessen gewisse Privilegien, die nur ihnen allein zukommen.

Die zweite Religion in China wird von ihren Anhängern als die ursprüngliche Religion der ältesten Einwohner des Landes betrachtet. Sie hat folglich viel Analoges mit der vorhergehenden; nur spielt das individuelle Dasein von Geistern und Dämonen, die unabhängig von den Naturgegenständen sind, denen sie vorstehen, eine grössere Rolle. Die Priester und Priesterinnen dieses Cultus halten das Cölibat und beschäftigen sich mit Magie, Astrologie, Nekromantie und tausend anderen lächerlichen und abergläubischen Dingen. Man nennt sie *Tao-sse,* „Doctoren der Vernunft", weil ihr Grunddogma, welches der berühmte Lao-tze, ein Zeitgenosse des Confucius, aufstellte, die Existenz der Vernunft von Anfang an ist, welche die Welt erschaffen hat.

Da Lao-tze den Europäern wenig bekannt ist, so halten wir es nicht für unpassend, einige Einzelnheiten über das Leben und die Meinungen dieses Philosophen beizufügen. Wir entnehmen sie einer ausgezeichneten Abhandlung, welche von Abel-Rémusat in seinen *Mélanges asiatiques* *) veröffentlicht worden ist.

„Ich habe die Lehre eines in China sehr berühmten Philosophen, der in Europa nur wenig bekannt ist, und dessen äusserst dunkle und folglich sehr wenig gelesene Schriften in ihrem eigenen Lande, wo man sie schlecht verstand, nicht höher geachtet wurden, als bei uns, wo man kaum von ihnen gehört hat, einer genauen Prüfung unterworfen.

*) Th. I. S. 91 ff.

„Die Traditionen, welche über diesen Philosophen verbreitet waren, und deren Kenntniss man den Missionaren verdankte, waren nicht von der Art, ernste Nachforschungen anzuregen. Das Genaueste, was man wusste, war, dass dieser Weise, den eine der drei Sekten China's als ihr Oberhaupt anerkennt, vor ungefähr 2400 Jahren geboren wurde und ein Werk, das bis auf uns gekommen ist, unter dem prunkenden Titel: „Buch der Vernunft und der Tugend" *) verfasst hatte. Nach diesem Titel nennen sich seine Anhänger „Doctoren der Vernunft", welche für diese ehrenwerthe Benennung tausend sonderbare Gründe anführen. Von ihnen hatte man erfahren, dass die Mutter ihres Patriarchen diesen neun Jahre lang unter ihrem Herzen trug, und dass er mit weissen Haaren auf die Welt kam, weshalb er den Namen *Lao-tze*, altes Kind, bekam, wie man ihn gewöhnlich bezeichnet. Man wusste ferner, dass dieser Philosoph gegen das Ende seines Lebens China verliess, dass er sehr weit nach Westen in Länder reiste, wo er, wie die Einen sagen, seine Ansichten holte, oder, wie die Andern sagen, dieselben verbreitete. Indem ich nach den Einzelnheiten seines Lebens forschte, habe ich viele andere merkwürdige Züge gefunden, welche seine unwissenden und leichtgläubigen Anhänger, die sich einbilden seiner Lehre zu folgen, von ihm erzählen. So haben sie das Dogma der Seelenwanderung angenommen, und behaupten, dass die Seele ihres Lehrers, als sie in seinen Körper trat, nicht damals erst entstand, sondern schon vorher mehrmals auf Erden erschienen war.

„Man weiss, dass Pythagoras behauptete, er habe in Phrygien unter dem Namen Midas geherrscht, dass er sich erinnere, jener Euphorbus gewesen zu sein, den Menelaus verwundete, und dass er in Argos im Tempel der Juno den Schild wieder erkannte, welchen er bei der Belagerung von Troja getragen hatte. Derartige Genealogien kosten denen nichts, die sie ersinnen; auch die des Lao-tze gehört zu den prächtigsten der Art. Unter anderen Verwandlungen war seine Seele viele Jahrhunderte früher in die Länder des Westens herabgestiegen, und hatte alle Bewohner des römischen Reiches mehr als sechs Jahrhunderte vor der Gründung Roms bekehrt.

„Diese Fabeln mögen sich auf den Ursprung der von Lao-tze gelehrten Grundsätze beziehen, und vielleicht an die Umstände erinnern, welche ihre Verbreitung bis an das Ende von Asien ermöglichten. Ich war neugierig zu untersuchen, ob dieser Weise, dessen fabelhaftes Leben mancherlei Züge bot, in denen es dem Leben des Philosophen von Samos ähnlich war, nicht auch hinsichtlich der Lehren eine wirkliche Gleichheit haben möchte. Die von mir angestellte Prüfung seines Buches bestätigte diese Vermuthung vollkommen und änderte übrigens alle jene Ansichten, die ich mir von dem Verfasser desselben gebildet hatte. Wie so viele andere Sektenstifter, war er ohne Zweifel weit davon entfernt, vorauszusehen, welche Richtung die von ihm gelehrten Meinungen nehmen würden, und sollte er noch einmal auf Erden erscheinen, so würde er mancherlei Grund finden,

*) Stanislas Julien hat dieses Buch übersetzt, welches, wie alle Arbeiten dieses gelehrten Sinologen, sich durch seltene Vollkommenheit auszeichnet.

sich über das Unrecht zu beklagen, welches ihm seine unwürdigen Schüler angethan haben. Statt des Stammvaters einer Sekte von Gauklern, Zauberern und Astrologen, die den Trank der Unsterblichkeit und die Mittel suchen, sich durch die Luft in den Himmel zu erheben, fand ich in seinem Buche einen wahren Philosophen, verständigen Sittenlehrer, beredten Theologen und scharfsinnigen Metaphysiker. Sein Stil hat die Hoheit Plato's, und wie man zugeben muss, theilweis auch seine Unverständlichkeit. Er erklärt ähnliche Begriffe fast mit denselben Worten, und die Analogie ist in den Ausdrücken und Gedanken gleich schlagend. So spricht er z. B. folgendermassen von dem höchsten Wesen: „Vor dem Chaos, welches der Erschaffung von Himmel und Erde vorausging, existirte ein einziges Wesen, unermesslich und schweigsam, unbeweglich und doch immer in Thätigkeit: das ist die Mutter des Alls. Seinen Namen kenne ich nicht, aber ich bezeichne es mit dem Worte Vernunft.... Der Mensch hat sein Vorbild in der Erde, die Erde im Himmel, der Himmel in der Vernunft, die Vernunft in sich selbst." Die Moral, welche er predigt, ist dieses Einganges würdig. Nach seiner Ansicht besteht die Vollkommenheit darin, ohne Leidenschaften zu sein, um die Harmonie des Alls besser betrachten zu können. „Es gibt, sagt er, keine grössere Sünde, als unmässige Begierden, kein grösseres Unglück, als die Qualen, welche die gerechte Strafe jener sind." Er suchte es nicht, seine Lehre zu verbreiten. „Man verbirgt sorgfältig, sagte er, einen Schatz, den man entdeckt hat. Die grösste Tugend des Weisen besteht darin, dass er es versteht, für einen Thoren zu gelten." Er fügte hinzu, der Weise müsste der Zeit folgen und sich nach den Umständen richten, eine Vorschrift, die man für überflüssig halten könnte, die man aber gewiss in etwas anderem Sinne auffassen sollte, als wir sie gewöhnlich verstehen. Uebrigens ist seine ganze Philosophie voll Sanftmuth und Wohlwollen. Gross ist seine Abneigung gegen harte Herzen und grausame Menschen. So findet man folgende Stelle in Bezug auf Eroberer: „Ein noch so ruhmloser Friede ist den glänzendsten Erfolgen im Kriege vorzuziehen. Der herrlichste Sieg ist nur der Wiederschein einer Feuersbrunst. Wer sich mit seinen Lorbeeren schmückt, liebt das Blut und verdient, aus der Zahl der Menschen vertilgt zu werden. Die Alten sagten: Erweiset den Siegern nur Leichenfeierlichkeiten; empfanget sie mit Schreien und Weinen, eingedenk der Mordthaten, die sie vollbracht haben, und die Denkmale ihrer Siege mögen mit Gräbern umgeben sein."

„Die Metaphysik des Lao-tze bietet manche merkwürdige Züge, die wir mit Stillschweigen übergehen müssen. Wie sollte man sich auch in der That von jenen hohen Abstraktionen und unerklärlichen Feinheiten einen Begriff machen können, in denen die orientalische Einbildungskraft spielt und sich verirrt? Es wird genügen, wenn wir sagen, dass die Ansichten des chinesischen Philosophen über den Ursprung und Bau des Alls durchaus keine lächerlichen Fabeln oder anstössigen Absurditäten enthalten; sie haben das Gepräge eines edlen und hohen Geistes und zeigen in den erhabenen Träumereien, durch welche sie sich auszeichnen, eine frappante und unbestreitbare Uebereinstimmung mit der Lehre welche kurze Zeit darauf die Schu-

len des Pythagoras und Plato aussprachen. Wie die Pythagoräer und Platoniker nimmt unser Philosoph als Grundursache die Vernunft an, ein unnennbares, ungeschaffenes Wesen, welches der Typus des Alls ist und nur sich selbst als Typus hat. Wie Pythagoras betrachtet er die menschlichen Seelen als Ausflüsse der ätherischen Substanz, welche sich im Tode wieder vereinigen, und wie Plato macht er den Bösen die Befähigung streitig, in den Schooss der Weltseele zurückkehren zu können. Mit Pythagoras gibt er den Grundprincipien der Dinge die Namen der Zahlen, und seine Kosmogonie ist in gewissem Sinne algebraischer Natur. Er knüpft die Kette der Wesen an den an, den er Eins, dann Zwei, dann Drei nennt, welche, wie er sagt, alle Dinge gemacht haben. Der göttliche Plato, welcher ebenfalls dieses geheimnissvolle Dogma angenommen hatte, scheint sich zu fürchten, dasselbe den Ungeweiheten zu entdecken; er hüllt es in Dunkel ein in seinem berühmten Briefe an die drei Freunde; er lehrt es dem Dionys von Syracus, aber in Räthseln, wie er selbst sagt, aus Furcht, dass, wenn seine Tafeln sich über Land und Meer verbreiteten und in die Hände eines Unbekannten fielen, dieser sie lesen und verstehen könne. Vielleicht veranlasste ihn der kaum erfolgte Tod des Sokrates zu dieser Vorsicht. Lao-tze brauchte keine solchen Umschweife, und es steht ganz klar in seinem Buche, dass ein gedrittes Wesen das All gebildet hat."

Dieser letzte Gedanke bestätigt alles das, was schon die Ueberlieferung von einer Reise des Lao-tze in den Occident andeutete und lässt keinen Zweifel über den Ursprung seiner Lehre. Wahrscheinlich erhielt er sie entweder von den Juden der zehn Stämme, welche Salmanassars Eroberung durch ganz Asien zerstreute, oder von den Aposteln einer phönicischen Sekte, der auch die Philosophen angehörten, welche die Lehrer und Vorläufer des Pythagoras und Plato waren. Mit einem Worte, wir finden in den Schriften dieses chinesischen Philosophen die Dogmen und Ansichten wieder, welche nach allem Anschein die Grundlage der Lehre des Orpheus und der alten orientalischen Weisheit waren, welche die Griechen in den Schulen der Aegypter, Thracier und Phönicier erlernten.

Da es nun gewiss ist, dass Lao-tze aus denselben Quellen mit den Lehrern der alten Philosophie geschöpft hat, möchte man wissen, wer seine unmittelbaren Lehrer waren, und welche Gegenden des Westens er besucht hat. Aus einem glaubwürdigen Zeugniss wissen wir, dass er nach Baktrien gegangen ist; aber es ist nicht unmöglich, dass er bis nach Judäa, selbst bis nach Griechenland vordrang. Ein Chinese in Athen widerstreitet unseren Ansichten oder vielmehr unseren Vorurtheilen in Betreff der Verbindungen unter den alten Nationen. Ich glaube jedoch, dass man sich an solche Sonderbarkeiten gewöhnen muss, nicht als könnte man eben beweisen, dass unser chinesischer Philosoph wirklich bis nach Griechenland gekommen sei, sondern weil nichts Sicheres darüber da ist, dass um jene Zeit andere nicht dahin gekommen seien, und dass die Griechen irgend jemanden nicht unter die Zahl der Scythen und Hyperboräer gerechnet haben, welche sich durch die Feinheit ihrer Sitten, ihre Sanftmuth und Höflichkeit auszeichneten.

Wenn übrigens Lao-tze sich in Syrien aufgehalten hat, nachdem er durch Persien gereist war, so hatte er schon drei Viertel und zwar den schwierigsten Theil des Weges durch Hochasien zurückgelegt. Seitdem man sich ausschliesslich mit dem Aufsuchen von Fakten beschäftigt, begreift man kaum, dass man aus dem blossen Wunsche, Meinungen kennen zu lernen, so mühsame Reisen unternehmen konnte; aber damals war die Zeit philosophischer Reisen, man trotzte aller Mühe, um die Weisheit oder das, was man für Weisheit hielt, zu suchen, und die Liebe zur Wahrheit begeisterte zu Unternehmungen, welche die Liebe zum Gewinn, die noch wenig erfinderisch war, nicht unternommen haben würde. Es liegt in diesen weiten Ausflügen etwas Romanhaftes, was sie uns fast unglaublich macht. Wir können uns nicht vorstellen, dass in jenen fernen Zeiten, wo die Geographie noch so unvollkommen und die Welt noch in Dunkel gehüllt war, Philosophen aus lobenswerther Wissbegier ihr Vaterland verlassen und trotz tausendfacher Hindernisse in unbekannten Gegenden beträchtliche Strecken des alten Kontinentes durchreisen konnten. Aber man kann die Fakten nicht leugnen, welche uns entgegentreten, und dergleichen vervielfältigen sich jeden Tag, je tiefer man in die alte Geschichte des Orients eindringt. Fast möchte man daraus schliessen, dass die Hindernisse nicht so gross waren, als wir meinen, noch die Gegenden so wenig bekannt, die man zu durchreisen hatte. Erinnerungen an Verwandtschaft knüpften die Nationen noch näher an einander; die Gastfreundschaft, die Tugend der barbarischen Völker, ersparte den Reisenden tausend Vorsichtsmassregeln, welche heutigen Tages nöthig sind. Die Religion begünstigte ihren Weg, der gewissermassen nur eine lange Pilgerfahrt von Tempel zu Tempel, von Schule zu Schule war. Zu allen Zeiten hatte auch der Handel seine Karawanen, und seit dem frühesten Alterthume gab es in Asien vorgezeichnete Wege, denen man ganz naturgemäss bis zu der Zeit folgte, wo die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung die Richtung längerer Reisen änderte. Mit einem Worte, man hat geglaubt, die civilisirten Nationen der alten Welt hätten weit isolirter dagestanden, wären einander fremder gewesen, als sie es wirklich waren, weil die Mittel, welche sie anwandten, um mit einander zu verkehren, und die Gründe, welche sie dazu veranlassten, uns in gleicher Weise unbekannt sind. Wir sind vielleicht zu sehr geneigt, auf Rechnung ihrer Unwissenheit das zu setzen, was nur eine Folge der unsrigen ist. In dieser Hinsicht können wir auf uns anwenden, was in Bezug auf die Moral einer der berühmtesten Schüler des Weisen gesagt hat, dessen Ansichten wir eben mittheilten: „Ein lebendiges Licht leuchtete im grauen Alterthume, aber kaum einige Strahlen sind bis zu uns gedrungen. Wir glauben, dass die Alten in Finsterniss lebten, weil wir sie durch das dichte Gewölk betrachten, aus dem wir selbst eben erst hervorgekommen sind. Der Mensch ist ein Kind des Augenblicks; sieht er die Sonne aufgehen, so glaubt er, dass es ein Gestern nicht gegeben habe.“

Confucius ging viel mit Lao-tze um; aber es ist schwer, anzugeben, welche Ansicht das Oberhaupt der Gelehrten von der Lehre

des Patriarchen der Doktoren der Vernunft hatte.*) Eines Tages besuchte er ihn; als er wieder zu seinen Schülern zurückkam, blieb er drei Tage still und sagte kein Wort. Tseu-kong war darüber erstaunt und fragte ihn nach dem Grunde seines Schweigens.

„Wenn ich sehe, sagte Confucius, dass ein Mensch sein Denkvermögen anwendet, um mir zu entschlüpfen, wie der Vogel, welcher davon fliegt, so gebrauche ich das meine wie einen Bogen, auf dem der Pfeil liegt, um ihn zu durchbohren; ich verfehle nie ihn zu erreichen und mich zum Herrn über ihn zu machen. Wenn ein Mensch sein Denkvermögen anwendet, um mir zu entschlüpfen, wie ein schneller Hirsch, so gebrauche ich das meine wie ein Windhund, um ihn zu verfolgen; ich verfehle nie ihn zu erreichen und niederzureissen. Wenn ein Mensch sein Denkvermögen anwendet, um mir zu entschlüpfen, wie der Fisch in der Tiefe des Wassers, so gebrauche ich das meine wie den Angelhaken des Fischers; ich verfehle nie ihn zu fangen und in meine Gewalt zu bringen. Aber den Drachen, der sich über die Wolken erhebt und im Aether schweift, den kann ich nicht verfolgen. Heute sah ich Lao-tze, er ist wie der Drache! Bei seiner Stimme blieb mir der Mund offen, ich konnte ihn nicht schliessen; meine Zunge trat heraus vor Erstaunen, und ich hatte nicht die Macht sie zurückzuziehen; meine Seele war versenkt in Verwirrung, sie konnte ihre frühere Ruhe nicht wieder erlangen."

Was man aber auch von den philosophischen Gedanken des Lao-tze sagen mag, seine Schüler, die Doktoren der Vernunft, erfreuen sich heutigen Tages keiner grossen Popularität. Der Aberglaube, dem sie sich ergeben, ist so albern, dass selbst die Dummen ihn zum Gegenstande ihrer Witze und Sarcasmen machen. Sie haben sich namentlich dadurch berühmt gemacht, dass sie vorgeben, das Geheimniss eines Unsterblichkeits-Elixirs zu besitzen. Dieses Tränkchen hat ihnen bei mehreren berühmten Kaisern vorzügliches Ansehen verschafft. Die chinesischen Annalen sind voll von Zänkereien und Streitigkeiten der Tao-sse mit den Anhängern des Confucius; die letzteren haben mit glücklichstem Erfolge die Waffe der Lächerlichkeit gegen sie angewandt, und haben es nie unterlassen, in ihren Spötteleien die Doktoren der Vernunft und die Bonzen, die Priester des Buddhismus, welcher die dritte Religion China's ist, zusammenzufassen.

Um die Mitte des ersten Jahrh. unserer Zeitrechnung nahmen die Kaiser der Han-Dynastie in China officiell den indischen Buddhismus an. Diese Religion mit ihren materiellen Vorstellungen von der Gottheit verbreitete sich schnell unter den Chinesen, welche sie die Religion des Fo nannten, eine unvollkommene Umschreibung des Namens Buddha. Der Buddhismus, dieses weit verbreitete religiöse System, dessen Anhänger man auf mehr als dreihundert Millionen rechnen kann, verdient wohl, dass wir näher auf seinen Ursprung, seine Lehre und Verbreitung unter den Völkern Hochasiens eingehen.

*) Das Buch des Weges und der Tugend, von Lao-tze, übersetzt von Stanislas Julien; Einleitung, S. XXIX.

Das Wort Buddha ist ein sehr alter Gattungsname, der eine doppelte Wurzel im Sanskrit hat. Die eine bedeutet: sein, existiren, die andere: Weisheit, höhere Einsicht. Es ist der Name, mit dem man das schöpferische, allmächtige Wesen, Gott, bezeichnet. Aber man wendet es auch in weiterem Sinne auf diejenigen an, welche jenes Wesen anbeten und durch beschauliches und heiliges Leben sich bis zu ihm erheben wollen. Alle Buddhisten jedoch, welche wir in China, in der Tatarei, in Tibet und Ceylon gesehen haben, bezeichnen mit diesem Namen eine historische Person, die in ganz Asien berühmt ist, und die man als den Gründer der Einrichtungen und Lehren betrachtet, die man unter der allgemeinen Benennung Buddhismus zusammenfasst. In den Augen der Buddhisten ist diese Person bald Mensch, bald Gott oder vielmehr beides zugleich. Es ist eine göttliche Incarnation, ein Gottmensch, der in diese Welt kam, um die Menschen zu erleuchten, sie zu erlösen und ihnen den Weg des Heils zu zeigen. Diese Ansicht von einer Erlösung der Menschen durch eine göttliche Incarnation ist so allgemein und populär unter den Buddhisten, dass wir sie überall klar in bestimmten Worten ausgedrückt vorfanden. Wenn wir an einen Mongolen oder Tibetaner die Frage richteten: Was ist Buddha? so antwortete er auf der Stelle: Er ist der Erlöser der Menschen. Die wunderbare Geburt Buddha's, sein Leben und seine Lehren enthalten eine grosse Menge moralischer und dogmatischer Sätze, die sich im Christenthume wiederfinden, und die man auch in anderen Religionen anzutreffen sich nicht wundern darf, denn sie sind traditionell und immer Erbgut der ganzen Menschheit gewesen. Es muss bei einem heidnischen Volke mehr oder weniger christliche Lehrsätze geben, je nachdem es die uralten Ueberlieferungen mehr oder weniger treu bewahrt hat.*)

Nach den übereinstimmenden Berichten indischer, chinesischer, tibetanischer, mongolischer und singalesischer Bücher kann man die Geburt des Buddha bis in das Jahr 960 vor Christus hinaufrücken. Der Unterschied von einigen Jahren mehr oder weniger ist nicht von Wichtigkeit. Klaproth hat aus mongolischen Büchern, welche nur Uebersetzungen aus dem Tibetanischen oder Sanskrit sind, die Legende vom Buddha ausgezogen, von welcher wir hier eine gedrängte Uebersicht geben wollen.

Sutadanna, das Oberhaupt des Hauses Schakia, aus der Kaste der Brahmanen, beherrschte in Indien das mächtige Reich Magadha im südlichen Bahar, dessen Hauptstadt Kaberschara war. Er heirathete Mahamaia, die grosse Täuschung, aber er vollzog die Ehe nicht mit ihr. Obgleich Jungfrau, wurde sie durch göttlichen Einfluss schwanger und gebar am funfzehnten Tage des zweiten Frühlingsmonats einen Sohn, den sie dreihundert Jahre in ihrem Schoosse getragen hatte. Sie nahm ihn auf ihre Arme und übergab ihn dem Könige, der auch eine Incarnation des Brahma war (mongolisch:

*) Wir beabsichtigen diesen Gedanken in einer besonderen Arbeit zu entwickeln, in welcher wir versuchen werden, die buddhistische Religion so darzustellen, wie wir sie in unserem Umgange mit Völkern, welche sie bekennen, vorgefunden haben.

Esrum-Tingri); dieser hüllte ihn in kostbare Stoffe und verwendete die zärtlichste Sorgfalt auf ihn. Ein anderer König, eine Incarnation des Indra (mongolisch: *Hormusta-Tingri*), taufte den jungen Gott in göttlichem Wasser. Der Knabe erhielt den Namen Arddha-Schiddi und wurde sogleich als göttliches Wesen anerkannt, und man prophezeite, dass er an Heiligkeit alle früheren Incarnationen übertreffen würde. Jeder betete ihn an und nannte ihn Gott der Götter (mongolisch: *Tingri-in-Tingri*). Zehn Jungfrauen hatten ihn zu bedienen, sieben badeten ihn jeden Tag, sieben kleideten ihn, sieben wiegten ihn in Schlaf, sieben hielten ihn reinlich, sieben unterhielten ihn mit ihren Spielen, fünfunddreissig andere ergötzten sein Ohr durch Gesänge und musikalische Instrumente. Als er zehn Jahr alt war, gab man ihm mehrere Lehrer, unter denen sich der Weise Baburenu auszeichnete, von dem er Poesie, Musik, Zeichnen, Mathematik und Arzeneikunde erlernte. Bald brachte er seinen Lehrer durch Fragen in Verwirrung, und bat ihn dann, ihm alle Sprachen zu lehren, eine unerlässliche Bedingung, wie er sagte, für sein Apostolat, desten Zweck es sei, die Welt zu erleuchten und unter allen Völkern die Kenntniss der Religion und der wahren Lehre zu verbreiten. Aber der Lehrer kannte nur die Sprachen Indiens, und der Schüler selbst lehrte ihn funfzig fremde Sprachen mit ihren besondern Charakteren. Er übertraf bald das ganze Menschengeschlecht.

Als er mannbar geworden war, weigerte er sich zu heirathen, wenn er nicht eine Jungfrau fände, welche zweiunddreissig Tugenden und Vollkommenheiten besässe. Durch Nachforschungen entdeckte man eine solche Jungfrau aus der Familie Schakia; aber man musste sie seinem Oheim abstreiten, der sie gefunden hatte. Er war damals zwanzig Jahre alt; die Heirath fand statt, und im Jahre darauf gebar die junge Gattinn einen Sohn, der den Namen Bakholi bekam; später gebar sie auch eine Tochter. Bald hierauf entsagte er der weltlichen Eitelkeit, verliess Gattinn, Familie und Lehrer, welche, betrübt über diesen Entschluss, vergeblich sich abmühten, ihn davon abzubringen; sie gaben ihm sogar zu verstehen, dass man ihn als Gefangenen in dem Palaste zu Kaberschara zurückbehalten werde; aber er erklärte, dass er trotzdem entkommen wolle, und sagte zu seinem Lehrer: Lebe wohl, mein Vater, ich trete jetzt in den Stand der Büssenden ein, ich entsage also dir, dem Reiche, meiner Gattin, meinem lieben Sohne, ich habe Grund genug meinem Rufe zu folgen, hindert mich nicht, ihn zu erfüllen, es ist eine heilige Pflicht für mich.

Er bestieg ein Pferd, welches ein himmlisches Wesen ihm zuführte, floh und begab sich in das Königreich Udipa an die Ufer des Narakara. Hier gab er sich selbst die Priesterwürde, schnitt sich das Haar ab und nahm das Büsserkleid. Ferner vertauschte er seinen Namen mit Gotamâ, d. h. der die Sinne Ertödtende (von *go*, Sinn, und *tamâ*, Dunkelheit, Finsterniss). Erschöpft durch lange Kasteiungen, stellte er seine Kräfte dadurch wieder her, dass er die Milch der Kühe genoss, welche Sutadanna, sein Vater, in die Nähe dieser Einsiedelei hatte bringen lassen. Ein grosser Affe, Rhâkko-Mansu, besuchte Gotamâ oft; eines Abends brachte er Honig von

wilden Bienen und Feigen, und setzte sie ihm als Mahl vor. Gotamâ besprengte nach seiner Gewohnheit Feigen und Honig mit Weihwasser und ass. Der Affe sprang vor Freuden herum und fiel dabei in einen Brunnen. Zur Erinnerung an diesen Vorfall wurde die Stelle geweiht und bekam den Namen: Ort der Opfergaben des Affen. Eines Tages besänftigte er durch ein blosses Zeichen mit den Fingern einen von Kokoswein berauschten Elephanten, den ein böser Geist auf ihn loshetzte.

Hierauf wählte er eine noch wildere Einöde, in welche nur zwei Schüler ihm folgten, Schari, der Sohn seines Lehrers, und der berühmte Malu-Toni. So fern auch diese Einsiedelei war, seine Feinde entdeckten sie doch und glaubten, durch listige Fragen ihn verlocken zu können. Eriztu und Debeltun kamen zuerst und frugen ihn mit verstellter Bescheidenheit: Gotamâ, was ist deine Lehre? Wer war dein Lehrer? Von wem hast du das Priesteramt? — Ich bin heilig durch mein eigen Verdienst, sagte Gotamâ; ich selbst habe mich zu meinem eignen Priester geweiht. Wozu brauche ich andere Lehrer? Die Religion hat mich durchdrungen. — Er widerstand den Versuchungen mehrerer Frauen und liess bei dieser Gelegenheit aus dem Schosse der Erde den Schutzgeist der Erde entstehen, welcher die Tugenden Gotamâ's bezeugte. Fünf Lieblingsschüler umgaben damals ihren Herrn. Ihre in der Geschichte des Buddhismus berühmt gewordenen Namen sind: Godinia, Datol, Langba, Muigtsan und Sangdan.

Nach sechs Jahren verliess er die Wüste, um sein Apostelamt auszuüben, wozu er sich durch langes Fasten vorbereitete. Seine Schüler beteten ihn an, und sogleich glänzte auf dem Gesichte des Heiligen ein strahlender Heiligenschein. Er schlug den Weg nach Varanasi (Benares) ein, um dort seinen Einzug zu halten; aber in extatische Beschaulichkeit versunken, zog er dreimal um die heilige Stadt herum, ehe er den Thron bestieg, den nach einander die Gründer der drei religiösen früheren Epochen inne gehabt hatten. Nachdem er von dem höchsten Throne Besitz genommen hatte, legte er sich den Namen Schakia-Muni, der Büsser von Schakia, zu, lebte in Einsamkeit und setzte die Betrachtungen fort, durch welche er sich auf seine neuen Verpflichtungen vorbereitete. Begleitet von seinen fünf Schülern durchreiste er die Wüsten, begab sich an die Ufer des Oceans, und überall nahm man ihn mit höchster Verehrung auf. Nach Benares zurückgekehrt, entwickelte er hier seine Lehre, umgeben von einer unzähligen Menge Zuhörer aus allen Klassen. Seine Lehren sind in einer Sammlung von 108 dicken Bänden enthalten, welche unter dem Gattungsnamen Gandschur, wörtlicher Unterricht, bekannt sind. Sie beschäftigen sich ausschliesslich mit der Metaphysik der Schöpfungen und mit der schwachen und vergänglichen Natur des Menschen. Dieses literarische Denkmal findet sich in allen Bibliotheken der grossen buddhistischen Klöster. Die schönste Ausgabe ist die aus der kaiserlichen Druckerei in Peking. Sie ist in vier Sprachen: tibetanisch, mongolisch, mandschu und chinesisch. Die Regierung macht sie den grossen Lamaklöstern gewöhnlich zum Geschenk.

Schakia-Muni erfuhr lebhafte Opposition von Seiten der Priester, welche dem alten Glauben anhingen; aber er triumphirte über alle seine Gegner nach einem gelehrten Streite, den er mit ihnen hatte. Ihr Oberhaupt warf sich vor ihm nieder und erklärte sich als besiegt. Zur Erinnerung an diesen Sieg wurde ein Fest eingesetzt, welches die ersten vierzehn Tage des ersten Monats dauert. Schakia-Muni verfasste nun die Grundlehren der Moral und die zehn Gebote. Die moralischen Gesetze reduciren sich auf folgende vier: 1) Barmherzigkeit auf unerschütterlicher Grundlage; 2) die Entfernung aller Grausamkeit; 3) unbegrenztes Mitleid gegen alle Geschöpfe; 4) unbeugsame Gewissenhaftigkeit auf gesetzlicher Grundlage. Hierauf folgt der Decalog oder die zehn Special-Vorschriften und Verbote: 1) nicht zu tödten; 2) nicht zu stehlen; 3) keusch zu sein; 4) nicht falsches Zeugniss abzulegen; 5) nicht zu lügen; 6) nicht zu schwören; 7) alle unreinen Worte zu vermeiden; 8) uneigennützig zu sein; 9) sich nicht zu rächen; 10) nicht abergläubisch zu sein. Dieses letzte Verbot ist sehr bemerkenswerth; die jetzigen Buddhisten geben nicht viel darauf. Schakia-Muni erklärte, dass die Vorschriften dieser Ordnung der menschlichen Handlungen ihm nach den vier grossen Prüfungen enthüllt worden seien, denen er sich damals unterwarf, als er sich dem heiligen Stande widmete. Sein Moralgesetzbuch fing an, sich über ganz Asien zu verbreiten, als er die Erde verliess und sich seiner materiellen Hülle entledigte, um in der Universal-Seele aufzugehn, welche er selbst ist. Er war damals achtzig Jahre alt. Ehe er zu seinen Schülern Lebewohl sagte, verkündigte er noch, dass die Herrschaft seiner Lehre fünftausend Jahre dauern werde; am Ende dieser Zeit würde ein andrer Buddha erscheinen, ein anderer Gottmensch, der seit Jahrhunderten dazu bestimmt sei, der Lehrer des Menschengeschlechts zu werden. Von jetzt an bis zu jener Zeit, sagte er, wird meine Religion mit Verfolgungen kämpfen, meine Gläubigen werden sich gezwungen sehen, Indien zu verlassen, um sich auf die höchsten Gipfel Tibets zurückzuziehen, und die Hochebene, von welcher aus man mit den Augen die Welt beherrscht, wird der Palast, das Heiligthum und die Metropole des heiligen Glaubens werden.

Das ist die kurz zusammengefasste Geschichte dieses berühmten Stifters des Buddhismus, welcher es versuchte, die alte Religion der Hindu, den Brahmanismus, zu vernichten. Buddha brauchte Wunder und Predigt als Mittel zur Bekehrung. Die Legenden von ihm und seinen hauptsächlichsten Schülern sind voll von wunderbaren Geschichten aller Art, welche oft alles Mass überschreiten. Der herrschende Charakter des Buddhismus ist ein Geist der Sanftmuth, Gleichheit und Brüderlichkeit, welcher einen schroffen Gegensatz zur Strenge und Anmassung des Brahmanismus bildet. Gleich von Anfang an strebten Schakia-Muni und seine Schüler dahin, die Wahrheiten, welche früher nur Eigenthum privilegirter Klassen waren, allgemein bekannt und verständlich zu machen. Die Vervollkommnung der Brahmanen war gewissermassen egoistisch; die Religion war nur für sie. Sie gaben sich den härtesten Büssungen hin, um in jenem Leben den Wohnort Brahma's zu theilen. Die Aufopferung des buddhi-

stischen Asceten war weit uneigennütziger. Ohne nur sich allein heben zu wollen, übte er Tugend und strebte nach Vollkommenheit, um das Wohlthätige derselben anderen mitzutheilen. Indem Schakia einen Bettelmönchs-Orden stiftete, welcher schnell ausserordentliche Verbreitung fand, zog er Arme und Unglückliche an sich und brachte sie zu Ehren. Die Brahmanen spotteten über ihn, weil er die Elenden und die von den ersten Klassen der indischen Gesellschaft ausgestossenen Menschen unter die Zahl seiner Schüler aufnahm. Aber er begnügte sich zu antworten: Mein Gesetz ist ein Gnadengesetz für alle. Eines Tages nahmen die Brahmanen ein Aergerniss daran, als sie sahen, dass ein Mädchen aus der niedrigen Kaste der Tschandala als Nonne aufgenommen wurde. Schakia sagte: „Zwischen einem Brahmanen und einem Manne aus einer andern Kaste ist nicht der Unterschied, welcher zwischen Stein und Gold, zwischen Finsterniss und Licht ist. Der Brahmane ist wahrlich weder aus dem Aether, noch aus dem Winde hervorgegangen. Er hat nicht die Erde gespalten, um eines Tages wie das Feuer zu erscheinen, das aus dem Holze des Arani entspringt. Der Brahmane ist aus dem Schoosse eines Weibes geboren, so gut wie der Tschandala. Wo siehst du die Ursache, welche bewirken könnte, dass ein Wesen edel sein müsse und das andere schlecht? Der Brahmane selbst, wenn er gestorben, wird bei Seite gethan, wie ein verworfenes und unreines Ding. Es geht ihm wie den übrigen Kasten, wo ist da der Unterschied?"

Die religiösen Systeme des Buddhismus und Brahmanismus haben grosse Aehnlichkeit. Die blutigen Verfolgungen, welche die Buddhisten von Seiten der Brahmanen erlitten haben, müssen von grossem Einflusse gewesen sein, weniger auf die dogmatischen Meinungsverschiedenheiten, als auf die Zulassung aller Menschen ohne Unterschied der Kaste zu priesterlichen und bürgerlichen Stellen und den Belohnungen im Jenseits. Da der Brahmanismus wesentlich an der Hierarchie der Kasten festhält, so haben sie die Reformatoren als Feinde behandeln müssen, welche die Gleichheit der Menschen in dieser und jener Welt offen aussprachen. Die erwähnten Verfolgungen dauerten lange und waren ausserordentlich heftig. Wenn man den buddhistischen Büchern und Ueberlieferungen glauben darf, so ist die Zahl der Opfer unberechenbar. Endlich um das sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung errang der Brahmanismus einen entscheidenden Sieg über die Parteigänger der neuen Religion. Diese wurden aus Hindustan vertrieben und gezwungen, den Himalaya zu übersteigen und sich in Tibet, der Bucharei, Mongolei, China, Birma, Japan und selbst Ceylon zu verbreiten. Die Propaganda, die sie in allen Ländern machten, war so wirksam, dass der Buddhismus heute noch mehr Anhänger zählt, als irgend eine andere religiöse Gemeinschaft. Unter den buddhistischen Völkern, welche wir besucht haben, waren es die Mongolen, welche am kräftigsten und aufrichtigsten an ihrer Religion festhielten; dann kamen die Tibetaner, an dritter Stelle die Singalesen in Ceylon, und endlich die Chinesen, welche in Skepticismus versunken sind.

Bei unsrer Reise durch Ceylon haben uns einige Buddhisten gesagt, dass ihre Bücher die reine Buddha-Lehre enthalten, und dass

nach den Traditionen des Landes Buddha, als er vor den Verfolgungen der Brahmanen floh, sich auf ihre Insel zurückgezogen habe; er sei in den Himmel emporgestiegen von dem Gipfel eines Berges aus, auf welchem er seine Fussspur zurückliess. Es ist dies derselbe Berg, den man heut zu Tage den Adam's Pic nennt, weil die Muhammedaner behaupten, dass die Fussspur, welche man dort sieht, die des ersten Menschen sei. Im Innern der Insel befindet sich der berühmte Tempel zu Candi, wo die Buddhisten, wie sie sagen, einen Zahn des Buddha aufbewahren.

Sechstes Kapitel.

Alle Religionen sind von der chinesischen Regierung verdammt. — Ausdruck des Skepticismus. — Verhältnisse der Bonzen in China. — Buddhistische Klöster. — Religiöse Architektur. — Tempel zu Pu-tu. — Klosterbibliothek. — Besuch beim Superior der Bonzen. — Hohe Achtung der Chinesen vor der Schrift. — Klöster weiblicher Bonzen. — Ceremonien, um die Seelen der Sterbenden zurückzubringen, wenn sie sich davon machen. — Tod eines jungen Baccalaureus. — Trauer der Chinesen. — Sonderbare Art, die Todten zu beweinen. — Begräbniss. — Cultus der Vorfahren. — Chinesische Classification der Altersstufen des Lebens. — Die Ehe in China. — Knechtschaft der Frauen. — Zank im Haushalt. — Beispiele. — Sekten enthaltsamer Frauen.

Die drei Religionen, von denen wir im vorigen Kapitel gesprochen haben, und welche von Confucius, Lao-tze und Buddha oder Fo repräsentirt werden, bestehen heute noch in China. Nachdem sie mit der grössten Erbitterung Jahrhunderte lang gegen einander gekämpft, haben sie sich heute sämmtlich in einer allgemeinen Gleichgültigkeit geeinigt, und es herrscht tiefer Friede zwischen ihnen. Diesen Erfolg hat man namentlich der Gelehrtenklasse zuzuschreiben. Die Doktoren der Vernunft und die Buddhisten haben sich so sehr dem Aberglauben hingegeben, dass es den Schülern des Confucius nicht schwer fiel, sie in's Lächerliche zu ziehen. Die Schmähschriften voll Witz und Feuer, mit denen sie unaufhörlich die Bonzen und Tao-sse überschütteten, erstickten endlich im Volke jedes religiöse Gefühl. Selbst die Kaiser der Mandschu-Dynastie haben nicht wenig dazu beigetragen, die Nation in den Skepticismus zu versenken, welcher an ihr zehrt und mit wahrhaft entsetzlicher Wirksamkeit an ihrer Auflösung nagt. Es ist eine Sammlung von Sentenzen auf uns gekommen, welche der Kaiser Khang-hi zum Unterricht des Volkes verfasste. Yung-tsching, welcher Khang-hi auf dem kaiserlichen Throne folgte, hat zu jeder Sentenz seines Vaters Commentare geliefert, welche öffentlich von den Magistratspersonen vorgelesen werden sollten.

Einer der Punkte, den der kaiserliche Commentator mit der grössten Kraft betont, ist der Widerwille gegen die falschen Sekten oder vielmehr gegen alle Religionen. Er führt sie einzeln vor, kri-

tisirt sie und verdammt alle ohne Ausnahme. Der Buddhismus, die am meisten in China verbreitete Religion, ist namentlich der Gegenstand seiner Missbilligung. Er spricht mit Verachtung von den Dogmen, auf welchen er beruht; er zieht die Gebräuche desselben in's Lächerliche. Die Buddhisten, so wie die anderen Anhänger indischer Sekten, legen besonderes Gewicht auf gewisse Worte oder Sylben, die sie beständig wiederholen, und glauben sich durch die blosse Aussprache dieser heiligen Sylben von allen Sünden zu reinigen und durch diese leicht auszuübende Frömmigkeit ihr Seelenheil zu erlangen. Der kaiserliche Commentator spöttelt sehr beissend über diesen Gebrauch. — Angenommen, sagt er, ihr habt die Gesetze in irgend einem Punkte verletzt und werdet in den Gerichtssaal geführt, um bestraft zu werden, glaubt ihr denn, dass, wenn ihr aus vollem Halse mehrere tausendmal schreit: Euer Excellenz! Euer Excellenz! deshalb die Obrigkeit euch schonen wird? — An anderen Stellen strebt der Vergleich auf nichts weniger hin, als jede Idee von einem Cultus oder einer Verehrung, die man der Gottheit schuldet, zu vernichten. Es ist eine wahre Anpreisung des Atheismus von Seiten des Herrschers an seine Unterthanen. — Wenn ihr nicht Papier zu Ehren des Fo anzündet und Opfergaben auf seine Altäre legt, so ist er unzufrieden mit euch und sein Gericht wird euer Haupt treffen. Euer Gott Fo ist doch recht jämmerlich. Wir wollen einmal die Obrigkeit eures Bezirks in Vergleich ziehen: wenn ihr dieselbe nie begrüsstet und ihr nie den Hof machtet, daneben aber ehrbare Leute seid, die ihrer Pflicht getreulich anhängen, so wird sie euch desshalb nicht weniger Aufmerksamkeit schenken; aber wenn ihr das Gesetz überschreitet, Gewaltthätigkeiten begehet und die Rechte Anderer euch anmasset, so könnt ihr tausenderlei Mittel anwenden, um ihr zu schmeicheln, sie wird immer unzufrieden mit euch sein.

Eben so wenig Schonung findet die christliche Religion bei dem Commentator des Kaisers Khang-hi, welcher Letztere den Missionären sehr ergeben war, der aber, was man auch davon gesagt hat, sie nur als Gelehrte und Künstler ansah, die er zum Wohle seines Staates benutzen könnte. Folgende Stelle seines Nachfolgers Yung-tsching ist ein Beweis dafür. — Selbst die Sekte des Herrn des Himmels *), sagt er, die Sekte, welche unaufhörlich von Himmel und Erde und von Wesen ohne Schatten und Substanz spricht, diese Religion ist ebenso verderbt und verkehrt. Aber weil die Europäer, welche sie lehren, Astronomie verstehen und in der Mathematik bewandert sind, braucht sie die Regierung, um den Kalender zu verbessern; daraus folgt noch nicht, dass ihre Religion gut sei, und ihr müsst nicht an das glauben, was sie euch sagen.

Eine solche Belehrung, die von so hoch her kam, musste ihre Früchte tragen. Aller Glaube an Seele und zukünftiges Leben ist erloschen. Das religiöse Gefühl ist verschwunden; die gegenseitig wetteifernden Lehren haben alles Ansehen verloren und ihre Anhänger sind gottlos und skeptisch geworden und in den tiefsten Abgrund des Indifferentismus versunken, in welchem sie sich den Friedenskuss

*) So bezeichnet man in China die christliche Religion.

gegeben haben. Religiöse Streitigkeiten haben überall aufgehört, und die ganze chinesische Nation hat die berühmte Formel ausgesprochen, mit der jedermann zufrieden gestellt ist: *San-kiao, y-kiao,* d. h. die drei Religionen sind nur eine. Also sind alle Chinesen zugleich Anhänger des Confucius, des Lao-tze und Buddha, oder, richtiger gesagt, sie sind gar nichts. Sie verwerfen jedes Dogma, jeden Glauben, um nach ihrem mehr oder weniger schlechten und verderbten Instinkt zu leben. Nur die Gelehrten haben noch eine gewisse Vorliebe für die klassischen Bücher und die moralischen Grundsätze des Confucius behalten, welche jeder nach seinem Gutdünken erklärt, wobei er immer den *Ly,* d. h. Rationalismus, zu Hülfe nimmt, der ihr Grundprinzip geworden ist.

Wenn man auch mit den Religionen ganz aufgeräumt hat, so sind doch ihre ehemaligen Benennungen noch geblieben, und die Chinesen wenden sie gern an; aber sie sind nichts weiter, als das blosse Zeichen eines todten Glaubens, das Epitaphium einer erloschenen Religion. Nichts charakterisirt diesen traurigen Skepticismus der Chinesen besser, als die Höflichkeitsformel, welche Unbekannte an einander richten, wenn sie in gegenseitige Beziehung treten wollen. Es ist gewöhnlich, dass man sich fragt, welcher erhabenen Religion man angehört. Der eine nennt sich einen Confucianer, der andere einen Buddhisten, der dritte einen Schüler des Lao-tze, der vierte einen Anhänger Muhammeds; denn es gibt in China eine ziemliche Anzahl Muhammedaner. Jeder lobt die Religion, zu welcher er nicht gehört, die Höflichkeit will es so, und am Ende wiederholen alle im Chor die Worte: *Put-tun-kiao, tun-ly,* d. h. die Religionen sind verschieden, die Vernunft ist eine, wir sind alle Brüder. Diese Formel, welche jedem Chinesen auf der Zunge schwebt und welche sie einander mit der ausgesuchtesten Höflichkeit sagen, ist der reinste und klarste Ausdruck der Achtung, die sie vor religiösen Ansichten haben. In ihren Augen ist Cultus nichts, als ein Gegenstand des Geschmacks und der Mode; man darf ihm keine grössere Wichtigkeit beilegen, als der Farbe der Kleider.

Die Regierung, die Gelehrten, das Volk, alle betrachten die Religion als nichtsnützig und werthlos, und so begreift man leicht, dass in China eine unvergleichliche Toleranz in Bezug auf jede Art des Cultus herrschen muss. Die Chinesen geniessen auch wirklich in diesem Punkte eine grosse Freiheit, vorausgesetzt jedoch, dass die Regierung nicht die Ansicht habe, dass man unter dem Vorwande einer religiösen Gemeinschaft einen politischen und staatsfeindlichen Zweck verbirgt. Blos aus diesem Grunde, wie wir schon früher sagten, wird das Christenthum von der Obrigkeit gemissbilligt und verfolgt.

Niemand denkt daran, die Bonzen und die Tao-sse zu beunruhigen. Man lässt sie in Elend und Verworfenheit in ihrer Wohnung leben, ohne dass sich jemand mit ihnen beschäftigt, einige seltene Adepten ausgenommen, welche manchmal das Schicksal befragen, buntes Papier oder wohlriechende Stäbe vor den Götzenbildern anzünden oder einige Gebete hersagen lassen, in der Hoffnung, sogleich einen grossen Schatz zu heben. Die mässigen

Almosen, welche sie bei diesen Gelegenheiten empfangen, würden zu ihrem Unterhalte nicht hinreichen, wenn sie nicht noch ein besonderes Gewerbe nebenbei betrieben. Die Mehrzahl unter ihnen halten Schule, und die, welche nicht gelehrt genug sind, um die klassischen Bücher zu erklären, sind gewissermassen gezwungen, durch die Dörfer zu laufen und ihren Reis zu betteln; denn die Einkünfte ihrer Pagoden sind, wie man sagt, nicht mehr so beträchtlich, als sie es zu anderen Zeiten waren. Die Bonzen und die Tao-sse haben eine so unsichere und niederdrückende Existenz, dass ihre Zahl täglich abnimmt. Man sieht auch nicht ein, warum in der That Menschen, welche ohne allen religiösen Glauben sind, sich einem so tiefen Elende ruhig überlassen sollten. Bei dieser Art von Priesterthum einer erloschenen Religion und eines verlassenen Cultus ist der Bonze auch gezwungen, auf eigenthümliche Weise Mitglieder dafür anzuwerben. Ein Bonze, der an einer Pagode angestellt ist, kauft um einige Sapeken das Kind einer armen Familie; er rasirt ihm den Kopf und macht es zu seinem Schüler oder vielmehr seinem Diener. Das arme Kind vegetirt so in der Gesellschaft seines Herrn, und gewöhnt sich nach und nach an diese Lebensweise. Später wird es der Nachfolger und Erbe dessen, dem man es verkauft hat, und sucht sich seinerseits auf dieselbe Weise einen kleinen Schüler zu verschaffen. So pflanzt sich das Bonzengeschlecht fort, dessen Einfluss zu verschiedenen Zeiten sehr bedeutend gewesen ist, wie man auch bei nur flüchtigem Durchblättern der Annalen Chinas sieht, das aber heutigen Tages Ansehen und guten Ruf vollständig verloren hat. Das Volk beachtet sie nicht mehr; oft werden sie auf die Bühne gebracht, und man lässt sie jederzeit nur die gemeinsten Rollen spielen. Sie müssen ausserordentlich in Verachtung gerathen sein, da die Insurrection geglaubt hat, sich dadurch populär zu machen, dass sie dieselben überall auf ihrem Wege ermordete.

Früher gab es bei den berühmtesten Pagoden grosse Klöster, in denen Bonzen in grosser Anzahl gemeinschaftlich lebten, nach Art der Lamas in Tibet und der Tatarei. Sie besassen reiche Bibliotheken, in denen man alle Bücher Indiens und Chinas vereinigt fand, welche irgend mit dem buddhistischen Cultus in Beziehung standen. Da sah man die schönen Ausgaben des Gandschur, d. h. des wörtlichen Unterrichts Buddha's, in 108 dicken Bänden, und die des Dandschur in 232 Bänden. Dieses letztere Werk ist eine Art religiöser Encyclopädie oder Kirchengeschichte des Buddhismus. Jetzt sind diese berühmten Bonzenklöster fast verwüstet und verlassen. Wir haben Gelegenheit gehabt, eine grosse Anzahl derselben zu besuchen, unter andern das in Pu-tu, eines der berühmtesten im himmlischen Reiche. Pu-tu ist eine Insel des grossen Archipels von Tschu-san an den Küsten der Provinz Tsche-kiang. Mehr als funfzig mehr oder weniger wichtige Klöster, von denen zwei von Kaisern gegründet wurden, sind an den Bergen und in den Thälern dieser pittoresken und bezaubernden Insel zerstreut, welche Natur und Kunst mit aller Pracht geschmückt haben. Von allen Seiten sieht man nichts als reizende Gärten, die mit den schönsten Blumen besäet sind, in harten Fels gehauene Grotten,

unter Bambuswäldchen und dichtem aromatischem Gehölz. Die Wohnungen der Bonzen, welche unter dichtem Schatten gegen die heissen Sonnenstrahlen geschützt liegen, sind hie und da an den reizenden Punkten zerstreut. Tausend Fusssteige mit launischen Windungen, welche auf niedlichen Stein- oder Holzbrücken durch Schluchten über Teiche und Bäche führen, verbinden die Wohnungen mit einander. Im Mittelpunkte der Insel erheben sich zwei grosse und glänzende Gebäude; es sind dies zwei buddhistische Tempel. Die gelben Backsteine, mit denen sie bekleidet sind, zeigen, dass kaiserliche Freigebigkeit sie erbaut hat.

Die religiöse Architektur der Chinesen gleicht der unsrigen nicht. Sie haben keinen Begriff von jenen grandiosen rings verschlossenen Gebäuden, in ernstem, majestätischem, etwas düsterem und melancholischem Stile, der aber herrlich in Einklang steht mit den Gefühlen, die ein der Sammlung und dem Gebete geheiligter Ort einflössen soll. Wenn die Chinesen eine Pagode bauen wollen, so wählen sie dazu an einem Bergesabhang oder in einer Thalschlucht einen reizenden und pittoresken Punkt aus; man bepflanzt ihn mit grossen Bäumen, mit immergrünem Laube, und leitet rings herum eine Menge Fusswege, an deren Rand man zahlreiche Sträucher, blühendes Buschwerk und Schlingpflanzen anbringt. Durch diese frischen und duftenden Alleen gelangt man zu mehreren mit Galerien umgebenen Gebäuden, die man weniger für einen Tempel, als vielmehr für einen Landsitz halten möchte, der angenehm in einem Park oder Garten liegt.

Zu dem Haupttempel von Pu-tu gelangt man auf einer breiten Allee von grossen hundertjährigen Bäumen, deren dichtes Laubwerk mit Schaaren von weissköpfigen Raben bevölkert ist, welche durch ihr Krächzen und Schlagen mit den Flügeln einen immerwährenden Lärm in den Zweigen erhalten. Am Ende der Allee ist ein prächtiger See, von Sträuchern umgeben, welche wie Trauerweiden sich über das Ufer herabneigen; Schildkröten, rothe Fische und Mandarinenenten mit schimmernden Farben spielen auf dem Wasser unter glänzendem Nenuphar, dessen reiche und prächtige Kronen sich majestätisch auf langen, zarten, grünen und schwarz getüpfelten Stengeln erheben. Mehrere rothe und grüne Holzbrücken sind über den See geschlagen und führen zu den zahlreichen Stufen, welche vor dem ersten Gebäude des Tempels sich befinden, einer Art Halle, die von acht enormen Granitsäulen getragen wird. Vier Statuen von colossaler Grösse, zwei zur Rechten und zwei zur Linken, stehen da wie unbewegliche Schildwachen an ihren Posten. Zwei Seitenthüren führen aus der Vorhalle in das Hauptschiff, in dem eine buddhistische Dreieinigkeit thront, welche Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft darstellt. Diese drei ganz vergoldeten Statuen sind zwar in kauernder Stellung, aber von riesigen Dimensionen; sie sind wenigstens zwölf Fuss hoch. Der mittlere Buddha hat die Hände verschlungen auf seinem majestätischen Bauche liegen. Er stellt die Vergangenheit und die unveränderliche und ewige Ruhe dar, zu der er gelangt ist. Die beiden anderen heben den rechten Arm und das rechte Bein in die Höhe zum Zeichen ihrer gegen-

wärtigen und künftigen Thätigkeit. Vor jedem Götzenbilde ist ein Altar, mit kleinen Gefässen für die Opfergaben und ciselirten bronzenen Rauchgefässen, in denen unaufhörlich wohlriechende Stäbchen brennen.

Eine Menge anderer untergeordneter Gottheiten sind rings um den Saal aufgestellt, deren Verzierungen in ungeheueren Laternen aus buntem Papiere oder geschmolzener Hornmasse bestehen. Die letzteren sind viereckig, rund, oval, von jeder Gestalt und Farbe. Die Mauern sind mit breiten Atlassstreifen tapezirt, auf denen Sprüche und Sentenzen stehen.

Der dritte Saal ist der Kuang-yn geweiht, welche in den meisten Berichten über China als die Göttin des Porzellans und bisweilen der Fruchtbarkeit angesehen wird. Nach der buddhistischen Mythologie ist Kuang-yn eine Person der indischen Trimurti, und repräsentirt die schöpferische Kraft.

Endlich der vierte Saal ist ein Pantheon oder Pandämonium, welches eine vollständige Auswahl scheusslicher Götzenbilder in Gestalt von Währwölfen und allerhand Reptilien enthält. Man sieht hier bunt unter einander Götter des Himmels und der Erde, fabelhafte Ungeheuer, die Schutzgötter des Krieges, der Artillerie, der Seidenmanufaktur, des Ackerbaues, der Medicin, die Bilder der Heiligen aus dem Alterthume, Philosophen, Staatsmänner, Gelehrte, Krieger, mit einem Worte eine Gesellschaft der groteskesten und verschiedenartigsten Figuren.

Dieser vierfach getheilte Tempel, dessen Bau und Verzierungen enorme Summen gekostet haben müssen, ist heutigen Tages vollständig in Verfall. Das reiche Dach mit vergoldeten und lackirten Ziegeln ist an mehreren Stellen durchlöchert, so dass, wenn es regnet, das Wasser den armen Götzen auf den Kopf fällt, welche weit eher eines Regenschirmes bedürfen, als der Wohlgerüche, die man zu ihren Füssen anzündet. Die übrigen Pagoden sind nicht in besserem Zustande, einige fallen vollständig zusammen, und die Götzen, welche der Länge lang mit dem Gesichte auf der Erde mitten unter diesen Trümmern liegen, dienen oft den neugierigen Besuchern der Insel als Sitz.

Die geräumigen Klöster in Pu-tu, in denen sich in früheren Zeiten Bonzen in grosser Anzahl befunden haben müssen, sind fast ganz und gar Legionen von Ratten und dicken Spinnen überlassen, welche ungestört in den vereinsamten Zellen ihre grossen Gewebe spinnen. Der reinlichste und am besten erhaltene Ort ist die Bibliothek. Der Bonze, welcher die Aufsicht darüber hat, führte uns hinein. Wir fanden sie weit unbedeutender als die, welche wir in der Tatarei und Tibet gesehen hatten. Sie besitzt indess ungefähr achttausend Bände, in gelben Taffet gebunden, genau überschrieben und in Regalen geordnet, welche einen weiten Saal umgeben. Diese Bücher beschäftigen sich ausschliesslich mit der Theologie und Liturgie der Buddhareligion. Grösstentheils sind es Uebersetzungen, und manchmal einfache chinesische Transscriptionen indischer Bücher, so dass die Chinesen sie geläufig lesen können, ohne sie im geringsten zu verstehen. Wir sagten dem Biblio-

thekar, dass dies doch höchst unangenehm sei, und dass solche Bücher uns wenig geeignet schienen, bei den Bonzen Geschmack am Studium zu erwecken. — Die fromme Familie Buddha's, antwortete er, findet keinen Reiz mehr an Büchern. Sie setzen keinen Fuss in die Bibliothek; ich sehe nur Fremde hier, welche sie aus Neugier besuchen.

Der buddhistische Mönch, welcher uns dieses Geständniss machte, schien die Gleichgültigkeit für die Bücher mit seinen Collegen nicht zu theilen; er war im Gegentheil ein echter Bibliophile. Seit achtzehn Jahren lebte er in Pu-tu, und hatte während dieser ganzen Zeit seine Bibliothek nicht verlassen. Er brachte den ganzen Tag und einen Theil der Nacht hier zu, unaufhörlich damit beschäftigt, wie er sagte, die unerforschliche Tiefe der Lehre zu erforschen. Einige Bücher, welche aufgeschlagen auf einem Tischchen in einer Ecke des Saales lagen, bezeugten auch, dass er mehr that, als bloss das Haus zu bewachen. Hätten wir ihn anhören wollen, so schien er ganz geneigt, die zahlreiche Sammlung einzeln mit uns durchzugehen, und uns eine kurze Analyse des Inhaltes jedes Buches zu geben. Er fing schon mit bewundernswürdigem Enthusiasmus an, und man konnte leicht erkennen, dass er selten Besucher fand, die sich für das interessiren, was für ihn ein wahrer Cultus geworden war. Es fehlte uns an Zeit, um ihn bis zu Ende anzuhören, und so wurden wir leider genöthigt, ihn und uns seiner gelehrten Abhandlungen zu berauben.

Wir besuchten den Superior der Insel, dessen Wohnung neben dem Haupttempel lag. Die Zimmer, welche er inne hatte, waren so ziemlich reinlich; man sah sogar, dass ein gewisser Grad von Luxus bei ihrer Einrichtung ein Wort mit geredet hatte. Der Superior war ein Mann von einigen vierzig Jahren. Seine Sprache zeigte nicht eben, dass er in Literatur oder Theologie sehr bewandert sei; aber an seinem listigen Blicke, seinem kurzen und scharf betonten Ausdrucke erkannte man einen Mann, der an Geschäftsgang und an's Befehlen gewöhnt war. Er sagte uns, dass er seit einigen Jahren damit umginge, die Pagoden der Insel zu restauriren, und dass fast alle Bonzen, die unter seiner Aufsicht lebten, ausgesandt seien, im Innern des Reiches Almosen zu sammeln, um das nöthige Geld zur Verwirklichung seines Planes herbeizuschaffen. Da die Almosen wenig einbrachten, so lamentirte er entsetzlich über die gänzliche Abnahme des Eifers für den Buddhacultus. Weil er wusste, dass wir Missionare seien, glaubten wir frei unsere Meinung über die Gleichgültigkeit, die er beklagte, aussprechen zu dürfen. — Es überrascht uns gar nicht, sagten wir, zu sehen, dass die Chinesen kalt und unbekümmert sind um einen Cultus, der so viel Widersprechendes und dem gesunden Menschenverstande Widerstreitendes enthält. — So ist es, antwortete er, eure bewunderungswürdige Einsicht hat den rechten Punkt der bösen Sache getroffen. — Die Menschen können sich eine Zeit lang durch eitelen Aberglauben verführen lassen, aber früher oder später merken sie das Abgeschmackte und machen sich leicht davon los. — Diese Worte sind voll Klarheit und Scharfsinn. — Eine Religion, welche

nicht in der Wahrheit wurzelt, kann weder den Geist, noch das Herz des Menschen befriedigen. Die Völker können einen Augenblick daran glauben, aber ihr Glaube ist nicht fest und ohne Dauer. — Das ist die rechte Erklärung der Sache. Die Nation der Mitte glaubt nicht mehr, und darum kommen meine Bettelmönche mit leeren Händen zurück. Es ist bekannt, dass die Religionen zahlreich sind, und dass sie nur eine Zeit lang bestehen, aber der Ly, die Vernunft, ist unveränderlich. — Die falschen Religionen, welche auf Lug und Trug beruhen, sind nur für eine Zeit, das ist richtig. Die Wahrheit ist ewig, sie ist folglich für alle Zeiten und alle Orte. Die Religion des Herrn des Himmels, welche der Ausdruck der Wahrheit ist, ist für alle Menschen; sie ist unveränderlich, wie die Basis, auf der sie ruht. — Der Superior kannte die christliche Religion hinlänglich; er hatte mehrere Lehrbücher, unter anderen die berühmte Abhandlung des Pater Ricci: über die wahre Idee Gottes, gelesen. Er war so artig, uns zu gestehen, dass unsere Religion erhaben und unvergleichlich, dass in der seinigen kein gesunder Menschenverstand sei; dann aber fügte er die Formel hinzu, die unter den Chinesen Mode geworden ist: Pu-tun-hiao, tun-ly, die Religionen sind verschieden, die Vernunft ist eine. Und nach diesem beklagenswerthen Schlusse brach er schnell den Gegenstand ab, und sprach von den schönen Plänen, die er über die Restauration seiner Pagoden im Kopfe hatte.

Als wir Pu-tu verliessen, trafen wir mehrere Barken, welche nach dem kleinen Hafen der Insel zusteuerten. Sie waren voll Bonzen, welche vom Almosensammeln zurückkehrten. Wir fragten sie, ob ihre Rundreise glücklich gewesen wäre. — Ja, rief voller Freuden ein junger Novize; ja, wir sind glücklich gewesen, wir bringen viel Sapeken mit. — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein alter Bonze, der neben jenem vorlauten Burschen zusammengekauert da sass, ihm einen derben Faustschlag auf den Kopf verabreichte. — Geschorener Teufel, rief er, willst du nicht endlich aufhören, aller Welt Lügen zu sagen? Wo haben wir denn Sapeken, wie? Das Kind bedeckte sich mit beiden Händen den Kopf und fing an zu winseln. Es schien zu merken, wiewohl etwas zu spät, dass es eine Unklugheit begangen hatte, und dass es nicht gut ist, dem ersten besten das Geheimniss seiner Schätze zu verrathen. Der alte Bonze hatte eine längere Erfahrung. Wart! schrie er und schlug den armen Novizen noch einmal, das ist für dein Lügen, du sollst mehr Schläge bekommen, als wir Sapeken haben. Dann wandte er sich sehr höflich an uns und sagte: Man muss die Jugend zurecht weisen, wenn sie die Wahrheit verletzt; das ist ein unbestreitbarer Grundsatz. Unser Ausflug in die Provinz Han-tscheu ist nicht eben fruchtbar gewesen. Da die Reisernte schlecht ausgefallen ist, sind die Leute arm; wie sollten sie da daran denken können, der Familie Buddha's Almosen zu spenden? Dagegen sind wir so glücklich gewesen, eine ziemliche Menge altes Papier zu sammeln und auf diese Weise unzählige Schriftzüge der Entweihung zu entreissen. Bei diesen Worten zeigte er auf eine kleine Barke, welche eine Ladung von Papierwischen enthielt. — Die Achtung vor den Schrift-

zügen, fügte er hinzu, ist von den Heiligen des Alterthums anempfohlen worden. — Nach dieser kleinen Episode setzte die Flotille ihren Weg weiter fort.

Wir konnten mit gutem Rechte vermuthen, dass diese Gesellschaft von Bettelmönchen eine reichliche Ernte gehabt hatte; ausserdem würde der alte Bonze den jungen Novizen nicht so gedroschen haben. Wenn die Chinesen Geld haben, so sagen sie es nicht, und wenn sie sich ihres Geldes rühmen, kann man fast stets versichert sein, dass ihre Taschen leer sind. Doch ist dieser Zug dem chinesischen Charakter nicht so eigen, dass man ihn nicht auch anderwärts finden könnte.

Als uns der alte Bettelmönch die Barke mit den Papierwischen zeigte, sagte er, die Achtung vor den Schriftzügen ist von den Heiligen des Alterthums anempfohlen worden. Wir haben auch wirklich während unsers langen Aufenthaltes im himmlischen Reiche bemerkt, dass im Allgemeinen alle Chinesen tiefe Verehrung vor dem geschriebenen Worte bekundeten. Sie sind sehr aufmerksam darauf, dass sie Papier, welches bedruckt oder beschrieben ist, nicht zu profanen Zwecken verwenden. Sie fabriciren grobes und billiges Papier, welches zum Einwickeln, zum Einpacken und mancherlei andern Zwecken bestimmt ist. Mit Achtung aber hebt man das auf, was beschrieben ist, man hütet sich es mit Füssen zu treten und es schmuzig werden zu lassen. Wir glauben nicht, dass die Chinesen hiermit eine abergläubische Idee verbinden. Es scheint uns, dass sie auf diese Weise eben nur den menschlichen Gedanken ehren wollen, der, so zu sagen, in das Papier übergeht. In dieser Hinsicht ist die scrupulöse Gewissenhaftigkeit der Chinesen wohl der Bewunderung werth.

Da aber nicht jedermann gleiche Sorgfalt auf das beschriebene Papier verwendet, so kommt es bisweilen aus Vergesslichkeit oder Nachlässigkeit vor, dass man es der Entweihung preis giebt. Um diesem Uebel vorzubeugen, giebt es eine Klasse Bonzen, deren Amt es ist, überall genau und sorgfältig Nachforschung nach solchem Papiere zu halten. Sie durchwandern Dörfer, Städte und die belebtesten Strassen, einen Korb auf dem Rücken und einen Haken in der Hand. Sie verweilen namentlich an den Orten, wo man den Unrath hinwirft, und sammeln gewissenhaft alle Schriftzüge, deren sie habhaft werden können. Diese Papierreste werden dann in eine Pagode gebracht und vor den Bildern der Weisen des Alterthums verbrannt.

Die Mehrzahl der berühmten Pagoden Chinas sind fast in demselben Zustande wie die zu Pu-tu. Der Verfall, der Mangel an Glauben lässt sich überall bemerken, und nichts weist darauf hin, dass diese buddhistischen Gebäude ihren alten Glanz wieder erlangen werden. Die Erinnerung an ihren früheren Ruf lockt zu gewissen Zeiten eine Menge Besucher herbei; aber nur die Neugier, nicht die Religion ist die Veranlassung dazu. Man verbrennt keinen Weihrauch mehr vor den Götzenbildern, man trägt den Bonzen keine Gebete mehr auf; es sind vielmehr Vergnügungspartien, angenehme Reisen, an denen die Frömmigkeit keinen Antheil hat. Man trifft

wohl auch von Zeit zu Zeit einige Leute, welche in den dem Buddhismus geweihten Orten hin und her wandeln, aber wahre Pilger sieht man nicht mehr.

Klöster im eigentlichen Sinne, in denen Bonzen gemeinschaftlich leben, gibt es gar nicht mehr. Die buddhistischen Mönche, die in den verschiedenen Provinzen des Reiches zerstreut leben, sind ganz unabhängig von einander und durch keine Bande der Disciplin oder Hierarchie verbunden. In jedem Hause ist zwar ein Oberhaupt; aber es ist dies eher ein Verwalter der zeitlichen Güter, als ein Superior. Er hat keine Macht über seine Collegen, welche ohne Ordensregel ganz nach ihrer Laune leben, bald hierhin, bald dorthin Ausflüge machen, oft lange Zeit vom Kloster entfernt sind, im Lande herumstreifen, so lange sie Subsistenzmittel haben, und erst dann heimkehren, wenn sie der Hunger treibt. Treffen sie irgendwo eine Stellung, die ihnen zusagt, so sieht man sie nie wieder kommen. Wie es hinreicht, sich den Kopf zu scheeren und ein Kleid mit langen und weiten Aermeln anzuziehen, um Bonze zu werden, so sind auch die Formalitäten nicht verwickelter, welche man zu beobachten hat, wenn man aufhören will, Bonze zu sein; man braucht nur seine Kleidung zu ändern und die Haare wachsen zu lassen. Bis die letzteren die gehörige Länge erreicht haben, bringt man einen falschen Zopf an, und man ist kein Bonze mehr. Man sieht, dass die buddhistischen Mönche China's bei weitem nicht das Ansehen und den Einfluss der Lamas in Tibet und der Tatarei haben.

Auch Klöster für weibliche Bonzen sind in China ziemlich zahlreich, namentlich in den südlichen Provinzen. Ihre Kleidung ist wenig von der der männlichen Bonzen verschieden, auch sie haben den Kopf kahl geschoren; doch leben sie nicht eingesperrt, sondern man trifft sie häufig auf den Strassen. Darf man der öffentlichen Meinung Glauben schenken, so herrscht gewaltige Sittenlosigkeit in ihren Wohnungen. So viel ist gewiss, ehrbare Leute, die nur einigermassen eifersüchtig auf ihren guten Ruf sind, vermeiden es, sie zu betreten.

Aus allem, was wir über den gegenwärtigen Zustand der verschiedenen in China geduldeten Culte und der Stellung ihrer Priester gesagt haben, kann man den Schluss ziehen, dass die Chinesen ganz und gar ohne Religion leben. Sie haben noch einige abergläubische Gebräuche, denen sie mehr aus Gewohnheit als Ueberzeugung anhängen, und von denen sie sich immer mit der grössten Leichtigkeit frei machen. Religiöse Ansichten kommen bei der Gesetzgebung nicht in Betracht, und die Obrigkeit spricht davon höchstens, um sie in's Lächerliche zu ziehen. Die Idee einer atheistischen Regierung, eines atheistischen Gesetzes, wie man sie in Frankreich von der Tribüne der Deputirtenkammer zu verkündigen versuchte, findet sich in China realisirt; aber man sieht nicht, dass das Volk dabei an Grösse und Glück gewonnen hätte.

Während unseres Aufenthaltes in U-tschang-fu in dem Si-men-yuen, dem Garten des Westthores, waren wir Zeugen eines Ereignisses, bei welchem wir Gelegenheit hatten zu sehen, wie die Chinesen ihre abergläubischen Gebräuche mit dem Mangel an religiöser Ueberzeugung zu vereinigen verstehen. Wie wir schon oben gesagt

haben, hatte das Gebäude, in welchem wir den Tag unserer Abreise erwarteten, mehrere Miethsbewohner von verschiedenem Stande. Den uns angewiesenen Zimmern gegenüber befanden sich in einem grossen Hofe mehrere zusammenhängende und mit einer gewissen Pracht aufgeführte Gebäude. Ein alter in Ruhestand versetzter Mandarine mit seiner zahlreichen Familie bewohnte sie seit zwei Jahren. Dieser Mandarine, welcher in U-tschang-fu ein hohes obrigkeitliches Amt bekleidet hatte, verschob die Rückkehr in sein Geburtsland in der Hoffnung, dass sein Einfluss bei den ersten Beamten der Stadt seinem älteren Sohne eine niedere Mandarinenstelle verschaffen könne. Dieser Bewerber war einfacher Baccalaureus; er war verheirathet und Vater dreier Kinder.

Seit zweijährigem Warten waren die Wünsche des alten Mandarinen noch nicht in Erfüllung gegangen, und sein älterer Sohn hatte sich, statt zu einem öffentlichen Amte befördert zu werden, eine Krankheit zugezogen, welche tödtlich für ihn werden sollte. Gleich bei unserer Ankunft in der neuen Wohnung fanden wir die arme Familie in die tiefste Trauer versetzt; der Zustand des Kranken war so ernst, dass man ihm schon einen Sarg machen liess. Der Tod des jungen Gelehrten musste für alle Glieder der Familie ein furchtbarer Schlag werden; denn er war ihre einzige Hoffnung und Stütze.

Von der ersten Nacht an, die wir hier zubrachten, hallte der Garten des Westthores von Geschrei und losgelassenen Schwärmern wieder, welche sich bald an diesem, bald an jenem Punkte, aber ohne Unterbrechung hören liessen. Dieser ganze Lärm hatte den Zweck, den Sterbenden zu retten. Die Chinesen haben die Ansicht, dass der Tod das Resultat der definitiven Trennung der Seele vom Körper ist. So weit ist alles gut und wahr. Die Schwere der Krankheit steht immer in geradem Verhältnisse zu den Versuchen, welche die Seele macht, um zu entkommen, und wenn der Kranke in der schrecklichen Krisis steht, die sein Leben ernstlich bedroht, so ist das ein Beweis, dass momentane Geistesabwesenheit eintritt, dass sich die Seele zwar eine gewisse Strecke entfernt, aber um bald wiederzukehren. Die Entfernung ist nicht so beträchtlich, dass die Seele nicht noch einigen Einfluss auf den Körper ausüben und ihn am Leben erhalten könne, obgleich er entsetzlich unter dieser vorübergehenden Trennung zu leiden hat. Liegt der Sterbende in den letzten Zügen, so ist es erwiesen, dass die Seele ihren Plan gefasst hat und sich davon macht, mit dem festen Entschlusse, nicht zurückzukehren. Jedoch ist noch nicht alle Hoffnung verloren, und es gibt Mittel sie zurückzuleiten und sie zu bewegen, ihre Stelle im Körper des Unglücklichen, der mit dem Tode ringt, wieder einzunehmen. Zuerst sucht man sie zu rühren, man richtet Bitten und Gebete an sie, man läuft ihr nach, beschwört sie, in ihre Wohnung zurückzukehren, man setzt ihr in pathetischen und salbungsvollen Ausdrücken den kläglichen Zustand auseinander, in den man sich versetzt sieht, wenn sie hartnäckig darauf besteht, sich zu entfernen. Man sucht ihr begreiflich zu machen, dass das Glück oder Unglück einer ganzen Familie davon abhänge. Man drängt sie, schmeichelt, überschüttet sie

mit Anrufungen. Komm zurück! komm zurück! ruft man, was hat man dir gethan? Warum uns verlassen? Was veranlasst dich, fort zu gehen? Komm zurück, wir beschwören Dich! Und da man nicht genau weiss, nach welcher Seite hin die Seele sich davon gemacht hat, so läuft man nach allen Richtungen, man macht tausend Schwenkungen und Bewegungen, in der Hoffnung sie zu treffen und sie durch Bitten und Thränen zu besänftigen.

Wenn alle Schmeicheleien und guten Worte nicht helfen wollen, wenn die Seele taub ist gegen alles Flehen und hartnäckig und unerbittlich ihren Weg gehen will, dann nimmt man zur Einschüchterung seine Zuflucht; man sucht ihr Furcht einzujagen, man schreit, brennt Schwärmer unerwartet in allen Richtungen los, wohin man glaubt, dass sie entfliehen könne, man streckt die Arme aus, um ihr den Weg zu versperren, stösst mit den Händen vor sich her, als wolle man sie zwingen, umzukehren in den Körper des Sterbenden. Unter denen, welche sich so grosse Mühe um die widerspänstige Seele geben, ist immer einer geschickter als der andere und kommt ihr endlich auf die Spur. Da schreit er um Hülfe: Hier ist sie, ruft er, und sogleich läuft alles zu ihm hin. Mit vereinten Kräften setzt man alle Mittel in Bewegung, man weint, seufzt, jammert, das Geschrei hallt in allen Tonarten wieder, Schwärmer knattern von allen Seiten, man bringt der armen Seele eine fürchterliche Katzenmusik, man setzt ihr auf alle nur erdenkbare Weise zu, so dass, wenn sie solchen dringenden Bitten nicht nachgibt, man berechtigt ist zu glauben, dass sie sehr böswillig und hartnäckig sein müsse.

Wenn man sich auf diese sonderbare Jagd begibt, unterlässt man nie, sich mit Laternen zu versehen, um der Seele zu leuchten, ihr den Weg zu zeigen und so allen Vorwand nicht zurückzukehren zu benehmen. Diese Ceremonien finden meistentheils zur Nachtzeit statt, weil, wie die Chinesen sagen, die Seele gewöhnlich die Dunkelheit benutzt, um zu entkommen. Man kann diese Ansicht mit dem Gedanken vergleichen, den de Maistre in seinen Soiréen von St. Petersburg *) ausspricht: „Die Nachtluft hat keinen Werth für den materiellen Menschen, alle Thiere lehren es uns, da sie einen Schlupfwinkel aufsuchen, um zu schlafen. Unsere Krankheiten lehren es uns, da sie alle bei Nacht heftiger werden. Warum schickt man früh und lässt bei einem kranken Freunde nachfragen, wie er die Nacht zugebracht habe, und nicht lieber am Abende, um sich zu erkundigen, wie der Tag gewesen sei? Die Nacht muss doch schlimme Eigenschaften haben."

Im Garten des Westthores befand sich, wie wir schon oben gesagt haben, eine schöne, dem Buddha geweihte Pagode, dessen grosse vergoldete Statue auf dem Altar stand. Die Thür dieses Tempels stand Tag und Nacht offen. Die Verwandten, Freunde und Diener des jungen Gelehrten gingen unaufhörlich vor dem Bilde Buddhas hin und her, aber wir sahen nie, dass jemand den Tempel betrat, um zu beten, Weihrauch anzuzünden und um die Heilung zu flehen, die allen so sehr am Herzen lag. Das kam daher, weil diese Leute

*) Theil II. S. 75.

ganz ohne Glauben und Religion waren, sie hatten gar keine Ahnung davon, dass es ein allmächtiges Wesen, einen Herrn über Leben und Tod gibt, der die Geschicke aller Menschen in seiner Hand hat. Sie wussten nur so viel: wenn ein Kranker in Todesgefahr schwebt, so läuft man nach allen Richtungen, um die Seele zu verfolgen und zu versuchen, sie zurückzuführen, und diesen Gebrauch befolgten sie, blos um es zu machen wie die andern, ohne sich zu fragen, ob es vernünftig oder lächerlich sei, und wahrscheinlich auch ohne viel daran zu glauben.

Die ganze Nacht hindurch wurden wir durch das unglaubliche Manöver der armen Chinesen wach gehalten, welche auf die Seele des sterbenden Gelehrten Jagd machten. Manchmal blieben sie unter unsern Fenstern stehen, und da hörten wir deutlich, welche sonderbare Bitten und lächerlichen Gebete sie an die flüchtige Seele richteten. Der Auftritt wäre uns wirklich kostbar und lächerlich gewesen, wenn wir nicht gewusst hätten, dass es sich um eine zahlreiche Familie handle, welche ein schreckliches Unglück erwarte und die fürchterlichste Angst peinige. Die Stimmen der Kleinen und des alten Vaters, welche laut zu der Seele des Vaters und Sohnes schrien, waren herzzerreissend.

Als wir uns am folgenden Morgen zu der betrübten Familie begaben, um wo möglich ihr einige tröstende Worte zu sagen, trat uns einer der Diener des Hauses entgegen und sagte, der Kranke sei so eben gestorben. Die Chinesen haben eine Menge Wendungen, um auszudrücken, dass jemand verschieden sei. Er ist nicht mehr, er ist todt, er hat das Zeitliche gesegnet, er ist gegangen, er ist in den Himmel gestiegen, sind eben so viel mehr oder weniger feine Ausdrücke, die man je nach dem Stande der Personen, von denen man spricht, anwenden muss. Handelt es sich um einen Kaiser, so sagt man: er ist zusammengestürzt. Der Tod des Staatsoberhauptes wird als eine bedeutungsvolle Katastrophe angesehen, deren Wiederhall dem Getöse vergleichbar ist, welches bei dem Einsturze eines Berges entsteht.

Bald darauf sahen wir die Personen, welche im Trauerhause in Trauerkleidern ab und zu gingen, d. h. mit weissleinener Mütze und weissleinenem Gürtel. Die vollständige und vornehme Trauer verlangt, dass alle Kleider weiss seien; davon sind nicht einmal die Schuhe und das seidene Bändchen ausgenommen, um welches man die Haare in Zopfform schlingt. Da die chinesischen Gebräuche fast in jeder Beziehung der gerade Gegensatz der europäischen sind, so konnte man sich schon denken, dass das Weisse bei ihnen die Farbe der Trauer sein müsse.

Die Chinesen pflegen die Todten lange bei sich zu behalten; man begräbt sie oft erst am Jahrestage ihres Todes. So lange bis der Körper in einen Sarg von ausserordentlicher Dicke gelegt wird, bedeckt man ihn mit ungelöschtem Kalk, und kann ihn so ohne allen Nachtheil bei sich im Hause haben. Durch diesen Gebrauch ehrt man den Todten und gewinnt namentlich Zeit, die Vorkehrungen zum Leichenbegängniss zu treffen. Die Beerdigung ist ein Gegenstand des höchsten Ernstes und der grössten Sorge für die Chinesen. Der Tod ist etwas Unbedeutendes, um ihn macht man sich wenig

Mühe; aber die Beschaffenheit des Sarges, die Ceremonien beim Leichenbegängnisse, die Wahl des Begräbnisses und des Ortes, wo man das Grab höhlt, das ist das Wichtigste. Der Todte macht in dieser Beziehung seinen Verwandten ausserordentliche Sorge. Nach unsrer Meinung spielen hierbei Eitelkeit und Prunksucht eine Hauptrolle. Man will die Sache grossartig und mit Pomp abmachen und Aufsehen im Lande erregen. So muss man freilich suchen, es dem Stolze aller seiner Mitbürger zuvor zu thun. Um diesen Zweck zu erreichen, braucht man Zeit, damit man die für solche enorme Ausgaben nöthige Geldsumme aufbringen kann. Man scheut kein Opfer, gern veräussert man sein Eigenthum, und nicht selten sieht man, dass Familien sich ganz ruiniren, um nur einen Todten zu beerdigen. Confucius wollte es nicht, dass man, um die Pflichten der kindlichen Liebe zu erfüllen, sich so weit verleiten lassen sollte, sondern er rieth nur, dass man dem Begräbniss seiner Verwandten sein halbes Vermögen opfern dürfe. Die jetzige Dynastie hat Verordnungen gegeben, um diesen übertriebenen und unnützen Ausgaben Schranken zu setzen; aber diese Gesetze scheinen sich nur auf die Mandschu zu beziehen, denn die Chinesen folgen in dieser Hinsicht immer noch ihren alten Gebräuchen.

Nachdem man den Körper in den Sarg gelegt hat, kommen die Verwandten und Freunde des Todten zu bestimmten Stunden zusammen, um mit einander zu weinen und Schmerz und Bedauern auszudrücken. Wir haben mehrmals solchen Leichenfeierlichkeiten beigewohnt, bei denen die Chinesen mit wahrhaft bewundernswerther Geschicklichkeit ihr ausserordentliches Talent im Verstellen entwickeln. Männer und Weiber versammeln sich in besonderen Zimmern. Bis der Augenblick zum Weinen kommt, ist man damit beschäftigt, Thee zu trinken, zu rauchen, zu schwatzen, zu lachen, aber so ausgelassen und ungenirt, dass man es kaum glauben möchte, eine Gesellschaft von Klageleuten vor sich zu haben. Ist die Stunde gekommen, so macht der nächste Verwandte des Todten die Versammlung darauf aufmerksam, und man stellt sich im Kreise um den Sarg. Die Unterhaltung geht laut ihren Gang, bis man ein Zeichen gibt; dann fängt das Klagen an, und die Gesichter, welche eben noch so lustig und heiter waren, nehmen sogleich den Ausdruck des Schmerzes und der Trostlosigkeit an. Man richtet die zärtlichsten Worte an den Todten, jeder hält ihm einen Monolog, der von Seufzen und Schluchzen unterbrochen wird. Das Ausserordentlichste und Unbegreiflichste aber ist, dass Thränen, aber wirkliche Thränen im eigentlichen Sinne des Wortes reichlich dabei fliessen. Die Leute klagen und jammern so natürlich, dass man sie für untröstlich halten möchte, aber sie sind nur geschickte Comödianten mit all ihrem Schmerz und ihrer Trauer. Auf ein gegebenes Zeichen hört alles plötzlich auf, man braucht nur mit der Hand über die Augen zu fahren, und der Thränenquell ist versiegt. Man seufzt und schluchzt gar nicht einmal bis zu Ende, wenn man wieder von vorn angefangen hat; jeder nimmt seine Pfeife, und die unvergleichlichen Chinesen kehren lachend zu Thee und Unterhaltung zurück. Niemand wohl möchte es glauben, dass sie eben erst heisse Thränen vergossen.

Wenn die Reihe an die Frauen kommt, sich um den Sarg zu stellen, so wird das Stück mit einer Vollkommenheit ausgeführt, die nichts zu wünschen übrig lässt. Alle diese erheuchelten Schmerzen haben ein solches Gepräge von Aufrichtigkeit, die Thränen fliessen so reichlich, die Seufzer sind so aus tiefster Brust, die Stimme wird so sehr von Schluchzen unterbrochen, dass man bei aller Ueberzeugung, dass man eine reine Maskerade vor sich hat, sich nicht enthalten kann, beim Anblick der armen Frauen, welche in Thränen zerfliessen und dem wahrsten und tiefsten Schmerze zu erliegen scheinen, von Mitleid ergriffen zu werden.

Die Chinesen unterlassen nicht, bei einer Menge von Umständen die staunenswerthe Leichtigkeit auszubeuten, mit welcher sie bei kaltem Blute trostlos zu erscheinen und gleich Thränen eine Unmasse Wasser zu vergiessen verstehen, von dem man nicht weiss, wo sie es hernehmen. Obgleich sie alle vollkommen eingeweiht sind in diese Mittel sich einzuschmeicheln und ihren Einfluss geltend zu machen, so kommt es doch trotzdem immer noch oft genug vor, dass sie sich gegenseitig täuschen und anführen. Namentlich mit Fremden haben sie leichtes Spiel und erlangen glänzende Erfolge. Missionare, die eben erst nach China kommen und noch nicht Zeit genug gehabt haben, diese biegsamen Naturen, diese Charaktere zu studieren, welche es so geschickt verstehen, der Reihe nach und wie es ihnen gerade beliebt, die entgegengesetztesten Gefühle auszudrücken, denken oft, sie haben es mit den gefühlvollsten und empfänglichsten Menschen zu thun, bald jedoch bemerken sie, dass in ihren Thränen wie in ihrer Sprache alles Lug und Trug ist. Aufrichtigkeit und Herzlichkeit sind zwei Gefühle, die man sehr selten bei den Chinesen findet.

Die Reichen im himmlischen Reiche entfalten bei Beerdigungen viel Prunk und Luxus. Sie laden so viel als möglich Verwandte und Freunde ein, um einen grossartigen Leichenzug zu Stande zu bringen. Alle Trauerkleider für die Leichenbegleiter muss die Familie des Verstorbenen schaffen, welche ausserdem noch verpflichtet ist, mehrere Tage lang ihnen grosse Gastereien zu geben. Ferner beruft man eine grosse Anzahl Musiker und Klageweiber; denn obgleich in China jedermann geschickt genug ist, Thränen nach Belieben zu vergiessen, so gibt es doch auch Klageweiber von Profession, welche die Kunst zu schluchzen und zu seufzen so weit als möglich gebracht haben. Sie folgen dem Sarge mit fliegenden Haaren, in langen weissen Gewändern, welche an den Hüften mit Hanfseilen festgegürtet sind. Ihr Klaggeschrei begleitet der Lärm der Gongs, die scharfen und schneidenden Misstöne musikalischer Instrumente, und das unaufhörliche Knattern der Schwärmer. Man behauptet, dass diese plötzlichen Explosionen und der Pulvergeruch die Dämonen erschrecken und verhindern sollen, sich der armen Seele des Verstorbenen zu bemächtigen, welche jederzeit dem Sarge folgt; und da die bösen Geister im Rufe stehen, sehr habsüchtig zu sein und grosse Liebe für den Reichthum zu haben, so sucht man sie an ihrer schwachen Seite anzugreifen. Man lässt desshalb längs des Weges eine beträchtliche Menge Sapeken und Bankzettel fallen, die der Wind

nach allen Seiten davon führt. Doch ist dieses Geld nur eine List und besteht in nichts, als ganz einfachen weissen Papierstückchen. Da aber die Dämonen in China viel weniger pfiffig sind, als die Menschen, so lassen sie sich durch diese List ausserordentlich leicht fangen. Während sie nun diesen falschen Schätzen nachlaufen, kann die Seele des Todten ihre Unaufmerksamkeit sich zu Nutze machen und ruhig den Sarg begleiten, ohne aufgehalten zu werden.

Die chinesischen Skeptiker lassen bei ihren Beerdigungen sehr gern die Bonzen und Tao-sse wegfallen. Da sie im Leben schon nichts von Religion wissen wollen, so folgern sie mit logischer Strenge daraus, dass nach dem Tode dieselbe ihnen erst recht unnütz und werthlos ist. Die Schüler des Confucius namentlich würden nur schwer die Nothwendigkeit der Gebete und Opfer für die Todten zulassen, denn ihr Glaube, den sie offen und frei bekennen, ist, dass der Mensch ganz und gar stirbt, und dass die Seele ebenso gut wie der Körper erlischt und in gleicher Weise in Nichts zerfällt. Die Bonzen jedoch werden manchmal zu Beerdigungen eingeladen, der grösseren Pracht wegen, die durch ihre Gegenwart nothwendig gesteigert wird. Wir haben in der Umgegend von Peking das Leichenbegängniss eines hohen Würdenträgers des Reiches gesehen, welchem alle Lamas, Bonzen und Tao-sse beiwohnten, die man in der Gegend hatte auftreiben können. Jeder machte die Ceremonien auf seine Weise und sang die Gebete seines Cultus. Es war die ächte Verwirklichung der berühmten Formel: *San-kiao, y-kiao*, die drei Religionen sind nur eine.

Die Chinesen haben die Gewohnheit, den Todten Speisen vorzusetzen und manchmal grosse Schmausereien zu geben. Man setzt diese Speisen vor den Sarg, so lange man ihn noch im Hause hat, oder auf das Grab nach der Beerdigung. Was denken sich wohl die Chinesen bei dieser Ceremonie? Viele Leute haben geglaubt und geschrieben, dass nach ihrer Ansicht die Seelen der Verstorbenen es liebten, sich von den zartesten und feinsten Theilen, so zu sagen der Quintessenz der Speisen zu nähren, die man ihnen vorsetzt. Wir meinen aber nicht, dass die Chinesen so verstandlos sind, dass sie die Dummheit bis zu einem solchen Grade trieben. Die Menge beobachtet die Gebräuche maschinenmässig, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben; was aber diejenigen betrifft, welche über das nachdenken, was sie thun, so glauben wir nicht, dass sie sich in dieser Beziehung einer so groben Täuschung hingeben werden. Wie könnten z. B. die Confucianer glauben, dass die Todten zurück kämen, um zu essen, da sie eine vollständige Vernichtung des Körpers und der Seele annehmen? Eines Tages fragten wir einen uns befreundeten Mandarinen, der vor dem Sarge eines verstorbenen Collegen ein grossartiges Mahl dargebracht hatte, ob er glaube, dass die Todten Nahrung brauchten? — Wie könnt ihr mir einen solchen Gedanken unterlegen? antwortete er erstaunt; mein Verstand sollte so beschränkt sein, dass ich nicht sähe, es sei dies eine Thorheit? — Was ist denn aber der Zweck bei solchen Todtenmahlen? — Wir wollen damit das Andenken unserer Verwandten und Freunde ehren, wir wollen ihnen bezeugen, dass sie immer noch in unserer Erinnerung leben,

und dass es uns Vergnügen macht, sie zu traktiren, gleich als wenn sie noch lebten. Wer möchte so unsinnig sein, zu glauben, dass die Todten Nahrung brauchten? Der gemeine Mann erzählt sich allerhand Fabeln; aber wer weiss auch nicht, dass dumme und unwissende Menschen jederzeit leichtgläubig sind?

Wir glauben recht gern, dass in China nur einigermassen gebildete Leute, welche daran gewöhnt sind zu denken, dieselbe Ansicht wie dieser Mandarine von Ceremonien haben, mit denen der gemeine Mann abergläubische Ideen verknüpft.

Der Cultus der Vorfahren, welcher ehemals so lange und beklagenswerthe Streitigkeiten zwischen Jesuiten- und Dominicaner-Missionaren veranlasste, hat grosse Aehnlichkeit mit den Opfergaben, die man den Todten darbringt. Die Chinesen hatten zu allen Zeiten den Gebrauch, im Innern des Hauses ein Plätzchen für die Verehrung der Vorfahren zu bestimmen. Bei Fürsten, bei Grossen, bei Mandarinen und bei allen, welche reich genug sind, um eine grosse Anzahl Zimmer zu besitzen, gibt es eine Art Haustempel, in welchem sich Tafeln befinden, auf die man die Namen der Vorfahren eingräbt, vom ältesten bekannten Stammvater der Familie bis zum zuletzt Verstorbenen. Bisweilen findet man auch blos eine Tafel für den ältesten Ahnen, weil man annimmt, dass er alle übrigen repräsentire. In diesen Haustempel begeben sich alle Glieder der Familie, um die von den Riten vorgeschriebenen Ceremonien abzuhalten, Wohlgerüche anzuzünden, Opfergaben zu spenden, und sich niederzuwerfen. Sie gehen stets dahin, wenn es sich um eine wichtige Unternehmung handelt, um eine empfangene Gunst, um ein erlittenes Unglück. Mit einem Worte, sie müssen die Vorfahren mit allem Glück und Unglück bekannt machen, das sie betroffen hat. Die Armen, und diejenigen, welche kaum so viel auftreiben können, um die Lebenden unterzubringen, begnügen sich damit, die Vorfahren auf ein Bretchen oder in eine Zimmerecke zu stellen. Ehemals hatte selbst in Kriegszeiten der Feldherr in seinem Zelte einen Platz für die Ahnentafel; beim Beginn der Belagerung einer Stadt, am Vorabende einer Schlacht, sobald ein wichtiges Ereigniss im Werke war, warf er sich an der Spitze seiner Offiziere vor der Tafel nieder und benachrichtigte die Vorfahren von der Lage der Dinge.

Diese Gebräuche, welche einige Missionare duldeten als rein civile Huldigungen, die man dem Andenken der Vorfahren weihte, wurden von andern getadelt, welche in diesen Ceremonien nichts als abergläubischen Cultus sahen. Daher entstanden die beklagenswerthen Streitigkeiten, welche zu jener Zeit den Erfolg der Missionen vollständig lähmten. Die Frage war wirklich schwer zu entscheiden. Da die Anhänger und Gegner der den Vorfahren und dem Confucius erwiesenen Ehren nicht zweifelten, dass ihre Ansichten sich auf die vortrefflichsten Beweise stützten, so verschlimmerte sich der Streit, und alles liess ahnen, dass Friede und Eintracht für die Zukunft in den neuen Christengemeinden eine Unmöglichkeit sei. Aber Rom, dieser höchste und in den Augen jedes guten Katholiken untrügliche Gerichtshof, machte dem Streite schnell ein Ende, verdammte den Cultus der Vorfahren und des Confucius und ergriff wirksame Massregeln,

um der Wiederkehr solcher unglücklicher Streitigkeiten vorzubeugen, welche den Missionen Chinas weit mehr schadeten, als die heftigsten Verfolgungen der Mandarinen.

Die gewöhnliche Dauer der Trauer für Vater oder Mutter soll drei Jahre betragen. Zu Gunsten der Regierungsbeamten ist sie auf siebenundzwanzig Monate reducirt worden. Während dieser Zeit darf man kein öffentliches Amt verwalten. Ein Mandarine muss seine Stelle aufgeben, ein Staatsminister der Verwaltung der Geschäfte entsagen, um zurückgezogen zu leben. Man darf keinen Besuch abstatten, und die officiellen Beziehungen zur Welt sind abgebrochen. Jedes Jahr feiert man wenigstens einmal ein Erinnerungsfest am Grabe der Vorfahren. Alle Nachkommen einer Familie, Männer, Weiber und Kinder, finden sich pünktlich ein. Man reinigt das Grabmal, dann schmückt man den Fussboden mit Papierschnitzeln von verschiedenen Farben, und wirft sich in vorgeschriebener Weise nieder, man zündet Wohlgerüche an, und stellt auf den Rasen oder auf die Leichensteine kleine Gefässe, welche mehr oder weniger ausgesuchte Speisen enthalten. So tief auch der Skepticismus der heutigen Chinesen steht, so ist es doch unbestreitbar, dass diese Gebräuche auf dem Glauben an ein zukünftiges Leben beruhen. „Fast alle Menschen, sagt Bossuet, opferten den Manen, d. h. den Seelen der Todten; daraus sieht man, wie alt der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist, und dass man diese unter die ältesten Traditionen des Menschengeschlechts zu zählen hat.“ *)

In allen liturgischen Vorschriften für Leichenbegängniss, Trauer und Opfer vor den Tafeln und Gräbern der Ahnen erkennt man leicht die Vergötterung des grossen Principes der kindlichen Liebe, der Basis der chinesischen Gesellschaft. Es giebt keine Gebräuche und Ceremonien, welche, in der Nähe betrachtet, nicht den Zweck zu haben scheinen, dem Geiste des Volkes Achtung vor dem väterlichen Ansehen einzuflössen. Dieses Streben tritt namentlich deutlich vor Augen in den zahlreichen Hochzeitsceremonien. Wir wollen einige Einzelnheiten über diesen Gegenstand beifügen, aus denen man ersehen wird, welcher ausserordentliche Einfluss der väterlichen Macht durch die Sitten und Gesetze des Landes gegeben ist.

Es ist ein unbestreitbarer Grundsatz in China, dass die Aeltern oder in ihrer Ermangelung die Grossältern oder endlich die nächsten Verwandten bei der Verheirathung der Kinder die absoluteste Macht haben, welcher diese sich in keinem Falle entziehen können. Die Chinesen verheirathen sich sehr jung, was den Gebräuchen des Alterthums und den Vorschriften im „Buche der Riten“ zu widersprechen scheint. Diese canonische Schrift setzte die Alterseintheilung des Menschen folgendermassen fest: „Bei Menschen von zehn Jahren ist das Gehirn so schwach wie der ganze Körper, und sie können sich höchstens mit den ersten Elementen der Wissenschaften beschäftigen. Menschen von zwanzig Jahren haben noch nicht hinlängliche Kraft; sie sehen kaum die ersten Strahlen der Vernunft. Da sie jedoch anfangen Männer zu werden, so muss man ihnen den

*) *Discours sur l'histoire universelle.*

Manneshut geben. Mit dreissig Jahren wird der Mann erst wahrer Mann, er wird stark, kräftig, und in diesem Alter darf er heirathen. Einem Manne von vierzig Jahren kann man mittlere Magistratsämter anvertrauen, und einem Manne von funfzig Jahren die schwierigsten und umfassendsten Stellen. Mit sechszig Jahren altert man, und besitzt nur noch Klugheit ohne Kraft, so dass Leute von diesem Alter selbst nichts mehr thun, sondern nur vorschreiben dürfen, was sie wollen, dass man ihnen thun solle. Ein Siebzigjähriger, dessen Körper- und Geisteskräfte von nun an geschwächt und ohnmächtig sind, muss den Kindern die Sorge für die Hausgeschäfte überlassen. Völlig abgelebt ist man bei achtzig und neunzig Jahren, Leute in diesem Alter sind wie Kinder dem Gesetze nicht mehr unterworfen, und wenn sie hundert Jahr alt werden, so dürfen sie sich nur noch damit beschäftigen, das wenige Leben zu erhalten, das ihnen noch übrig ist."

Nach dem Buche der Riten hatte das ehrwürdige Alterthum die Ansicht, dass das Alter von dreissig Jahren zum Heirathen das angemessenste ist; aber heutigen Tages haben die Chinesen, die ohne Zweifel schneller reif werden als sonst, in dieser Beziehung die alten Gebräuche ganz vergessen. Nichts ist gewöhnlicher, als Heirathen abzuschliessen, viel früher, als die, welche sie abschliessen, das mannbare Alter erreicht haben. Auch kommt es oft vor, dass die Aeltern ihre Anordnungen hierzu treffen, ehe die zukünftigen Gatten geboren sind. Zwei Freunde versprechen sich, im grössten Ernste und eidlich, durch Verheirathung die Kinder zu vereinigen, welche ihnen noch geboren werden sollen, wenn sie von verschiedenem Geschlechte sind, und die feierliche Ceremonie bei diesem Versprechen besteht darin, dass sie ihr Kleid zerreissen und sich gegenseitig ein Stück davon geben. Es ist klar, dass Heirathen, welche auf diese Weise geschlossen werden, schwerlich auf Harmonie und Sympathie der Charaktere beruhen. Andere Heirathen geben übrigens keine grössere Garantie, weil man sich gewöhnlich heirathet, ohne sich gesehen zu haben, und der blosse Wille der Aeltern der Grund zur ehelichen Vereinigung ist.

Bei Verheirathungen in China bekommt nicht nur die Tochter keine Ausstattung, sondern man muss sie auch noch kaufen und den Aeltern eine im Voraus festgesetzte Summe Geldes für sie zahlen. Von dieser Kaufsumme bezahlt man einen Theil, nachdem der Contract unterzeichnet ist, und das übrige einige Tage vor der Hochzeitsfeier. Ausser diesem Gelde machen die Aeltern des Bräutigams den Aeltern der Braut Seidenstoffe, Reis, Früchte, Wein u. s. w. zum Geschenk. Wenn die Aeltern das Geld und die Geschenke annehmen, so hält man den Vertrag für gültig, und man kann sein Wort nicht zurücknehmen. Obgleich die junge Frau nicht ausgestattet wird, so ist es doch gewöhnlich, wenn sie keine Brüder hat, dass ihre Aeltern ihr aus blosser Freigebigkeit eine mehr oder weniger werthvolle Ausstattung geben. Manchmal lässt auch in solchem Falle der Schwiegervater den Schwiegersohn zu sich kommen und macht ihn zum Erben eines Theiles seines Vermögens. Aber das Uebrige muss er Einem aus seiner Familie und seines Namens ver-

machen, wenn er anders die Ceremonien vor der Ahnentafel erfüllen will. Diese Ceremonie ist in den Augen der Chinesen so wichtig, dass sie zu Adoptionen Veranlassung gegeben hat. Wer keine männlichen Nachkommen hat, adoptirt oder kauft vielmehr ein Kind, welches den Adoptivvater für den wirklichen Vater anerkennt. Es nimmt seinen Namen an und nach seinem Tode muss es um ihn trauern. Hat der Adoptivvater Kinder, so gilt doch die Adoption fort, und der Adoptirte hat Anspruch auf einen gleichen Vermögensantheil mit den übrigen Kindern.

Alle Heirathen werden durch Unterhändler und Unterhändlerinnen abgemacht, bald von Seiten des Mannes, bald von Seiten der Frau. Sie nehmen unentgeltlich die Unterhandlungen und alle Vorbereitungen auf sich. Man hält es sogar für eine Ehre, wenn man für würdig gehalten wird, so delicate Functionen zu erfüllen.

Wir glauben nicht, dass die Polygamie in China gesetzlich bestimmt ist. Früher war es nur Mandarinen und vierzigjährigen Männern, welche keine Kinder hatten, erlaubt, Nebenfrauen, oder wie der Chinese sagt, kleine Frauen zu nehmen. Das Buch der Riten schreibt selbst die Strafen vor, welche bei der Uebertretung dieses Gesetzes in Anwendung kommen sollen. „Ein Mann, der im Concubinate lebt, steht dort, soll hundert Ruthenstreiche auf den Rücken bekommen.“ Aber diese Gesetze stehen nur in den Büchern, und heutigen Tages kann jeder so viel Nebenfrauen haben, als er will. Sein Wille kennt keine anderen Gränzen, als seine Vermögensverhältnisse, und selbst die nicht immer.

Wie gross auch die Zahl der Nebenfrauen sein mag, man kann immer nur eine gesetzliche Frau haben, welche Herrin des Hauses ist und der alle übrigen untergeordnet sind. Die Kinder der Nebenfrauen erkennen die gesetzliche Frau ihres Vaters als ihre Mutter an; sie trauern nicht um ihre natürliche Mutter, an jene aber verschwenden sie alle Beweise von Achtung, Liebe und Gehorsam. Die Nebenfrau steht so tief und in solcher Abhängigkeit, dass sie der gesetzlichen Frau pünktlich in Allem Folge leisten muss, was sie ihr befiehlt. Sie redet den Herrn des Hauses nie anders als mit dem Namen Familienvater an.

Die Nebenfrauen dürfen ihren Mann aus keinem Grunde verlassen. Sie sind ganz einfach das Eigenthum dessen, der sie gekauft hat; aber der Mann kann sie verstossen, fortjagen, verkaufen, wenn es ihm gefällt; kein Gesetz verbietet es ihm. „Wenn jemand, sagt das Gesetzbuch, seine gesetzliche Frau ohne Grund fortjagt, so wird er gezwungen, sie wieder zu nehmen, und bekommt achtzig Stockschläge.“ Das Gesetz sagt nichts von der „kleinen Frau“, und dieses Schweigen gibt dem Chinesen das Recht, sie nach Laune zu behandeln.

Wenn sich die Chinesen verheirathen, so haben sie dabei die Ansicht, dass sie ein unauflösliches Band schliessen, und die geschriebenen Gesetze des Reiches bestätigen in diesem Punkte die allgemeine Ueberzeugung. Sie belegen mit strengen Strafen verheirathete Personen, welche offen und frei die Pflichten ihres Standes verletzen. Jedoch lassen sie in einigen Fällen die Ehescheidung zu,

aber es ist zu bemerken, dass die Gesetzgebung in diesem Punkte ganz auf Seiten des Mannes ist. Wie in allen heidnischen Gesellschaften, ist die Frau immer Sklavin oder Opfer des Mannes; das Gesetz beschäftigt sich nicht mit ihr, oder wenn es von ihr spricht, so geschieht dies nur, um sie an ihre unterwürfige Stellung und daran zu erinnern, dass sie nur desshalb da ist, um zu gehorchen und zu leiden.

Unter den gesetzlich anerkannten Heirathsverboten sind einige sehr interessant, welche Magistratspersonen betreffen. Das Gesetz z. B. verbietet dem Mandarinen jede Art von Verbindung in der Provinz, in welcher er ein öffentliches Amt bekleidet. Wenn ein Civil-Mandarine (die Militärbeamten sind ausgenommen) sich verheirathet oder eine Nebenfrau nimmt in dem Lande, wo er angestellt ist, so wird er zu achtzig Stockschlägen verurtheilt und seine Heirath für ungültig erklärt. Wenn der Mandarine die Tochter eines Mannes heirathet, über dessen Process er zu entscheiden hat, so bekommt er doppelt so viel Schläge, und die Unterhändler werden ebenso bestraft. Die Frau wird ihren Aeltern zurückgeschickt und die Hochzeitsgeschenke verfallen dem Staatsschatze.

Wir wollen nicht zu einzeln auf die Formalitäten und Ceremonien eingehen, welche bei Hochzeitsfeierlichkeiten gebräuchlich sind. Man unterscheidet sechs Hauptriten, welche aber nur in vornehmen Familien streng beobachtet werden, und von denen sich die Leute niedern Standes frei machen. Der erste Ritus ist, dass man sich über die Heirath verständigt; der zweite: man fragt nach dem Namen des Mädchens, dem Monat und Tage ihrer Geburt, denn die Etikette verlangt durchaus, dass das Mädchen dem Manne, welchem man sie bestimmt, vollständig unbekannt sei; der dritte: man befragt die Wahrsager über die künftige Heirath und bringt die glückliche Aussage den Aeltern des Mädchens; der vierte: man überreicht Seidenstoffe und andere Geschenke als Pfand für die Absicht, die man hat, die Heirath auszuführen; der fünfte: man bestimmt den Tag der Hochzeit, und endlich der sechste: man geht der Braut entgegen, um sie in das Haus des Gatten zu führen. Die Ausführung dieser Riten wird von beiden Familien mit einer Menge einzelner Gebräuche begleitet, welche zu unterlassen man nicht wagen würde. Die Briefe, die man sich schickt, die Worte, die Begrüssungen, alles ist im Voraus bestimmt nach den Regeln der ausgesuchtesten Höflichkeit. Aber die Rolle, welche bei allen diesen Feierlichkeiten die Familie der jungen Gattin spielt, trägt immer einen tieferen Charakter von Demuth und Bescheidenheit. Wenn man nach dem Namen des Mädchens fragt, muss der Vater folgendermassen antworten: Ich habe mit Hochachtung die Zeichen der Güte entgegengenommen, die ihr mir beweist. Daran, dass ihr meine Tochter würdiget, die Gattin eures Sohnes zu werden, erkenne ich, dass ihr meine „arme und eingezogene Familie“ mehr achtet, als sie es verdient. Meine Tochter ist unwissend und geistlos, und ich habe es nicht verstanden, sie gut zu erziehen; indess mache ich mir einen Ruhm daraus, euch in diesem Falle zu „gehorchen“. Ihr werdet auf einem besondern Blättchen den Namen meiner Tochter und ihrer Mutter und den Tag ihrer

Geburt geschrieben finden. — Wenn er die Geschenke empfängt und den zur Hochzeitsfeierlichkeit bestimmten Tag erfährt, antwortet er folgendermassen: Ich habe eure letzte Entschliessung vernommen. Ihr wollt, dass die Hochzeit stattfinde; ich bedaure nur, dass meine Tochter so wenig Verdienst besitzt und nicht die gewünschte Erziehung genossen hat. Ich fürchte, sie ist zu nichts zu gebrauchen; indess da die Wahrsager Glück prophezeiten, so wage ich nicht, ungehorsam zu sein; ich nehme euer Geschenk an; ich begrüsse euch und willige in den zur Hochzeit bestimmten Tag ein. Ich werde für alles sorgen, was nöthig ist.

An dem festgesetzten Tage zieht der junge Ehemann prächtige Kleider an. Haben sich die Verwandten im Haustempel der Vorfahren versammelt, so kniet man nieder und wirft sich mit dem Gesicht zu Boden. Wohlgerüche brennen vor der Ahnentafel; man theilt ihnen das wichtige Familienereigniss mit. Nun ladet der Ceremonienmeister den Vater ein, Platz zu nehmen auf einem Stuhle, der für ihn zurecht gesetzt ist. Wenn er sich gesetzt hat, empfängt der Bräutigam knieend einen Becher Wein, giesst einige Tropfen als Opfer auf den Boden, und verbeugt sich, ehe er trinkt, viermal vor seinem Vater; dann tritt er näher an den Stuhl heran und empfängt knieend seine Befehle. Geh, mein Sohn, sagt der Vater zu ihm, hole deine Gattin, benehmet euch in allen Dingen klug und weise. Der Sohn wirft sich viermal vor seinem Vater nieder und verspricht zu gehorchen; hierauf steigt er in einen Palankin, der an der Thür des Hauses bereit steht. Seine Freunde und zahlreiche Diener gehen mit Laternen in glänzenden Farben vor ihm her, ein Gebrauch, den man beibehalten hat, weil ehemals alle Verheirathungen bei Nacht stattfanden. Ist er am Hause seiner Braut angekommen, so bleibt er an der Thür des zweiten Hofes stehen, und wartet, bis sein Schwiegervater ihn holt und hineinführt.

Im Hause der Braut beobachtet man dieselben Ceremonien, die wir eben beschrieben haben. Nachdem die Braut die gewöhnliche Libation dargebracht und den Becher Wein getrunken hat, kniet sie vor ihrem Vater nieder, der sie ermahnt, pünktlich den Befehlen ihres Schwiegervaters und ihrer Schwiegermutter zu gehorchen. Dann setzt ihr die Mutter einen Kranz auf das Haupt, an dem ein langer Schleier hängt, welcher das ganze Gesicht bedeckt. Sei guten Muthes, meine Tochter, sagt sie zu ihr, und unterwirf dich stets dem Willen deines Gatten.

Nun holt man feierlich den Bräutigam, der am Eingange des zweiten Hofes wartet. Der Zug geht vorwärts, und wenn man in die Mitte des Hofes gekommen ist, so kniet der Bräutigam nieder und überreicht seinem Schwiegervater eine wilde Ente, welche der Ceremonienmeister zur Braut trägt. Endlich treffen sich die beiden Gatten das erste Mal; sie begrüssen sich sehr ernst und verneigen sich tief vor einander. Dann knieen sie nieder, um zusammen Himmel und Erde anzuflehen. Diese Handlung scheint der Hauptpunkt der Ceremonie und gewissermassen das Symbol des Ehebundes zu sein. Will man bezeichnen, dass sich jemand verheirathet hat, so sagt man gewöhnlich: er hat Himmel und Erde

angebetet. Nachdem sie einige Augenblicke auf den Knieen gelegen haben, wird die Braut in einen Palankin geführt, der mit rosenrothem Taffet ausgeschlagen ist. Der Bräutigam steigt ebenfalls in seinen Palankin und der Zug setzt sich in Bewegung. Die Zahl der begleitenden Personen ist bedeutend gewachsen; denn ausser den Laternen, von denen wir schon gesprochen haben, trägt man alles, was zum Hausrath gehört, als Betten, Tische, Stühle u. s. w.

Ist der Bräutigam an der Thür seines Hauses angelangt, so steigt er aus dem Palankin und bittet seine Braut einzutreten. Er geht vor ihr her und tritt in den innern Hof, wo das Hochzeitsmahl bereit steht; dann nimmt die Braut den Schleier ab und begrüsst ihren Mann; der Bräutigam begrüsst sie seinerseits, sie reichen sich beide die Hände, der Bräutigam an der Nordseite, die Braut an der Südseite der Halle. Ehe man sich zu Tische setzt, kniet die junge Gattin viermal vor ihrem Manne nieder, welcher dasselbe zweimal vor ihr thut. Nun setzen sie sich einander gegenüber an den Tisch. Ehe sie essen und trinken, spenden sie Wein und setzen als Opfergabe für die Vorfahren Fleisch besonders hin.

Nachdem sie einige Gerichte in tiefstem Schweigen verzehrt haben, steht der Mann auf, ladet seine Frau ein zu trinken und setzt sich sogleich an den Tisch. Die Frau macht es dann ihrerseits ebenso mit dem Manne, und zu gleicher Zeit bringt man zwei Tassen voll Wein. Sie trinken davon und thun den Rest in eine einzige Tasse, theilen diesen unter sich und trinken ihn aus.

Unterdessen gibt der Vater des jungen Ehemannes seinen Verwandten in einem benachbarten Zimmer ein grosses Festmahl. Die Mutter der jungen Frau gibt auch ihrerseits ein solches den eingeladenen Frauen. Der ganze Tag ist ein langes Fest, bei dem es etwas heiterer und lustiger hergeht, als zwischen den Neuvermählten. Am folgenden Tage begibt sich die junge Frau mit Hochzeitskleidern angethan und von ihrem Gatten und einem weiblichen Ceremonienmeister, welcher zwei Seidenstoffe trägt, in den zweiten Hof des Hauses, wo Schwiegervater und Schwiegermutter, jedes an einem besonderen Tische, ihren Besuch erwarten. Die Neuvermählten begrüssen sie und fallen viermal vor ihnen nieder; hierauf zieht sich der Mann in einen benachbarten Saal zurück, während seine Frau den Schwiegerältern die Seidenstoffe überreicht. Der Rest des Tages und die folgenden Tage werden auf Besuche verwandt. Die junge Frau muss alle Verwandten ihres Mannes begrüssen, indem sie viermal vor ihnen niederkniet. Ebenso macht es der Mann bei den Verwandten seiner Frau.

Das ist kurz zusammengefasst das Ceremoniell der chinesischen Hochzeiten. Wir haben die Beobachtung gemacht, dass in China jedermann hohe Achtung vor diesem feierlichen Akte im Menschenleben an den Tag legt. Wenn der Zug einer reichen oder armen Hochzeit irgend wo vorüber geht, muss man bei Seite treten. Die Mandarinen, selbst die, welche die höchsten Würden begleiten, bleiben mit ihrem Gefolge stehen. Sind sie zu Pferde, so verlangt es die Höflichkeit, dass sie absteigen, um dem jungen Ehepaare ihre Ehre zu erweisen.

Es ist wohl überflüssig zu bemerken, dass die chinesischen Heirathen selten glücklich sind. Friede und Einigkeit finden sich kaum in einem Haushalte. Abgesehen von den mancherlei Gründen zu Eifersucht und Zwietracht, welche nothwendig entstehen müssen, wenn Nebenfrauen in einem Hause sind, begreift man leicht, dass es ein sehr glücklicher Zufall sein müsste, wenn die beiden Gatten, die sich vor der Verheirathung gar nicht einmal kannten, sich vertragen könnten. Abneigung zeigt sich sehr bald, und nach und nach entsteht unbesiegbarer Widerwille und tiefer Hass. Daher gibt es immerwährend Zank und Streit, ja oft blutigen Kampf. Mit seltenen Ausnahmen ist die Frau fast stets das Opfer. Unaufhörliche Entbehrungen aller Art, Schimpfreden, Schmähungen und manchmal Schläge, die sie ganz geduldig hinnehmen muss, sind ihr Loos. An gewissen Orten ist es so an der Tagesordnung und gehört gewissermassen zum guten Ton seine Frau zu prügeln, dass die Ehemänner sich wohl hüten würden, es daran fehlen zu lassen. In diesem Punkte nachlässig zu sein, das hiesse, sich offen als Narr erklären, seine Würde als Mann blossstellen und jedermann merken zu lassen, dass man es schlecht versteht, seine Vorrechte zu benutzen.

Eines Tages waren wir bei einer chinesischen Familie, die wir näher kannten. Es hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft um eine junge Frau versammelt, welche in den letzten Zügen lag. Wenige Tage vorher noch war sie ein Bild von blühender Gesundheit. Jetzt aber war sie gar nicht mehr zu erkennen, so blutig und zerschlagen war ihr Gesicht; sie konnte sich nicht rühren und kein einziges Wort sprechen. Ihre in Thränen gebadeten Augen und die heftigen Schläge ihres Herzens zeigten an, welche fürchterlichen Schmerzen sie auszustehen hatte. Wir fragten nach der Ursache dieses herzzerreissenden Anblicks. — Ihr Mann, antwortete man, hat das arme Wesen in diesen grässlichen Zustand gebracht. — Der Mann stand dabei, düsteren Blickes und schweigend, fast stumpfsinnig, die Augen auf das unglückliche Opfer geheftet. — Was hat dich so weit getrieben? fragten wir; was hat denn deine Frau begangen, dass du sie so behandelt hast? — Nichts, nichts, antwortete er mit schluchzender Stimme, sie hat keinen Vorwurf verdient; seit zwei Jahren, wie ihr wisst, sind wir verheirathet und haben immer friedlich gelebt. Seit einigen Tagen setzte ich mir etwas in den Kopf, ich bildete mir ein, man mache sich überall lustig über mich, weil ich meine Frau noch nie geprügelt hatte, und heute früh habe ich mich von dem schlechten Gedanken verleiten lassen. Jetzt gab sich der junge Mann, den wir nie einer solchen Thorheit für fähig gehalten hatten, zu spätem und unnützem Bedauern hin. Zwei Tage darauf starb die Arme, welche jederzeit ein Engel von Sanftmuth und Güte gewesen war, unter den fürchterlichsten Zuckungen.

Eigennutz ist oft der einzige Grund, welcher der Härte der Chinesen gegen ihre Gattinnen Schranken setzt. Behandeln sie dieselben mit Mässigung und Schonung, so geschieht dies oft aus Sparsamkeit; man erspart ein Lastthier, weil sie Geld kostet, weil man sie braucht, und weil man, wenn man sie todtschlägt, ihre Stelle durch eine andere besetzen muss. Diese scheussliche Berechnung

gehört in China nicht in's Bereich der Fabel. In einem grossen Dorfe nördlich von Peking waren wir Zeuge eines heftigen Zankes zwischen Eheleuten. Nachdem sie lange einander mit Beleidigungen und Schmähungen überhäuft und Dinge an den Kopf geworfen hatten, die keinen Schaden anrichten konnten, stieg ihr Zorn immer mehr und sie zerbrachen Alles im ganzen Hause. Mehrere Personen aus der Nachbarschaft wollten sie begütigen, aber vergebens. Endlich ergriff der Mann im Hofe einen ungeheuren Pflasterstein und stürzte wüthend auf die Küche los, wo seine Frau ihre Wuth am Geschirr ausliess und den Boden mit Porzellanscherben übersäete. Als man den Mann mit dem grossen Steine kommen sah, wollte Alles sich ihm widersetzen, um ein Unglück abzuhalten; aber es war zu spät, der Wüthende hatte seinen Stein gegen einen grossen gusseisernen Topf geschleudert und ihn zerschlagen. Da die Frau ihn nicht weiter überbieten konnte, so hatte der Streit ein Ende. Ein Spassvogel, der sich dabei befand, sagte lachend zu dem Ehemanne: Du bist ein Schwachkopf, lieber Bruder; wäre es nicht besser gewesen, deiner Frau den Kopf zu zerschlagen, als den Topf zu zerbrechen? Dann warst du sicher, Frieden im Hause zu haben. — Ich habe auch daran gedacht, antwortete kalt der zärtliche Gatte; aber das wäre sehr dumm gewesen. Um zweihundert Sapeken lasse ich meinen Topf ausbessern; um aber eine neue Frau zu kaufen, hätte ich eine weit grössere Summe gebraucht. — Eine solche Antwort darf den nicht überraschen, der China kennt.

Die Weiber im himmlischen Reiche sind so unglücklich, dass an manchen Orten die Aussicht auf die Leiden, welche sie in diesem Leben zu erdulden haben, ihnen die Hoffnung auf ein zukünftiges Leben gegeben hat. Es ist wahrhaft herzzerreissend, wie diese armen Opfer einer skeptischen und verderbten Civilisation sich inmitten ihrer Leiden bewegen, überall vergeblich Trost suchen, und weil sie die christliche Religion nicht kennen, sich lebhaft den lächerlichsten Ansichten der Seelenwanderung hingeben. Es hat sich eine Sekte von Frauen gebildet, welche sich die Enthaltsamen nennt und namentlich in den südlichen Provinzen sehr viele Theilnehmerinnen hat. Die Frauen dieses Ordens geloben, nie Fleisch oder Fisch oder sonst etwas Animalisches zu essen, und nur von Gemüsen zu leben. Sie glauben, dass nach dem Tode ihre Seele in einen andern Körper übergeht, und dass sie, wenn sie ihrem Gelübde treu gewesen sind, so glücklich sein werden, den Stand der Frauen zu verlassen und Männer zu werden. Die Hoffnung auf einen solchen Vortheil hilft ihnen die täglichen Kränkungen tragen und hält sie unter den Mühen aufrecht, die sie von ihren Männern zu leiden haben. Sie versprechen sich wahrscheinlich eine reiche Entschädigung nach jener Metamorphose, und man geht vielleicht in seinem Urtheil nicht zu weit, wenn man annimmt, dass einige unter ihnen schon im Voraus sich der Rache freuen, die sie nehmen wollten, wenn sie ihren Mann dann als Frau träfen.

Zu verschiedenen Zeiten des Jahres halten die Mitglieder des Ordens der Enthaltsamen Processionen nach gewissen Pagoden. Wir haben sie mehrmals getroffen, und es jammert einen in der Seele,

wenn man die armen Frauen, auf einen Stock gestützt und auf ihren kleinen Ziegenfüsschen hinkend, lange Pilgerfahrten machen sieht, in der Hoffnung, nach ihrem Tode sich an ihren Männern brav rächen zu können.

Siebentes Kapitel.

Abreise aus der Hauptstadt von Hu-pe. — Abschiedsbesuch beim Gouverneur der Stadt. — Zustand des Christenthums in Hu-pe. — Unannehmlichkeiten des Weges. — Keine Lebensmittel in einer Stadt dritten Grades. — Besuch im Palaste des Präfekten der Stadt. — Ein Verbrecher in Untersuchung. — Schreckliche Einzelvorgänge bei dem Gericht. — Der Kuan-kuen oder chinesische Bandit. — Art und Weise des Gerichtsverfahrens. — Strafgesetzbuch Chinas. — Allgemeine Betrachtungen über die chinesische Gesetzgebung. — Der strafgesetzliche und materialistische Charakter der Gesetzgebung. — Mangel an Genauigkeit in gewissen Gesetzen. — Solidaritätsprincip. — Gesetze für Beamte. — Organisation der Familie. — Wie man den Verbrechen steuert. — Ritualgesetze. — Eine Menge Köpfe von Dieben, welche an Baumzweigen aufgehängt sind.

Nachdem wir vier Tage im Garten des Westthores ausgeruht hatten, dachten wir daran, uns wieder auf die Reise zu machen, die gar kein Ende nehmen wollte. Kraft und Muth waren fast ganz erschöpft, und wir hatten noch mehr als dreihundert Meilen, in der heissesten Jahreszeit und immer nach Süden zu, zurückzulegen. Wir mussten all unser Vertrauen auf den Schutz der Vorsehung setzen, wenn wir Macao erreichen und nach so angestrengter Reise einige Ruhe und Erholung finden wollten.

Die Vorbereitungen zur Reise waren schon gemacht; man hatte unsere Palankine, welche durch Staub und Sonnenstrahlen gelitten hatten, ausgebessert und frisch lackirt. Die neue Escorte war schon bestimmt und unter den Befehl Lieu's, der Trauerweide, gesetzt worden, und Wei-schan, unser Diener, bemühte sich, unsere zukünftigen Reisebegleiter nach unserem Wunsche zu ziehen. Er hatte ihnen in seiner malerischen und bilderreichen Sprache an's Herz gelegt, dass sie sich mit aller Geschmeidigkeit biegen und schmiegen müssten, um nicht an unserer leicht verletzbaren Natur anzustossen.

Ehe wir die Hauptstadt von Hu-pe bestimmt verliessen, machten wir Seiner Excellenz dem Gouverneur der Provinz einen Abschiedsbesuch. Er empfing uns mit aller conventioneller Höflichkeit und Artigkeit; aber seine Sprache und sein Benehmen hatte nichts von dem Wohlwollen und der Herablassung, wodurch uns der achtungswerthe und vortreffliche Pao-hing, der Vicekönig der Provinz Sse-tschuen, so liebenswürdig geworden war. Wir unsrerseits waren auch klug und hielten uns streng an die Vorschriften des Rituals. — Reiset in Frieden, sagte er, und grüsste mit der Hand. — Bleiben Sie ruhig sitzen, antworteten wir, machten eine bescheidene Verbeugung mit dem Kopfe und gingen.

Wir waren höchstens eine halbe Stunde über die grosse und volkreiche Stadt U-tschang-fu hinaus, als wir in eine bergige Gegend kamen, deren rothaussehender Boden nach allen Seiten hin von einer Menge Fusspfade durchschnitten war. Das Terrain fiel uns auf, und wir glaubten es wieder zu erkennen. Es schien uns, als hätten wir im Anfange des Jahres 1840, als wir zum ersten Male das chinesische Reich durchreisten, heimlich und verstohlen die Krümmungen dieser unzähligen Hügel durchpilgert. Diese Erinnerung versenkte unsere Seele in unnennbare Traurigkeit. Um unserer Sache gewiss zu sein, fragten wir einen der Palankinträger nach dem Namen des Landes, welches wir durchreisten. Hung-schan, antwortete er, d. h. der rothe Berg. Es war also richtig, dieser Name war tief in unser Gedächtniss eingegraben.

Indem wir längs eines engen Weges hingingen, der von dornigem, mit zahllosen Schlingpflanzen untermischtem Gebüsch begrenzt war, erblickten wir einige Schritte vor uns am Abhange eines Hügels zwei bescheidene Gräber neben einander. Dieser Anblick füllte unsere Augen mit Thränen und unsere Herzen mit tiefer und lebhafter Rührung. Unter diesen Leichensteinen ruheten die kostbaren Ueberreste zweier Kinder des heiligen Vincenz von Paula, der ehrwürdigen Väter Clet und Perboyre, welche hier für den Glauben als Märtyrer starben, der eine 1822, der andere 1838. O! wie gross wäre unser Trost gewesen, wenn wir einen Augenblick am Fusse dieses heiligen Hügels hätten verweilen, uns vor diesen Gräbern niederwerfen, mit Achtung die von Märtyrerblute geweihte Erde küssen, und Gott, im Namen dieser starken Männer und Glaubenshelden, um jene Unerschrockenheit bitten können, welche inmitten der Drangsale dieser Welt immer so nöthig ist; denn welche Stelle uns der Wille Gottes auch hienieden anweisen mag, wir sind nicht weniger Kinder des Kreuzes Christi, und unser hoher Beruf ist dem der Märtyrer nahe verwandt.

Die Klugheit erlaubte es uns nicht, hier zu verweilen. Es wäre gefährlich gewesen, einen so kostbaren Schatz den zahlreichen Personen zu entdecken, die uns begleiteten. Als wir im Jahre 1840 diese theueren Gräber besuchten, waren wir allein mit einem jungen Christen aus U-tschang-fu, der uns als Führer diente. Damals schrieben wir folgende Worte an unsere Brüder in Frankreich: „Die kostbaren Ueberreste der Herren Clet und Perboyre ruhen neben einander an einem grünen Hügel, jenseit der Stadt U-tschang-fu. O! wie entzückend war die Stunde, welche ich an diesen bescheidenen Rasengräbern zubrachte. In einem Lande des Götzendienstes, mitten im chinesischen Reiche, zeigten sich zwei Leichenhügel meinen Blicken, und ein nie gekanntes Glück erfüllte und erweiterte meine Seele. Man sieht nicht gemeisselten Marmor auf der Erde, welche die Gebeine der beiden glorreichen Kinder des heiligen Vincenz von Paula deckt; aber Gott selbst scheint die Kosten des Mausoleums auf sich genommen zu haben; dornige Schlingpflanzen, ähnlich der europäischen Acacie, wachsen, wie die Natur sie schuf, auf den beiden Gräbern. Ueber diesem grünen Teppich erheben sich in üppiger Fülle Mimosen, die sich durch Frische und Schönheit auszeich-

nen. Sieht man alle diese glänzenden Blumenkronen durch das dichte Dornengestrüpp hervorbrechen, so denkt man unwillkührlich an den Ruhm, mit welchem im Himmel die Leiden der Märtyrer gekrönt werden."

Die beiden kostbaren Gräber waren noch in demselben Zustande, nichts hatte man geändert, Steine und Inschriften schienen uns unberührt. Nur die Zeit der Blumen war vorüber, und die Mimosen entfalteten nicht unter dem Grün ihre frischen Kronen. Das Gras war verdorrt, und einige Ranken von blätterloser, wilder Winde schlangen sich von einem Grabe zum andern, gleich als wollten sie dieselben eng zu einem Ganzen vereinen.

Man muss der frohen Hoffnung sein, dass das Blut der Märtyrer, welches in früherer Zeit so zu sagen das Saatkorn der Christenheit war, in China an Fruchtbarkeit nicht verloren haben wird. Dieses Land ist bis jetzt freilich trostlos unfruchtbar gewesen; aber wenn die Stunde kommt, die derjenige bestimmt hat, welcher Macht genug besitzt, um selbst aus den Steinen dem Abraham Kinder zu erwecken, dann wird dieser Boden reich werden und aus seinem Schosse unzählige Anbeter Jesu Christi keimen lassen.

Der Zustand des Christenthums in Hu-pe ist nicht so blühend, als in der Provinz Sse-tschuen. Man zählt hier höchstens zwölf bis vierzehn tausend Christen, grösstentheils Arme aus den unteren Klassen der Gesellschaft. Die zahlreichen und heftigen Verfolgungen, von denen diese Provinz fast stets heimgesucht wurde, sind vielleicht die Ursache davon, dass das Werk der Verbreitung des Glaubens so geringe Fortschritte gemacht hat. Die kleine Zahl Christen und die beständigen Quälereien, welche sie von Seiten der Mandarinen erfahren, tragen viel dazu bei, sie einzuschüchtern und in ihnen den Eifer und die Energie zu vermindern, welche so nothwendig sind, um Proselyten zu machen. Auf unserer Reise durch die Hauptpunkte der Provinz haben wir bemerkt, dass die Chinesen sich verborgen hielten; sie wagten es nicht, bei unserer Durchreise sich zu zeigen; wir empfingen keine Besuche von ihnen in den Gemeindepalästen, höchstens gewahrten wir einige von weitem, welche heimlich das Zeichen des Kreuzes machten, um uns zu verstehen zu geben, wer sie seien. Man sah nirgends jene Regsamkeit und Munterkeit, die wir in den Missionen von Sse-tschuen fanden, und die, wenn auch nicht einen lebendigeren Glauben, so doch einen grösseren Eifer für die Bekehrung der Ungläubigen bezeugen.

Die Mission von Hu-pe ist jetzt der Aufsicht der italienischen Missionare anvertraut, unter der Leitung des apostolischen Vicars Rizzolatti, welcher vor einer langen Reihe von Jahren in die chinesische Mission eingetreten ist. Unter dem Einflusse seiner langen Erfahrung erhielt das Vicariat von Hu-pe von Tag zu Tag beträchtlichen Zuwachs, als eine Verfolgung den Hirten unglücklicherweise von seiner Heerde trennte. Rizzolatti wurde von den Mandarinen festgenommen und in die englische Colonie Hong-kong geführt, wo er günstige Umstände abwartet, welche es ihm erlauben werden, ohne sich zu gefährden in den Schoss seiner Mission zurückzukehren.

Einen ganzen Tang lang folgten wir einer von Schluchten und

Hügeln durchschnittenen Gegend. Der Boden schien uns wenig geeignet zu umfänglicherem Anbau; auch trifft man hier selten Dörfer, nur hie und da sieht man einzelne Häuser und Meiereien, in denen einige Familien durch Geduld und Fleiss so viel als möglich dem unfruchtbaren Boden abzugewinnen suchen. Vor Untergang der Sonne kamen wir an das Ufer des Blauen Flusses, den wir überschreiten mussten, um in einem grossen Flecken am entgegengesetzten Ufer zu übernachten. Der Weg, den wir von U-tschang-fu aus genommen hatten, ging nach Nordost und entfernte uns von Canton. Wir mussten drei Tage lang auf diese Weise reisen, um eine Menge kleiner Seen zu vermeiden, welche uns jeden Augenblick den Weg versperrt hätten. Ausserdem mussten wir die kaiserliche Strasse wieder aufsuchen, welche uns dann direkt bis in die Hauptstadt von Kiang-si führen sollte. Wir hätten uns zwar in U-tschang-fu einschiffen und den Blauen Fluss bis an den grossen See Pu-yang stromabwärts fahren können, aber da es gerade die Jahreszeit der Stürme und Ueberschwemmungen war, hatte es die Verwaltung für gut befunden, uns zu Lande reisen zu lassen. Der Weg war länger und weniger angenehm; aber man hatte doch keinen Schiffbruch zu befürchten.

Nachdem wir den Blauen Fluss überschritten hatten, machten wir in einem grossen Dorfe Halt, dessen Namen wir vergessen haben; es ist auch nicht Schade darum, denn wir haben eben nichts Besonderes davon zu erzählen. Wir fanden ein schlechtes Nachtlager, schlechtes Abendessen und ausserdem eine Unmasse Muskitos und Cancrelats (Schaben). Der Cancrelat ist ein grosses stinkendes Insekt von der Familie der Koleopteren; er vermehrt sich in China in den heissen Gegenden ausserordentlich und nagt vorzüglich gern, auf die behutsamste Weise, an den Spitzen der Fusszehen und Ohrläppchen schlafender Personen.

Wir wurden im Allgemeinen auf jämmerliche Weise untergebracht und bewirthet, so lange wir auf diesem Nebenwege waren. Da die Mandarinen auf ihren Reisen gewöhnlich dem Laufe des Blauen Flusses folgen, so hat die Verwaltungsbehörde nicht wie anderwärts von Station zu Station Gemeindepaläste für öffentliche Beamte angelegt. Man muss mit elenden Gasthäusern vorlieb nehmen, die in schlechtem Zustande und unglaublich schmutzig sind, und in denen man fast Hungers sterben möchte, ehe man etwas zu essen findet. Unsere Führer hatten den besten Willen; Lieu, die Trauerweide, der uns versprochen hatte, uns das Leben so angenehm und poetisch zu machen, so lange er bei uns sein würde, gab vergeblich seinen Untergebenen Befehle; er hatte immer den Schmerz zu sehen, dass seine Resultate nicht glänzend waren. Er war trostlos darüber, wenigstens sahen wir, dass seine Augen oft reichlicher thränten, als gewöhnlich. Auf der andern Seite war unser Diener Wei-schan wüthend. Da wir ihn in der Hoffnung behalten hatten, dass er unseren Angelegenheiten eine gute Wendung geben würde, fühlte er seine Ehre gekränkt und seinen guten Ruf verletzt, so oft wir nicht, wie in Sse-tschuen, einen stolzen Gemeindepalast mit einem herrlichen Festmahle trafen. Er wurde aller Augenblicke zornig, schimpfte die Leute des Wirthshauses und verfluchte die ganze Pro-

vinz Hupe. Wenn es ihm nachgegangen wäre, so hätte man die Stadt oder das Dorf, in welchem wir waren, verwüsten und anzünden, und alle Einwohner in den Cangue stecken oder tief in die Bucharei verbannen müssen. Mehr als einmal mussten wir die Ausbrüche seines übertriebenen Eifers mässigen und ihm zu verstehen geben, dass wir, wenn wir in der Regel wohl grosse Energie und unerschütterliche Festigkeit zeigten, um unsere Rechte zu beanspruchen, doch auch geduldig zu sein wüssten, wenn die Umstände es verlangten und wir nicht über Böswilligkeit zu klagen hätten. Wei-schan hörte unsere Predigt aufmerksam an, aber doch hinderte ihn das nicht, jedermann zu quälen. Wenn wir an einen Ort kamen, so duldete er durchaus nicht, dass wir nicht ein geräumiges, frisches, bequemes und angenehmes Logis bekamen.

An dem Tage, ehe wir die kaiserliche Strasse erreichten, kamen wir gegen Mittag nach Kuang-tsi-hien, einer Stadt dritten Grades. Man führte uns in ein ziemlich gut eingerichtetes Haus, dessen Zimmer uns an die schönen Gemeindepaläste erinnerten, die wir täglich in der Provinz Sse-tschuen trafen. Wir wollten es uns eben in einem frischen Garten unter dem Schatten der grossen Blätter eines Bananengehölzes bequem machen, als „Trauerweide“ auf uns zukam, und indem er uns unter der Brille hervor mit thränenden Augen ansah, sagte er folgende interessante Worte: Der Aufseher des Gebäudes hat keinen Auftrag uns unterzubringen; der Gerichtshof hat ihm sagen lassen, er befasse sich nicht mit Lebensmitteln. — Freilich hat sich die Verwaltung darum zu bekümmern; man wird uns doch das Mittagsessen vom Gerichtshof schicken? — Durchaus nicht; man hat mir gesagt, der Gerichtshof habe sich nicht darein zu mischen. — Nun wer hat denn dafür zu sorgen? — Niemand, antwortete „Trauerweide“, indem er kläglich die rechte Hand gegen uns ausstreckte und mit der linken die Feuchtigkeit seiner Augen mit einem weissen Leinwandfleckchen auftrocknete. — Niemand? riefen wir, und sprangen von unseren Sitzen auf; man rufe die Palankinträger und bringe uns zum Präfekten der Stadt. — „Trauerweide“, der nicht an unser diplomatisches Verfahren gewöhnt war, wurde von Schrecken ergriffen; aber Wei-schan beruhigte ihn und sagte, wir hätten es immer so unterwegs gemacht; das hätte keine schlimmen Folgen.

Die Palankinträger kamen sogleich, und wir gingen nach dem Palast des Präfekten. Wir hatten den Trägern befohlen, sie sollten sogleich in den inneren Hof gehen, ohne an der Thüre zu warten. Der Befehl wurde pünktlich ausgeführt; aber als der Thürsteher diese ungewöhnliche Art, sich in den Gerichtshof Eingang zu verschaffen, gewahrte, lief er uns nach und fragte, wohin wir wollten. — Wir wollen den Präfekt sprechen. — Der Präfekt hält Sitzung; er hat eben einen Rechtsfall von der höchsten Wichtigkeit zu entscheiden. — Wir glaubten, es sei dies ein falscher Vorwand, um uns abzuhalten zu ihm zu gehen, und wir bestanden darauf. So gebet mir, sagte der Thürsteher, wenigstens die Visitenkarte, und ich will euch anmelden. — Da wir befürchteten, der Präfekt möchte uns nicht vorlassen wollen, so antworteten wir dem Thürsteher, wir wären den

Riten des Reiches nicht unterworfen und würden uns selbst anmelden. Wir gaben also den Trägern Befehl, ihren Weg fortzusetzen, und kamen so bis in den inneren Hof, aus welchem eine Thüre in den Gerichtssaal geht. Dieser Hof war mit Menschen vollgestopft, und wir vermutheten, dass der erste Magistrat der Stadt doch wohl mit einem Rechtsfalle beschäftigt sein möchte. Ein niederer Beamter des Palastes kam auf uns zu, als wir eben aus den Palankinen stiegen, und versicherte uns, der Präfekt habe einen Criminalfall vor. Wir zögerten einen Augenblick und wussten nicht recht, was wir thun sollten, entweder nach Hause zurück zu kehren, oder uns in den Saal zu begeben, wo die Gerichtsverhandlung stattfand. Da wir keinen vergeblichen Schritt gethan haben mochten und auch die Neugier uns etwas plagte, so drangen wir durch die Menge in den Saal hinein.

Alle Augen richteten sich auf uns, und es that sich in der Versammlung eine allgemeine Ueberraschung kund. Zwei Männer mit langem Barte, gelber Mütze und rothem Gürtel waren eine ziemlich räthselhafte Erscheinung. Uns überlief eiskalter Schweiss, und wir konnten uns kaum auf den Beinen erhalten, wir waren nahe daran, ohnmächtig zu werden. Unser Blick war stier, das Herz klopfte heftig, es war, als läge uns ein fürchterlicher Alp auf der Brust. Das Erste, was sich unseren Blicken bot, als wir in den chinesischen Gerichtssaal traten, war der Angeklagte, mit dessen Verurtheilung man eben beschäftigt war. Er war in der Mitte des Saales aufgehangen, wie eine jener Laternen in sonderbaren Formen und colossaler Grösse, die man in den grossen Pagoden findet. Stricke, welche an einem starken hölzernen Balken befestigt waren, hielten den Angeklagten an Händen und Füssen, so dass der Körper einen Bogen bildete. Unter ihm standen fünf bis sechs Henker, welche mit Lederriemen und Rotangstöcken bewaffnet waren. Die dumpfen Seufzer, welche der Unglückliche ausstiess, seine von Hieben zerfleischten und zerfetzten Glieder, dann die Henkersknechte in grimmiger Haltung, deren Gesicht und Kleider von Blut trieften, alles das gab ein widerliches Bild, vor dem wir zusammenschauderten. Das Publikum, welches diesem entsetzlichen Schauspiel beiwohnte, schien vollkommen ruhig zu sein. Man hätte sagen mögen, unsere gelbe Mütze beschäftige sie mehr, als alles andere. Einige lachten über den Schrecken, der uns beim Eintritt in den Saal befallen hatte.

Der Präfekt, den man schnell von unserer Ankunft im Gerichtshofe benachrichtigt hatte, erhob sich von seinem Sitze, sobald er uns erblickte, und schritt durch den Saal, um uns zu empfangen. Als er ganz nahe bei den Henkersknechten vorüber ging, musste er auf den Fussspitzen gehen und sein schönes seidenes Kleid aufheben, weil der Boden mit grossen halb geronnenen Blutflecken bedeckt war. Nachdem er uns lächelnd gegrüsst hatte, sagte er, er wolle die Sitzung einen Augenblick aufheben. Hierauf führte er uns in ein Kabinet hinter seinem Richterstuhle. Wir setzten uns oder vielmehr fielen auf einen Divan nieder, und brauchten einige Augenblicke, ehe wir unsere Gedanken sammeln und uns beruhigen konnten.

Der Präfekt von Kuang-tsi-hien war höchstens vierzig Jahre

alt; seine Gesichtszüge, der Klang seiner Stimme, Blick, Haltung, Geberden, alles sprach soviel Sanftmuth und Güte aus, dass wir uns von unserem Staunen kaum erholen konnten. Es schien uns ganz unmöglich, dass dieser der Mann sei, welcher die schreckliche Execution anbefohlen hatte, die wir eben mit eigenen Augen gesehen hatten. Lebhafte Neugier bemächtigte sich allmählig unser, und endlich fragten wir ihn, ob es nicht unbescheiden von unsrer Seite sei, wenn wir uns nach dem entsetzlichen Vorgang erkundigten, mit dem er eben beschäftigt sei. — Im Gegentheile, antwortete er, ich selbst wünsche recht sehr, dass ihr diesen Process kennen lernet. Ihr schient zu erstaunen über die ausserordentliche Strenge, die ich gegen diesen Verbrecher anwenden lasse; die Strafe, die er erleidet, hat euer Mitleiden rege gemacht. Die Gefühle, welche euer Herz bewegten, als ihr in den Saal tratet, kündeten sich auf eurem Gesichte an und waren jedermann sichtbar. Aber dieser Verbrecher verdient kein Mitleid; wenn ihr seine Aufführung känntet, so würdet ihr gewiss nicht denken, dass ich ihn zu streng behandle. Ich bin von Natur sanftmüthig, und meinem Charakter ist alle Grausamkeit fern. Soll denn nicht auch die Obrigkeit jederzeit Vater und Mutter des Volkes sein? — Was für ein grosses Verbrechen hat denn der Mann begangen, dass er so schreckliche Tortur auszustehen hat? — Dieser Mann ist das Haupt einer Räuberbande. Seit länger als einem Jahre verwüstete er das Land und gab sich der Räuberei auf dem Blauen Flusse hin, den er Tag und Nacht mit einer grossen Barke befuhr. Er hat eine beträchtliche Zahl von Kaufmannsjunken geplündert und mehr als funfzig Mordthaten begangen. Endlich hat er alle seine Verbrechen gestanden, und so ist die Wahrheit an den Tag gekommen; aber er weigert sich hartnäckig, seine Mitschuldigen anzugeben, und ich muss die strengsten Mittel anwenden, um alle Schuldigen zu erreichen. Will man einen Baum ausrotten, so genügt es nicht, den Stamm umzuhauen, man muss alle Wurzeln ausreissen, sonst wird er von neuem ausschlagen.

Der Präfekt erzählte uns hierauf einige von den schrecklichen Grausamkeiten, welche diese Räuberbande begangen hatte. Männern, Weibern, Kindern hatte man die Zunge ausgeschnitten, die Augen ausgerissen, und sie mit aller erdenklicher und unglaublicher Barbarei umgebracht; solche Scheusslichkeiten hatten jene Ungeheuer von Menschen auf ihrer Barke begangen. So fürchterlich diese Dinge auch waren, sie setzten uns eben nicht zu sehr in Erstaunen. Bei unserem langen Aufenthalte unter den Chinesen hatten wir erfahren, bis zu welchem Grade sich in ihnen die Anlage zum Bösen entwickeln kann.

Als wir dem Präfekt von Kuang-tsi-hien in zwei Worten den Grund mitgetheilt hatten, warum wir so unbescheiden gewesen waren, ihn im Gerichtshofe selbst aufzusuchen, erklärte er uns, dass seine Beschäftigung mit jener wichtigen Angelegenheit einzig und allein schuld an der Vernachlässigung sein, über die wir uns zu beklagen hatten. Er fügte hinzu, wir könnten in unser Logis mit der festen Zuversicht zurückkehren, dort alles den Riten gemäss hergerichtet vorzufinden; er wolle seinen Sitz wieder einnehmen, um die Verhandlung mit dem berüchtigten Verbrecher fortzusetzen.

Obgleich es schon spät war und wir an diesem Tage nur ein sehr leichtes Frühstück genossen hatten, empfanden wir doch wenig Lust, uns zu Tisch zu setzen. Der Appetit war uns vergangen bei alledem, was wir gesehen und gehört hatten, seit wir in den Gerichtssaal traten. Wir fragten den Präfekten, ob er uns erlauben könnte, einen Augenblick den Gerichtsverhandlungen beizuwohnen. Unser Wunsch schien ihn zu überraschen und brachte ihn etwas in Verlegenheit. Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, sagte er: Wenn ihr in den Saal tretet, so fürchte ich, dass eure Gegenwart auf jedermann störend einwirken wird. Man hat in diesen Gegenden nie Leute aus den Westländern gesehen. Die Gerichtsbeamten werden schwerlich ihren Pflichten mit dem gehörigen Eifer nachkommen. Indess könnt ihr, wenn ihr es wünscht, in diesem Kabinet bleiben; von hier aus könnt ihr leicht alles sehen und hören, ohne von jemand bemerkt zu werden. Er rief sogleich einen Diener, dem er befahl, ein grosses Fenster zu öffnen, und ein Bambusgitter herabzulassen. Während wir hinter diesem Gitter Platz nahmen, ging der Präfekt wieder in den Saal, bestieg seinen Stuhl und die Sitzung begann von neuem, nachdem die Trabanten, die Henkersknechte und die Beamten des Gerichtshofes dreimal gerufen hatten: Man sei bescheiden und voll Achtung!

Nachdem der Richter schnell mit den Augen einige Seiten eines langen geschriebenen Heftes durchflogen hatte, welches wahrscheinlich zu der Verhandlung gehörige Akten waren, gebot er einem Beamten, der ihm zur Linken stand, den Angeklagten zu fragen, ob er nicht Jemanden mit Namen Ly-fang kenne, der früher das Schmiedehandwerk in einem benachbarten Dorfe, welches er angab, betrieben hatte. Wir haben schon früher gesagt, dass die Mandarinen, da sie in ihrer eigenen Provinz keine Stelle begleiten dürfen, die Idiome der Gegenden, in denen sie sich befinden, nicht genug verstehen und genöthigt sind, einen Dolmetsch anzuwenden, so oft sie einen Mann der niederen Klasse im Verhör haben. Der Dolmetsch übersetzte die Frage des Richters an den Angeklagten. Dieser richtete den Kopf, der ihm auf die Brust herabhing, etwas in die Höhe, sah mit dem Blicke eines wüthenden Thieres auf den Richter und antwortete mit frechem Tone, dass er von Ly-fang habe reden hören. — Kennst du ihn? Hast du mit ihm in Berührung gestanden? — Ich habe von ihm reden hören, aber ich kenne ihn nicht. — Wie? du kennst ihn nicht? Es ist aber erwiesen, dass dieser Mann lange auf deiner Barke gewesen ist; beharre nicht auf deinen lügnerischen Reden; sprich offen: Kennst du Ly-fang? — Ich habe von ihm reden hören, aber ich kenne ihn nicht. — Der Mandarine suchte auf dem Tische einen langen Bambusstock aus und warf ihn mitten in den Saal. Auf diesem Stocke steht eine Ziffer, welche die Zahl der Schläge angibt, die der Angeklagte bekommen soll, wobei man jedoch bemerken muss, dass die Henkersknechte die vom Richter bestimmte Zahl stets verdoppeln. Einer der Henker nahm den Stock, sah nach der Ziffer und rief in singendem Tone: funfzehn Schläge! Das heisst also, der Angeklagte sollte dreissig bekommen, welche Zahl, mit der Zahl der Henker multiplizirt, eine entsetzliche Summe geben musste. Es ent-

stand sogleich eine Bewegung unter der Menge; alle Augen richteten sich mit heftigster Neugier bald auf den unglücklichen Verbrecher, bald auf die Henker. Mehrere lächelten und machten es sich recht bequem, wie Leute, welche etwas Angenehmes in Augenschein nehmen wollen. Die Henker nahmen ihre Stellung ein, und bald darauf drehte sich und schwankte unter einem wahren Hagel von Schlägen der Körper des Verbrechers, der entsetzliches Geschrei ausstiess; sein Blut sprützte nach allen Seiten; es floss an den langen Rotangstöcken herab und röthete die nackten Arme der Henker.

Es war uns unmöglich, ein solches Schauspiel länger mit anzusehen. Wir fragten einen Beamten, der bei uns in dem Kabinet des Präfekten war, ob es nicht möglich wäre, dass wir fortkommen könnten, ohne durch den Gerichtssaal zu gehen. Er lud uns lebhaft ein, das Ende der Sitzung abzuwarten, damit wir, wie er sagte, sehen könnten, wie man es anfinge, den Verbrecher los zu machen. Da uns dieser Vorschlag aber nicht gefiel, so war er so höflich und führte uns durch einen langen Corridor bis an die Thüre, wo die Palankine uns erwarteten. — Dieser Verbrecher ist ein Kuan-kuen, sagte der Beamte, als er uns verliess. Giebt es in eurem Lande auch viele Kuan-kuen? — Nein, gaben wir ihm zur Antwort, diese Klasse Menschen ist bei uns unbekannt.

Es würde schwer sein, ein entsprechendes Wort für Kuan-kuen zu finden. So nennt man in China eine Art Banditen, die sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus machen, Gesetze und Obrigkeit zu höhnen, Ungerechtigkeiten und Mordthaten zu begehen. Ihr Höchstes ist, mit grösster Gefühllosigkeit Schläge auszutheilen und zu empfangen, andere kaltblütig zu tödten und den Tod nicht zu scheuen. Die Kuan-kuen sind in China sehr zahlreich; sie bilden Gesellschaften unter sich und unterstützen sich gegenseitig mit unverbrüchlicher Treue. Einige leben isolirt, und das sind die wildesten. Sie würden es ihrer unwerth halten, einen Bundesgenossen, einen Helfershelfer zu haben; sie rechnen nur auf ihre eigene Charakterstärke. Nichts ist der Kühnheit eines solchen Menschen vergleichbar. Die schrecklichsten Verbrechen, die undenkbarsten Schandthaten haben für sie einen unwiderstehlichen Reiz. Manchmal denunciren sie sich aus Stolz selbst bei der Obrigkeit. Sie gestehen ihre Verbrechen ein, versprechen die klarsten Beweise zu liefern und verlangen verurtheilt zu werden; wenn man dann den Process einleitet, so leugnen sie alles, was sie vorher gestanden haben, und ertragen mit unerschütterlichem Stoicismus alle Arten der Tortur, die man anwendet, denn sie wissen, dass nach chinesischen Gesetzen das Geständniss des Schuldigen unerlässlich ist. Man möchte fast behaupten, dass sie ein wahres Glück empfinden, wenn ihnen die Glieder zerbrochen werden, wenn sie nur dadurch der Obrigkeit trotzen und den Zorn der Mandarinen auf's Aeusserste treiben können. Oft compromittiren sie dieselben und bringen sie um ihre Stelle; das ist ihr schönster Triumph. Man trifft in allen Städten Chinas zahlreiche Sammlungen von kleinen Broschüren, welche gewissermassen die Gerichtsannalen und die berühmtesten Processe des Reiches enthalten. Sie theilen die Biographien der berüchtigtsten Kuan-kuen in dramatischer Form mit;

das Volk verschlingt diese Broschüren, die oft nur wenige Sapeken kosten.

Das Gerichtsverfahren in China ist ausserordentlich summarisch. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, dass es in Frankreich viermal mehr Richter gibt, als im ganzen chinesischen Reiche. Diese Vereinfachung ist aber, wie man eingestehen muss, durchaus nicht günstig für den Angeklagten, für den es überhaupt sehr wenig wahren Schutz gibt. Sein Vermögen und sein Leben hängen fast immer von der Laune und Habgier der Mandarinen ab. Die gewöhnlichen Gerichtshöfe bestehen nur aus einem einzigen Richter. Der Angeklagte kniet während der Verhandlung; der Richter verhört ihn, und er einzig und allein beurtheilt seine Antworten. Kein Advocat vertheidigt ihn; manchmal erlaubt man seinen Verwandten und Freunden, für ihn zu sprechen; aber das ist blosse Gefälligkeit des Richters und hängt ganz von seiner Willkühr ab. Die Belastungs- und Entlastungszeugen sind oft in schlimmerer Lage, als der Angeklagte; denn wenn ihre Aussagen dem Richter nicht gefallen, werden sie auf der Stelle gepeitscht und geohrfeigt; ein Henkersknecht, der sie auf ihre Schuldigkeit aufmerksam macht, steht immer neben ihnen. So ist der Angeklagte völlig dem Mandarinen preis gegeben, der ihn verurtheilt, oder vielmehr den unteren Gerichtsbeamten, welche schon im Voraus, je nach dem Gelde, das sie empfangen, zu Gunsten oder Ungunsten des Angeklagten den Process entschieden haben.

Cicero theilt uns in seiner kräftigen Beredsamkeit das Verfahren des elenden Verres mit, als er in Sicilien ein Richteramt bekleidete. „Die Verurtheilten, sagt er, werden in den Kerker eingesperrt, die Strafe derselben wird bestimmt. Aber zugleich werden die unglücklichen Aeltern mit bestraft; es wird ihnen untersagt, ihre Söhne zu besuchen; es wird ihnen untersagt, ihren Kindern Nahrung und Kleidung zu bringen. Diese Väter, die ihr vor euch sehet, lagen auf der Schwelle; die unglücklichen Mütter übernachteten am Eingang des Gefängnisses, ausgeschlossen von der letzten Umarmung ihrer Kinder, da sie doch nichts anderes erflehten, als den letzten Athemzug ihrer Kinder mit den Lippen auffangen zu dürfen. Da stand der Thürhüter des Gefängnisses, der Henker des Prätors, der Tod und Schrecken der Bundesgenossen und Bürger, der Lictor Sextius, dem jeder Seufzer und Schmerz einen sichern Lohn brachte. — Für einen Besuch wirst du mir so viel zahlen; für die Erlaubniss, Speise hineinzubringen, soviel. Niemand verweigerte dies. — Wie aber, was gibst du mir, wenn ich auf einen Schlag des Beils deinem Sohne den Tod bringe? dafür, dass er nicht lange leiden muss? dafür, dass er nicht mehrere Streiche empfinden darf? dafür, dass er nicht unter Qualen seinen Geist aufgebe? Auch dafür wurde dem Lictor Geld gezahlt." *) Wir haben immer die Ansicht gehabt, Verres müsse die chinesischen Gebräuche gekannt haben, so auffallend schien uns die Aehnlichkeit zwischen dem Gerichtsverfahren der Mandarinen des himmlischen Reiches und dem des Prätors von Sicilien.

*) *Cicero, in Verrem, De suppliciis.* [*Cap.* 45.]

Jeder Verurtheilte hat das Recht, an die höhern Gerichtshöfe zu appelliren und seine Sache in Peking selbst vor dem ausübenden Gerichtshofe weiter zu betreiben. Um aber dahin zu gelangen, muss man so viel Einfluss geltend machen und so viel Triebfedern in Bewegung setzen, dass die meisten Processe gewöhnlich in den Provinzen abgemacht werden. Die chinesischen Gerichte sind sehr streng gegen Diebe und Störer der öffentlichen Ruhe. Die gewöhnlichsten Strafen sind: Stockschläge, Geldstrafen, Schläge in's Gesicht mit dichten Ledersohlen, der Cangue oder tragbare Pranger, Gefängniss, eiserne Käfige, in denen man nur kauern kann, Verbannung in das Innere des Reiches, immerwährende oder zeitweilige Verbannung nach der Tatarei, und der Tod durch den Strang oder das Schwert. Rebellen werden in Stücke gehauen oder auf die fürchterlichste Weise verstümmelt. Die Anwendung der Strafe ist grösstentheils willkührlich und geht schnell vor sich, mit Ausnahme der Todesstrafe, für welche, abgesehen von einigen sehr seltenen Fällen, man erst die Bestätigung des Kaisers abwarten muss.

Es gibt in China ein sehr specielles Gesetzbuch, eine Art Corpus juris sinici, wie die europäischen Juristen sagen würden. Es hat den Titel: *Ta-tsing-lu-li*, d. h. Gesetze und Verordnungen der grossen Tsing-Dynastie. Dieses merkwürdige Buch ist von George Thomas Staunton unter dem Titel: Strafgesetzbuch Chinas aus dem Chinesischen in's Englische übersetzt worden. Ein solcher Titel scheint von vorn herein ungenau und dem chinesischen Texte und den Gegenständen wenig entsprechend, von denen im Verlaufe des Buches die Rede ist, wo es sich um andere Dinge handelt, als das System der Criminalgesetze Chinas. Es zerfällt in sieben Theile, welche Folgendes enthalten: **1**) allgemeine Gesetze; **2**) Civilgesetze; **3**) Fiscalgesetze; **4**) Ritualgesetze; **5**) Militärgesetze; **6**) Criminalgesetze; **7**) Gesetze über öffentliche Arbeiten. Der Titel Strafgesetzbuch ist zwar nicht eben wörtlich genau, aber scheint uns doch logisch so ziemlich zu entsprechen.

Denjenigen, welche die chinesischen Einrichtungen und Sitten eifrig studirt haben, sind namentlich zwei Dinge aufgefallen, welche in der That sehr geeignet sind, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Einmal ist es der strafgesetzliche Charakter, den die Gesetzgebung des himmlischen Reiches zeigt. Jede gesetzliche Vorschrift, jede Verordnung enthält eine gesetzliche Strafe, und zwar nicht nur in Criminalfällen, sondern auch bei einfachen Civil- und Verwaltungsfällen. Jedes Versehen, jede Unordnung, die in der europäischen Gesetzgebung höchstens den Verlust der Stelle und die Erklärung der Untüchtigkeit und Unbrauchbarkeit, oder gar blos Schadenersatz nach sich ziehen, werden in China mit einer bestimmten Anzahl Bambusstockschläge bestraft. Es dürfte interessant sein, die Ursache dieses eigenthümlichen Charakters der chinesischen Gesetzgebung aufzusuchen.

Andererseits scheint ganz China mit seiner officiellen Religion, seinen Sitten im öffentlichen und Privatleben, seinen politischen Einrichtungen, seiner Polizei und Verwaltung, dieses ungeheure Conglomerat von dreihundert Millionen Menschen, auf einem einzigen

Principe, das die ganze Maschine in Bewegung setzt, zu beruhen. Dieses Princip, von dem wir schon oft gesprochen haben, ist das Dogma der kindlichen Liebe, welches sich bis auf die Achtung erstreckt, die man dem Kaiser und seinen Abgeordneten schuldig ist, und welches im Grunde genommen, nichts weiter zu sein scheint, als die Verehrung der alten Einrichtungen.

Die chinesische Civilisation geht bis in ein so fernes Alterthum zurück, dass man vergeblich ihre Vergangenheit durchforscht, ohne je die Spuren eines Zustandes der Kindheit bei diesem Volke auffinden zu können. Diese Erscheinung ist ungewöhnlich; wir sind im Gegentheil daran gewöhnt, immer einen scharf bestimmten Ausgangspunkt in der allgemeinen Völkergeschichte zu finden, und die historischen Documente, die Traditionen und Monumente, welche uns erhalten sind, alles dies macht es uns möglich, gewissermassen Schritt für Schritt den Fortgang jeder Civilisation zu verfolgen, ihr Entstehen zu sehen, ihre Entwickelung und aufwärts steigenden Gang zu beweisen, so wie endlich Zeugen ihrer Abnahme und ihres gänzlichen Falles zu sein. Bei den Chinesen ist das nicht so; sie scheinen jederzeit auf der Höhe der Civilisation gelebt zu haben, wo wir sie heute sehen, und die Nachrichten aus dem Alterthume sind von der Art, diese Ansicht zu bestätigen.

Es wäre also nicht gewagt, zu behaupten, dass ein geheimnissvolles und höchst wichtiges Ereigniss stattgefunden haben muss, welches die Chinesen ganz auf einmal auf die Stufe der Civilisation gebracht hat, die uns in Erstaunen setzt. Dieses Ereigniss musste einen tiefen Eindruck auf den Geist des Volkes gemacht haben. Daher die Achtung, die Verehrung, die Dankbarkeit, die man den ersten Begründern ihrer alten Monarchie erweist, welche sie so schnell zu hoher Einsicht gebracht haben. Daher auch der Cultus der Vorfahren, der Dinge aus dem Alterthum, der Personen, welche in der politischen Welt die Stelle bekleiden, welche Vater und Mutter in der Familie vertreten. Die Chinesen haben in der That jederzeit den Begriff des Heiligen und Geheimnissvollen mit allem verbunden, was alt ist, mit allem, was die vergangenen Jahrhunderte überdauert hat; diese allgemeine Achtung hat den Namen „kindliche Liebe“ bekommen.

Dieses bis zum Uebermass gesteigerte Gefühl hatte als nothwendige Folge zunächst die Abgeschlossenheit und selbst Verachtung gegen fremde Nationen, die gleichsam als Barbaren erscheinen, und zweitens den Stillstand der Civilisation, welche fast ganz das geblieben ist, was sie gleich im Anfang war, ohne merklich fortzuschreiten.

Nach den vorausgehenden Betrachtungen werden wir den Gesetzen, welche mit der kindlichen Liebe in Beziehung stehen, ihren wahren politischen und socialen Werth beilegen können.

So wie der Stil der Mensch ist, so ist die Gesetzgebung als Stil der Nation ein treues Bild der Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche des Volkes, für welches sie gemacht ist, und man kann von der chinesischen Gesetzgebung behaupten, dass sie genau das chinesische Volk darstellt.

Da den Bewohnern des himmlischen Reiches religiöser Glaube

fehlt und sie in den Tag hineinleben, ohne sich durch Vergangenheit und Zukunft beunruhigen zu lassen, tief in Skepticismus versunken und unbekümmert um alles, was die moralische Seite des Menschen angeht, da sie endlich bei nichts Energie besitzen, ausser, wenn es sich darum handelt, Geld zusammen zu scharren, so begreift man leicht, dass nicht Pflichtgefühl sie zur Erfüllung ihrer Pflichten anhält. Der officielle Cultus Chinas besitzt wirklich nichts von dem, was man eigentlich Religion nennen könnte und muss folglich unzureichend sein, um dem Volke moralische Begriffe beizubringen, welche mehr für die Beobachtung der Gesetze thun, als die Androhung der schrecklichsten Strafe. Daher ist es ganz natürlich, dass der Bambus das nothwendige und unumgängliche Mittel bei jeder gesetzlichen Vorschrift ist. Das chinesische Gesetz wird also immer den strafgesetzlichen Charakter haben müssen, selbst da, wo es sich blos um Civil- und Administrativverhältnisse handelt.

Sobald eine Gesetzgebung viele Strafen zu verhängen hat, kann man mit Recht annehmen, dass die Gesellschaft, unter welcher sie Geltung hat, auf niedriger moralischer Stufe steht. Das Strafgesetzbuch Chinas ist der Beweis von der Wahrheit dieses Satzes. Die Strafen stehen nicht in Verhältniss zu der moralischen Wichtigkeit des Verbrechens an sich; sie hängen im Gegentheil von dem Grade des Vorurtheiles ab, das man gegen das Verbrechen hat. So steht die auf den Diebstahl gesetzte Strafe im Verhältniss zu dem Werthe des gestohlenen Gegenstandes, nach einem eigens hierzu aufgestellten stufenweis fortschreitenden Schema, vorausgesetzt, dass bei dem Diebstahle nicht einer der Umstände in Betracht kommt, welche ein besonderes und vom Gesetze eigens betontes Verbrechen daraus machen. Aus diesem Gesichtspunkte ist die Strafgesetzgebung auf das Nützlichkeitsprincip gegründet. Darüber darf man sich nicht wundern, der Materialismus der chinesischen Gesetzgebung bestreitet den Satz, dass der moralische Charakter der strafbaren Handlung ausschliesslich in Betracht gezogen wird; sie sieht nur das Positive.

Das Vorhandensein des Nützlichkeitsprincips bei einer Gesetzgebung weist fast allgemein darauf hin, dass das sociale Band ein künstliches ist, dass es nicht auf den wahren Principien beruht, welche die Nationalitäten bilden und erhalten. Die ungeheure Bevölkerung Chinas, die durch den Mangel an Religion und moralischer Erziehung verdorben und durch engen Anschluss an materielle Interessen ganz in Anspruch genommen ist, würde nicht lange als Nation bestehen und bald zerfallen, wenn man plötzlich statt der sonderbaren Gesetzgebung, welche sie beherrscht, eine Gesetzgebung einführte, welche nur auf den Principien des Rechts und absoluter Gerechtigkeit basirt wäre. Bei einem speculirenden und skeptischen Volke, wie die Chinesen es sind, muss das sociale Band in dem strafenden, nicht aber in dem moralischen Gesetze liegen. Rotang und Bambus sind die einzige Garantie für die Erfüllung der Pflichten.

Aber auch dieses Ziel würde man noch nicht erreicht haben, wenn die mit der Ausübung des Gesetzes beauftragten Mandarinen nicht im Gesetze selbst einen möglichst grossen Spielraum fänden. Daraus erklärt sich der Mangel an Genauigkeit und Bestimmtheit,

den man so oft im chinesischen Strafgesetzbuche findet. Oft kommt es vor, dass die Verbrechen gar nicht oder nur höchst unvollkommen angegeben und geschieden werden, so dass die Obrigkeit einen weiten Spielraum für die Erklärung des Gesetzes hat, welches in ihren Händen von staunenswerther Elasticität ist; es scheint nur dazu da zu sein, um den ränkesüchtigen, niederdrückenden und namentlich habgierigen Charakter der Mandarinen zu begünstigen; denn da die Gesetzesworte nicht klar und bestimmt sind, so finden sie jederzeit ein Mittel, unter die Kategorie der vom Gesetze als strafbar aufgeführten Verbrechen Handlungen aufzunehmen, die sonst höchst unschuldig sind oder wenigstens nie positiven Gesetzen verfallen würden.

So findet man z. B. im ersten Theile, S. 274, des Strafgesetzbuches einen Artikel, der folgendermassen lautet: „Wenn ein Kaufmann, nachdem er die Geschäfte beobachtet hat, welche seine Nachbarn machen, sich mit Waaren versieht und die Preise so stellt, dass seine Nachbarn die ihrigen nicht verkaufen können, er aber einen weit grössern Gewinn dadurch erzielt, als man gewöhnlich dabei haben kann, so soll er vierzig Bambusstockschläge bekommen.“ Welcher Kaufmann wird sich da wohl vor den Scherereien der Mandarinen schützen können, wenn ein solches Gesetz über seinem Haupte schwebt? Wir lassen einen andern Artikel folgen, der das Gehässigste übertrifft, was man sich nur denken kann. „Jeder, der sich so aufführt, dass er den Anstand verletzt und dem Geist der Gesetze dadurch entgegen tritt, auch ohne dass irgend eine gesetzliche Bestimmung speciell darunter leidet, soll wenigstens vierzig Schläge bekommen, und achtzig, wenn die Unanständigkeit einen ernsteren Charakter hat.“

Die beiden angeführten Artikel werden für einen Mandarinen hinreichen, um alle Einwohner seines Gerichtsbezirkes zu brandschatzen und schnell reich zu werden.

Aber das ist noch nicht alles; das Meisterwerk der chinesischen Gesetzgebung in dieser Beziehung ist eine Art Solidaritäts-System, welches gewissermassen jeden Unterthan des Reiches verbindlich macht für die Aufführung seines Nachbars oder Verwandten, seines Vorgesetzten oder Untergebenen. Die öffentlichen Beamten sind namentlich dieser entsetzlichen Verantwortlichkeit unterworfen, wie wir weiter unten sehen werden, und einfache Privatleute sind ebenso wenig frei davon. So ist in jedem Territorialbezirk von hundert Familien ein Vorgesetzter, den seine Mitbürger erwählt haben, um mit sechs Assessoren das Erheben der Steuern und die Entrichtung der übrigen Abgaben und öffentlichen Dienstleistungen zu überwachen.*)

Dieser Vorgesetzte ist verantwortlich für eine Menge von Vergehungen, die in seinem Bezirke vorkommen können. Wenn das Land schlecht bebaut wird, so schwankt die Strafe, welcher er ausgesetzt ist, zwischen zwanzig und achtzig Schlägen, je nach der Ausdehnung des fraglichen Stück Landes.**)

Im ersten Kapitel des zweiten Theiles finden sich folgende Worte: „Hochverrath ist dasjenige Verbrechen, welches man begeht

*) Theil I, S. 152.
**) Theil I, S. 174.

entweder gegen den Staat, indem man die bestehende Regierung stürzt oder versucht es zu thun, oder gegen den Kaiser, indem man den Palast zerstört, in welchem er wohnt, den Tempel, in welchem seine Familie angebetet wird, oder die Gräber, in denen die Gebeine seiner Vorfahren ruhen, oder indem man versucht, sie zu zerstören.

„Alle Personen, welche überführt werden, solche fluchwürdige Thaten wirklich begangen, oder den Plan gehabt haben, sie zu begehen, sollen eines langsamen und schmerzhaften Todes sterben, seien es die Rädelsführer oder die Mitschuldigen.

„Alle männlichen Verwandten der solcher Verbrechen überführten Personen, im ersten Grade und in dem Alter von sechzig Jahren oder darüber, nämlich: Vater, Grossvater, Söhne, Enkel, Oheime väterlicher Seits und alle ihre Söhne, sollen ohne Rücksicht auf ihren Wohnort oder angeborene oder zufällige Gebrechen, ohne Unterschied enthauptet werden.

„Alle Personen, welche des Hochverraths Schuldige kennen, oder Individuen, welche die Absicht haben, Hochverrath zu begehen, oder welche bei einem solchen Verbrechen schweigen, und die Rädelsführer desselben nicht angeben, sollen enthauptet werden."

Dieses schreckliche Princip der Solidarität widerstreitet unserer Bildung und unserem christlichen Gewissen; es ist aber ganz natürlich, dass es in China in grösster Strenge und oft zur Anwendung kommen muss. Wenn man eine Nation von dreihundert Millionen Menschen betrachtet, die ohne Religion allem Spiele der Speculation preisgegeben ist, so begreift man leicht, dass aussergewöhnliche Mittel nöthig waren, um unter einer und derselben Herrschaft so rebellische Elemente zu vereinigen und die politische Einheit dieser unzähligen Volksmassen aufrecht zu erhalten.

Aber doch kann alle diese Strenge politische Bewegungen nicht hindern, und die Annalen dieses merkwürdigen Volkes beweisen uns, dass China das revolutionnärste Land der Welt ist. Man kann auch in der That auf solche Systeme nur eine künstliche Ordnung gründen. Der geringste Hauch reicht hin, um die Festigkeit eines Gebäudes zu gefährden, das so mühsam, aber auch so schlecht gebaut ist. Es beweist dies ferner, wessen die Chinesen fähig wären, wenn sie das Licht hätten benutzen wollen, welches das Christenthum so reichlich über die Völker des Westens verbreitet hat. China zeigt uns in der That ein grosses Schauspiel; es liegt etwas tief Geheimnissvolles in dieser so alten Civilisation, welche bis auf diesen Tag der Ebbe und Fluth der Revolutionen hat widerstehen und sich dem vollständigen Sturze hat entziehen können, trotz seiner unsicheren Grundlagen, seiner schlechten Grundsätze und der geringen Moralität seiner Bewohner.

Abgesehen von den zahlreichen Unvollkommenheiten, die wir angegeben haben, kann das Strafgesetzbuch Chinas nichts desto weniger für eines der schönsten Denkmäler des menschlichen Geistes gelten. Man findet darin alle die grossen Principien, auf deren Besitz die modernen Gesetzgebungen so stolz sind. Milderungsgründe, die Nichtrückwirkung in der Anwendung der Strafgesetze, das Recht des Kaisers zu begnadigen, das Recht zu appelliren, die Achtung

der individuellen Freiheit, welche durch die Verantwortlichkeit der mit der Unterdrückung der Verbrechen beauftragten Magistratspersonen geschützt ist, die Vereinigung von Strafen, wenn jemand mehrerer Verbrechen überführt ist, welche verschiedene Strafen nach sich ziehen — alles das sind eben so viel gesetzlich anerkannte Grundsätze, welche das Volk gegen die Tyrannei der Mandarinen schützen.

Indess, was bemerkenswerth ist, die Rechtswissenschaft existirt in China gar nicht, Advokaten sind unbekannt, es gibt gar keine Jurisprudenz. Man findet wohl manchmal in kaiserlichen Verordnungen, welche die gegen grosse Verbrecher gefällten Urtheile bestätigen, Rückbeziehung auf frühere Urtheilssprüche, die in analogen Fällen gegeben wurden; aber ein solcher Gebrauch hat keinen andern Zweck, als einen Schritt zu rechtfertigen, den man als eine Beschränkung des Gesetzes ansehen könnte, oder durch einen früheren Fall die specielle Interpretation einer Stelle des Strafgesetzbuchs zu motiviren. Diese Rückbeziehungen können aber die Jurisprudenz nicht ersetzen. Jeder Beamte, welcher das Gesetz anzuwenden hat, erklärt es nach seiner Ansicht und dem allgemeinen Charakter der Gesetzgebung. Aber es gibt keine Specialwissenschaft, welche darüber wachte, dass man sich nicht von den Grundsätzen des chinesischen Rechtes entferne; folglich gibt es keine Rechtsgelehrten in China.

Man trifft jedoch Massregeln nicht nur, dass die Magistratspersonen die Gesetze genau kennen lernen, welche sie anzuwenden haben, sondern auch um so viel als möglich die Kenntniss des Strafgesetzbuchs unter dem Volke zu verbreiten.

So ist allen Regierungsbeamten anbefohlen, die Gesetze genau zu studiren. Eine besondere Stelle im Strafgesetzbuche verlangt, dass am Ende jedes Jahres und an allen Orten die Beamten von ihren respektiven Vorgesetzten über die Gesetze geprüft werden sollen; sind ihre Antworten ungenügend, so verlieren sie auf einen Monat ihre Einkünfte, wenn sie höhere Beamte sind, und bekommen vierzig Bambusstockschläge, wenn sie niedere Stellen bekleiden. Alle Individuen, Ackerbauer, Handwerker und andere, welche, wenn sie zum ersten Male aus Versehen oder durch die Schuld Anderer ein Verbrechen begehen, die Gesetze, ihr Wesen und ihren Inhalt zu erklären verstehen, sollen begnadigt und freigelassen werden.*)

Obgleich die chinesischen Mandarinen grosse Macht besitzen, so ist doch ihr Schicksal nicht so glänzend, als man gewöhnlich denkt. Sie haben zwar viel Gelegenheit, schnell reich zu werden, und wenn sie geschickt und brauchbar sind, können sie sehr schnell zu den höchsten Stellen gelangen. Aber sie sind über den morgenden Tag nicht sicher; eine Laune des Kaisers, eine Denunciation, ein reicher oder einflussreicher Feind reicht hin, sie zu stürzen, in die Verbannung zu schicken, ja sie um das Leben zu bringen.

Die öffentlichen Aemter sind in China ebenso gesucht, als in Europa. Sie sind es vielleicht noch mehr, wenn man die Vorsichtsmassregeln bedenkt, die man ergriffen hat, um das Bewerben und die krankhafte Sucht nach Stellen zu vermeiden, welche bei uns

*) Theil I, S. 115.

in den letzten Zeiten so viel Widerwillen erregt hat. Diese Vorsichtsmassregeln sind zu interessant, als dass wir sie übergehen könnten. Vielleicht wird man es passend finden, in Frankreich etwas Aehnliches einzuführen.

Die Zahl der Beamten an jedem Gerichtshofe und in jedem Verwaltungszweige ist gesetzlich bestimmt. Wer als überzählig angestellt wird oder die Veranlassung dazu ist, dass ein anderer es wird, ohne zu der gesetzlich bestimmten Anzahl zu gehören, erhält hundert Schläge und eine Erhöhung der Strafe für jeden Ueberzähligen, dessen Ernennung er veranlasst hat. *) — Wenn ein solches Gesetz in unserem Lande gälte, so würde wohl der Eifer der Bewerber und der gute Wille der Gönner ausserordentlich erkalten. Aber wunderbar ist Folgendes:

„Wenn Civilbeamte der Regierung, die nicht durch vorzügliche dem Staate geleistete Dienste sich auszeichnen, der Güte des Kaisers als höherer Ehren würdig empfohlen werden, so sollen jene Beamten und diejenigen, welche sie empfehlen, eingezogen und zum Tode durch das Schwert verurtheilt werden. **)

„Die Adressen, welche man zu Gunsten eines der hohen Beamten des Staates an den Kaiser sendet, werden für den Beweis verrätherischer Umtriebe, welche die Regierung zu stürzen drohen, angesehen; ihre Verfasser sollen mit dem Tode bestraft werden, sowie der Beamte, welcher der Gegenstand der Adresse ist, wenn er an dem Verbrechen Theil hat.“ ***)

Diese ausserordentliche Strenge kann nicht blos den Zweck haben, Intriguen zu hintertreiben und zu verhindern, dass Unbefähigte die höchsten Stellen im Staate bekommen; das Gesetz will namentlich dem entgegen arbeiten, dass man der Macht des Kaisers den geringsten Zwang anthue. In einem grossen Reiche, wie China, bei einer Bevölkerung, welche nicht der Zügel der Moral und Religion festhält, begreift man wohl, dass die Regierung argwöhnisch ist, und dass sie gewissermassen vor den hohen Würdenträgern zittert, welche eine Macht besitzen, mit deren Hülfe sie, wenn sie es wagen wollten, das Joch abschütteln und die Sicherheit des Thrones gefährden könnten. Auch sind die chinesischen Gesetze ausserordentlich streng bei dem geringsten Mangel an der dem Kaiser schuldigen Achtung. „Es ist bei Strafe von achtzig Schlägen verboten, in einer Adresse an den Kaiser den Titel: Seine Majestät zu gebrauchen; bei Strafe von vierzig Schlägen, ihn bei einer Unterweisung an das Volk anzuwenden; bei Strafe von hundert Schlägen, ihn sich selbst oder andern zu geben.“ †) Endlich wird der Bambus noch zur Bestrafung dessen gebraucht, der auf die Residenzen oder kaiserlichen Tempel schiesst.

Wenn auch die Gesetze, unter denen die chinesischen Beamten in China stehen, sehr streng sind, so werden sie doch durch Formen

*) Theil I, S. 97.
**) Theil I, S. 95.
***) Theil I, S. 113.
†) Theil I, S. 120.

gemildert, welche Aehnlichkeit mit dem haben, was man in Frankreich den constitutionellen Schutz nennt (*la garantie constitutionelle*).

Wenn ein Regierungsbeamter am Hofe oder in der Provinz als Beamter oder als Privatmann ein Verbrechen gegen die Gesetze begeht, so muss in wichtigen Fällen sein Vorgesetzter an den Kaiser genauen und specialisirten Bericht erstatten, und man kann nicht ohne die bestimmte Bestätigung Seiner Majestät zur Verurtheilung des Schuldigen schreiten. *)

Privilegirte Personen können wegen gesetzlicher Vergehungen nur auf bestimmten Befehl des Kaisers verfolgt werden, welchem der ganze Process zur definitiven Bestätigung vorgelegt werden muss. Aber das Privilegium hört auf, sobald es sich um Verbrechen handelt, welche einen Verrath einschliessen; dahin gehören: Aufruhr, Treulosigkeit, Desertion, Vatermord, grausamer Todtschlag, Entweihung, Impietät, Widersetzlichkeit, Blutschande. **)

Namentlich bei öffentlichen Beamten findet das System der Verantwortlichkeit, von welchem wir oben sprachen, energische Anwendung. So oft Gerichtshöfe oder ein Collegium von Beamten irrige oder gesetzwidrige oder zu milde oder zu strenge Entscheidungen gegeben haben, oder nachlässig in ihrem Verfahren gewesen sind, so wird der Gerichtsschreiber als Haupturheber des Verbrechens betrachtet; alle andern Mitglieder werden auch bestraft, aber gelinder, bis zum Präsidenten hinauf. Je niedriger gestellt in China ein Beamter ist, um so grösser ist seine Verantwortlichkeit; denn man nimmt an, dass das Verbrechen nicht begangen worden wäre, wenn die unteren Beamten ihre Stelle nicht angenommen hätten. So sind diese schrecklichen Strafen ausgesetzt, wenn sie bei einem gesetzwidrigen Beschlusse mit thätig sind, aber auch aller Rache ihrer Vorgesetzten, wenn sie es nicht thun. Anderwärts wäre eine solche Stellung ganz unmöglich; aber in China fürchten sich die Beamten vor nichts, denn sie wissen immer ein Mittel zu finden, sich aus der Schlinge zu ziehen.

In Bezug auf das erwähnte Gesetz ist noch besonders hervorzuheben, dass man den Gerichtshöfen ein Verbrechen daraus macht, wenn sie eine falsche Entscheidung gegeben haben. In Europa würde es ein schönes Schauspiel sein, wollte man die Richter schlagen, wenn sie sich geirrt haben. In China dagegen ist ein Gerichtshof strafbar nicht nur wegen eines ungenauen Bescheides in einer Angelegenheit, die er natürlich kennen muss, sondern auch, wenn z. B. ein höherer Gerichtshof die irrige Entscheidung eines niederen Gerichtshofes bestätigt, oder auch, wenn ein niederer Gerichtshof die irrige Entscheidung bestätigt, welche ihm von einem höheren Gerichtshofe zugeschickt worden ist.

Die Verantwortlichkeit der niederen Beamten geht so weit, dass Fälle vorkommen können, in denen sie mit dem Tode bestraft werden, weil ein Brief schlecht gesiegelt worden ist. Wenn das officielle Siegel schlecht ausgedrückt ist oder verkehrt steht, so bekommen alle dafür verantwortliche Beamten achtzig Schläge, und wenn

*) Theil I, S. 29.
**) Theil I, S. 27.

der Adressat in Folge dieser Ungenauigkeit an der Authentie des Aktenstückes zweifelt, den Inhalt desselben auszuführen zögert, und so vielleicht eine militärische Operation unterbleibt, so wird der Gerichtsschreiber mit dem Tode bestraft. *)

In bürgerlicher Beziehung sind die Beamten nach mancher Seite hin beschränkt, und das kann man wohl eine der klügsten Einrichtungen der chinesischen Gesetzgebung nennen. — Es ist allen Regierungsbeamten, welche einen Gerichtsbezirk haben, sowie ihren Schreibern und Secretarien verboten, innerhalb ihres Bezirkes und für die Dauer ihrer Anstellung sich Ländereien zu erwerben.**) — Ferner ist es den Regierungsbeamten in Städten ersten, zweiten und dritten Grades verboten, eine Frau zu nehmen, welche in ihrem Gerichtsbezirke wohnt, bei Strafe von achtzig Bambusstockschlägen. Der Beamte, welcher dieses Gebot übertritt, soll hundert Schläge bekommen, wenn der Gatte oder Vater der Frau einen Process vor seinem Gerichtshofe hat; dieselbe Strafe trifft ihn, wenn er eine solche Frau seinem Sohne, Enkel, jüngeren Bruder oder Neffen zur Frau gibt. ***)

Die Stufenfolge der Strafen, wie sie das Strafgesetzbuch festsetzt, ist sehr einfach. Die gewöhnlichste Strafe ist der Cangue und Bambusstockschläge, bald mit dem dickeren, bald mit dem dünneren Ende, welche zwischen achtzig und hundert schwanken. Die Strafe von sechzig bis hundert Schlägen ist oft mit zeitweiliger oder immerwährender Verbannung und mit Brandmarkung verbunden. Die Todesstrafe erfolgt durch den Strang oder das Schwert, je nach der Grösse des Verbrechens; für die grössten Greuelthaten gibt es noch die langsame und schmerzvolle Todesstrafe oder die Messerstrafe, welche folgendermassen vollzogen wird: man befestigt den Schuldigen an ein Kreuz, welches so gross wie derselbe ist und in der Erde fest steht; dann nimmt der Henker auf Gerathewohl aus einem verdeckten Korbe eines von den Messern, welche darin sind, und schneidet das Glied ab, welches das Messer angibt. Die Verwandten des Verbrechers suchen in der Regel diese entsetzlichen Leiden dadurch zu verkürzen, dass sie dem Henker Geld geben, damit er so bald als möglich das Messer aus dem Korbe finde, welches in das Herz gestossen werden soll.

So streng die chinesischen Gesetze zur Unterdrückung der Verbrechen auch sind, so enthalten sie doch mancherlei bemerkenswerthe Bestimmungen, deren sich unsere modernen Gesetzgebungen nicht zu schämen brauchten. Hierher gehört namentlich das System der Milderungsgründe, welches vielleicht eine moralischere Grundlage als das französische hat. Bei uns [in Frankreich] ist die Abschätzung der Milderungsgründe der Willkühr der Geschworenen überlassen, welche blos zu erklären haben, dass deren vorhanden sind, ohne sich weiter darüber auszusprechen. In diesem Sinne gibt es in China keine Milderungsgründe, sondern das Gesetz macht bestimmte Fälle speciell namhaft, welche, wenn sie erwiesen sind, gesetzlich bald eine

*) Theil I, S. 135.
**) Theil I, S. 170.
***) Theil I, S. 195.

Ermässigung der Strafe, bald den vollen Erlass derselben nach sich ziehen.

In gewissen ausserordentlichen Fällen, so bei Gelegenheit eines wichtigen Ereignisses, übt der Kaiser einen allgemeinen Gnadenact aus, welcher in einfacher Verzeihung besteht. Dieser Gnadenact findet natürlich nie auf diejenigen Anwendung, welche Verrath oder irgend ein anderes Verbrechen absichtlich und mit Vorsatz begangen haben. Die Amnestie schliesst aber alle diejenigen ein, welche aus Unachtsamkeit gefehlt oder in die That mit verwickelt oder besonders verantwortlich sind. Ausserdem kann jeder Verbrecher ohne Ausnahme besonders begnadigt werden. *)

Die Rücksicht auf die Verwandten veranlasst manchmal eine Milderung der Strafe eines Verbrechers, der den Tod verdient hätte. In diesem Falle darf er nicht Kinder haben, welche älter als sechszehn Jahre sind, seine Aeltern müssen älter als siebzig Jahre oder krank sein, und das Verbrechen muss überhaupt so sein, dass Amnestie darauf erfolgen kann. Es wird darüber an den Kaiser referirt, welcher die Entscheidung hat. Sollte der Verbrecher verbannt werden, so bekommt er statt dessen hundert Schläge und eine Geldstrafe. **)

Auch Alter oder Krankheit des Verbrechers können Milderungsgründe werden. Man muss den Fall dem Kaiser in einem besonderen Schreiben auseinander setzen. Um eine Milderung der Strafe herbeizuführen, genügt es, dass der Verbrecher zur Zeit der Gerichtsverhandlung alt und krank sei, wenn er es auch nicht war, als er das Verbrechen beging.

Der Verbrecher, welcher sich freiwillig der Obrigkeit stellt, ohne dass das Verbrechen sonst wie entdeckt worden sei, erhält Verzeihung, muss aber Schadenersatz tragen. Das Geständniss zieht regelmässig eine Milderung der Strafe nach sich; manchmal sogar, wenn es unter gewissen, besonders namhaft gemachten Umständen geschieht, erfolgt vollständige Verzeihung, abgesehen vom Schadenersatze. Ein solches System ist voller Weisheit, und die Chinesen sind in dieser Beziehung wohl andern Völkern voran. In Frankreich erfolgt auf ein Geständniss fast stets eine Darlegung von Milderungsgründen, welche von Rechts wegen eine Ermässigung der Strafe nach sich ziehen; aber es gibt kein Gesetz darüber. Wäre es nicht besser, wenn das Gesetz selbst diese Strafmilderung ausspräche, welche, auf dem Boden des Rechtes fussend, den Verbrecher gewiss veranlassen würde, mit Rücksicht auf diese bestimmte Milderung Geständnisse zu machen?

Wenn jemand, der auf die an ihn ergangene Vorladung nicht vor Gericht erschienen ist, sich endlich doch stellt und einen Mitschuldigen nennt, der sich in gleichem oder höherem Grade vergangen hat, so hat er Ansprüche auf Verzeihung. ***)

Das chinesische Gesetz lässt ebenso wie das französische in gewissen Fällen Entschuldigungen gelten. So darf man z. B. bei

*) Theil I, S. 35—66.
**) Theil I, S. 46.
***) Theil I, S. 61.

Nacht nicht ohne besondere Genehmigung in ein bewohntes Haus eintreten; wenn der Hausherr jemanden tödtet, der mit Gewalt zur Unzeit sein Haus betreten hat, so wird er nicht bestraft; der Fall wird als Nothwehr betrachtet. Ebenso ist es, wenn ein Mann seine ehebrecherische Frau oder ihren Mitschuldigen tödtet. *)

Die Art und Weise, wie man die Verbrecher im Gefängniss behandeln und sie bestrafen soll, ist bis auf das Kleinste durch bestimmte Vorschriften festgesetzt. Wenn die Obrigkeit Verbrecher einsperren lässt und nicht alle gesetzlich vorgeschriebenen strengen Massregeln befolgt, so wird sie mit Schlägen bestraft, welche im Verhältniss zu jenen Verbrechen stehen. **) Es kommt manchmal vor, dass die Mandarinen, ehe sie sich Bambusstockschlägen aussetzen, ihre Gefangenen so grausam behandeln, dass wir es nie geglaubt haben würden, wenn wir es nicht mit eignen Augen gesehen hätten. Eines Tages begegneten wir auf einer Strasse, die nach Peking führt, einer Menge Wagen, welche dicht gedrängt voll Chinesen waren, die fürchterliches Geschrei ausstiessen. Trupps von Soldaten, an deren Spitze ein Officier ging, escortirten diese Gefangenen. Als wir anhielten, um die Menschenmenge vorüber zu lassen, schauderten wir zusammen, als wir sahen, dass diese Unglücklichen mit einer Hand an die Breter des Wagens angenagelt waren. Ein Trabant, den wir fragten, sagte mit grösster Kaltblütigkeit: Wir haben in einem benachbarten Dorfe ein Diebsnest ausgespürt. Dabei haben wir eine bedeutende Menge gefangen genommen, und da wir nicht Ketten genug bei uns hatten, mussten wir an ein anderes Mittel denken, sie fortzubringen. Da haben wir sie mit einer Hand angenagelt. — Sind denn aber nicht vielleicht Unschuldige unter ihnen? — Wer kann das wissen? Man hat die Sache noch nicht untersucht. Wir führen sie in den Gerichtshof ab und haben diese Massregel nur deshalb ergriffen, damit sie uns nicht entwischen können. Später wird man schon, wenn es so ist, die Diebe von den Unschuldigen trennen. — Dieser Trabant fand die Sache ganz natürlich; ja er war stolz und zufrieden über die geistreiche Massregel, welche man gegen diese Leute ersonnen hatte. Das Schauspiel, welches wir einen Augenblick vor Augen hatten, war entsetzlich; aber noch weit entsetzlicher war das Lächeln und Spotten der Soldaten, welche sich gegenseitig auf die Verzerrungen aufmerksam machten, die der Schmerz auf den Gesichtern der unglücklichen Gefangenen hervorrief. Wie weit muss es dann in Revolutionen und Bürgerkriegen bei einem Volke kommen, welches in ruhigen und friedlichen Zeiten solcher Barbarei fähig ist? Heutigen Tages muss man sich in China in den von der Insurrection heimgesuchten Provinzen die unglaublichsten Greuelthaten gefallen lassen.

Das Strafgesetzbuch beschäftigt sich, wie man sich denken kann, viel mit der Organisation der Familie, welche in China gewissermassen eine eben so wohl politische als sociale Einrichtung ist. Wie sehr man auch das Dogma der kindlichen Liebe gerühmt hat, so ist

*) Theil II, S. 51 und 68.
**) Theil II, S. 283.

es doch erwiesen, dass man in den chinesischen Familien weit weniger wahre Harmonie findet, als bei den Völkern Europa's. Der Grund davon ist sehr einfach: in China bestimmen Gesetz und Bambus, nicht aber Pflicht und Religion die kindliche Liebe, und suchen die Familienbande künstlich zu erhalten. Gewiss waren anfänglich die Gesetze, welche man in dieser Beziehung gab, der Ausdruck eines lebendigen und wahren Gefühls; aber das Gefühl ist seitdem verschwunden, und nur das Gesetz ist geblieben. Die Furcht vor dem Cangue und Rotang hat ganz natürlich die Stelle der Zuneigung einnehmen müssen, und heutigen Tages ist jene kindliche Liebe nur noch Gewohnheitssache.

Die Ehe, die Grundlage der Familie, ist sorgfältig und genau von der chinesischen Gesetzgebung geordnet worden. Man findet darin überall den Charakter der Haustyrannei, welcher den Sitten aller der Völker eigenthümlich ist, die nicht unter dem Einflusse des Christenthums stehen. Als wir von den bei Hochzeitsfeierlichkeiten gebräuchlichen Riten und Ceremonien sprachen, haben wir die despotische Macht erwähnt, welche die Aeltern über ihre Kinder haben. Die zukünftigen Gatten werden nie gefragt; nur ihre Aeltern thun die ersten Schritte, bestimmen die Hochzeitsgeschenke, schliessen den Contract ab u. s. w. Alle diese Vorgänge finden durch die Vermittlung dritter Personen Statt, welche so zu sagen das Steigen und Fallen der heirathsfähigen Waare bestimmen. Wenn man einig ist, feiert man die Verlobung. Weigert sich dann eine der Familien, den Contract zu halten, so wird das Familienoberhaupt zu fünfzig Schlägen verurtheilt, und die Heirath wird vollzogen. Hat man keinen Contract aufgesetzt, so genügt das Annehmen der Hochzeitsgeschenke, um die Einwilligung der contrahirenden Parteien zu bezeugen.

Es ist sehr leicht, wie man sieht, eine Ehe zu schliessen, ohne diejenigen zu befragen, welche hauptsächlich dabei interessirt sind. Aber das gilt nur bei einer ersten Heirath. Ein Familienvater kann seine verwittweten Kinder nicht zwingen, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, bei Strafe von achtzig Schlägen. *)

Wenn in der Zeit zwischen Verlobung und Ehe die Aeltern der zukünftigen Frau ihre Hand einem Andern versprechen, so bekommt ihr Vater siebzig Schläge; er bekommt achtzig, wenn die Braut schon vorgestellt und angenommen worden ist. Wer die Ehe verspricht, während schon die Verhandlungen zu einer andern Ehe eingeleitet sind, bekommt ebenfalls achtzig Schläge. Ausgenommen sind die Fälle, wenn sich Diebstahl oder Ehebruch bei einem der Contrahenten vor der Hochzeit nachweisen lässt; denn dann ist der Contract gerichtlich aufgehoben.

Die chinesischen Gesetze bestimmen gewisse Verhältnisse, in denen man eine Heirath nicht eingehen kann. Es gibt absolute Hindernisse, relative Hindernisse und einfach aufschiebende Hindernisse. Es ist verboten zu heirathen in der Zeit, welche gesetzlich zur Trauer um Vater, Mutter und Gatte bestimmt ist. Eine

*) Theil I, S. 190.

unter solchen Umständen abgeschlossene Heirath ist nichtig und wird ausserdem mit hundert Schlägen bestraft. Die Ehe, welche in der Trauerzeit um Grossvater oder Grossmutter, Onkel oder Tante, jüngere Brüder oder Schwestern abgeschlossen wird, ist gültig, wird aber mit achtzig Schlägen bestraft.*)

Das Gesetz erklärt eine Heirath für nichtig, welche eine Wittwe geschlossen hat, die vom Kaiser einen Ehrenrang bei Lebzeiten ihres Mannes bekommen hat; sie erhält hundert Schläge, verliert ihren Rang und wird von ihrem neuen Manne getrennt.**)

Ehen mit Personen, welche denselben Familiennamen haben, mit einer Person, die sich eines begangenen Verbrechens wegen geheim hält, mit Musikern und Comödianten, werden für nichtig erklärt, und die Delinquenten mit Schlägen gestraft.

Eine Folge der Art und Weise, wie man die Ehe in China schliesst, ist die Ehescheidung nicht nur aus gesetzlich bestimmten Gründen, sondern auch bei gegenseitiger Uebereinstimmung. Es scheint ganz natürlich zu sein, dass Kinder, die nicht ernstlich gefragt werden, wenn es die Heirath gilt, wenigstens das Recht haben, sich zu trennen, wenn sie sich nicht vertragen. Der Mann kann seine gesetzliche Frau aus folgenden Gründen verstossen, von denen einige ziemlich sonderbar klingen: 1) wegen Unfruchtbarkeit, 2) wegen unmoralischen Lebens, 3) wegen Geringschätzung der Aeltern des Mannes, 4) wegen Hang zur Verleumdung, 5) wegen Neigung zum Diebstahl, 6) wegen Eifersucht, 7) wegen habitueller Krankheiten.

Die Impietät, welche in den chinesischen Gesetzen als eines der grössten Verbrechen aufgeführt wird, ist nichts anderes, als die Verabsäumung der Familienpflichten. Sie wird im Strafgesetzbuch folgendermassen bestimmt: „Impietät ist der Mangel an Achtung und Sorgfalt für die, denen man das Dasein verdankt, von denen man erzogen und beschützt wird. So ist es auch ein Zeichen von Impietät, wenn man einen Process gegen seine nächsten Verwandten anstellt, sie schimpft, nicht Trauer um sie anlegt und ihr Andenken nicht ehrt.“ ***)

Die gesetzlich bestimmten Strafen für Impietät sind fürchterlich. Man wird mit dem Tode bestraft, wenn man seine Verwandten in aufsteigender Linie geschlagen hat, wenn man sie fälschlich angeklagt hat, wenn man beleidigende Worte gegen sie ausgesprochen hat, vorausgesetzt, dass der beleidigte Verwandte selbst die Klage einreicht, und die Beleidigungen gehört hat. Vatermord wird mit der Messerstrafe belegt; stirbt der Mörder im Gefängniss, so wird die Strafe an seinem Leichnam vollzogen.

Das Gesetz bestimmt die Art und Weise und die Dauer der Trauer, an welche jedermann nach dem Tode eines Familiengliedes gebunden ist. Jeder, welcher die Nachricht von dem Tode seines Vaters, seiner Mutter oder seines Ehegatten erhält und nicht sogleich Trauer anlegt, wird mit sechzig Schlägen und Verbannung auf ein Jahr bestraft. Dieselbe Strafe trifft ihn, wenn er vor Ablauf der

*) Theil I, S. 188.
**) Theil I, S. 189.
***) Theil I, S. 23.

bestimmten Zeit die Trauer ablegt, oder wenn er während der Trauerzeit an Vergnügungen Theil nimmt.

Jeder Regierungsbeamte, der eine solche Nachricht bekommt, muss Trauer anlegen und sogleich seine Stelle aufgeben. Er muss sich während der ganzen Trauerzeit aller mit seiner Stellung verbundenen Arbeiten enthalten. Wenn er, um diese Geschäftspause zu vermeiden, fälschlicher Weise angibt, dass die gestorbene Person nur ein niederer Verwandter ist, so bekommt er hundert Schläge, verliert seine Stelle und wird für untüchtig erklärt, in Zukunft ein öffentliches Amt zu bekleiden.

Das vorhergehende Gesetz über die empfangene Nachricht vom Tode des Vaters oder der Mutter erstreckt sich nicht auf diejenigen Regierungsbeamten, welche wichtige Civilposten in entfernten Provinzen bekleiden oder ein Militärcommando fern vom Hofe haben. Wie sie sich in solchen Fällen zu verhalten haben, wird ihnen durch besondere kaiserliche Ordre bekannt gemacht. *)

Man sieht aus diesen Einzelnheiten, was eine kindliche Liebe sein muss, welche, um nicht ganz zu erlahmen, immer durch strenge Anwendung des Bambus angespornt werden muss.

Unter den Ritualgesetzen haben wir einige gefunden, welche es werth sind, wegen ihrer Excentricität besonders angeführt zu werden. „Alles was die Wissenschaft der Gestirne angeht, wie Sonne, Mond, die fünf Planeten, die achtzehn hauptsächlichsten, sowie die übrigen Constellationen, die Beobachtung der Finsternisse, der Meteore, der Cometen und anderer Erscheinungen am Himmel, gehört in das Fach der Beamten, welche das astronomische Collegium in Peking bilden. Wenn diese Beamten unterlassen, die genannten Erscheinungen genau zu beobachten und die Zeit anzugeben, in welcher sie statthaben werden, um darüber Seiner Majestät Rechenschaft abzulegen, so sollen sie mit sechzig Schlägen bestraft werden.“ **)

Eine andere Bestimmung, die vielleicht nicht so ganz geistlos ist, ist folgende: „Es ist den Zauberern, Hexenmeistern und Glückswahrsagern verboten, die Häuser der Civil- und Militärbeamten der Regierung zu besuchen, unter dem Vorwande, ihnen Unglücksfälle, welche die Nation bedrohen, oder Ereignisse mitzutheilen, über welche sie sich nur freuen könnte, und sie sollen mit fünfhundert Schlägen für jede Prophezeiung bestraft werden. Dieses Gesetz jedoch will sie nicht hindern, Personen, welche sie darum befragen, die Nativität zu stellen oder ihnen Geburten voraus zu sagen, indem sie in gewöhnlicher Weise die Sterne befragen.“ ***)

Die chinesische Nation, deren vollständige Gleichgültigkeit in religiösen Dingen man kennt, hat doch sehr in's Einzelne eingehende und sehr strenge Gesetze in Bezug auf den officiellen Cultus; jede Unterlassung, Vernachlässigung oder Unregelmässigkeit in der Beobachtung der Riten wird mit dem Bambus am Deliquenten oder am Ceremonienmeister geahndet, dessen schlechte Aufsicht daran Schuld ist. Wenn z. B. der Regierungsbeamte, welcher die Aufsicht über

*) Theil I, S. 310 und 311.
**) Theil I, S. 308.
***) Theil I, S. 309.

die heiligen Schweine hat, die man in den Pagoden zu feierlichen Opfern mästet, dieselben nicht dem Gesetze gemäss füttert, so dass eines von ihnen leidet oder mager wird, so soll er vierzig Schläge bekommen und hat bei jedem Thiere, welches sich in schlechtem Zustande befindet, eine Erhöhung der Strafe verwirkt. *) Ein krankes Schwein ist also ein wichtiges Ereigniss, welches alle in einer Pagode Angestellten in die grösste Verwirrung bringen kann.

Das chinesische Gesetz erklärt die Bonzen und die Tao-sse oder die Doctoren der Vernunft gewissermassen für bürgerlich todt. Es ist ihnen verboten, Vater und Mutter zu besuchen, den Ahnen zu opfern, und was ganz besonders merkwürdig ist, um die verstorbenen Aeltern Trauer anzulegen, bei Strafe von hundert Schlägen. **)

Das Strafgesetzbuch China's, von dem wir eine kurze Skizze zu geben versucht haben, geht oft in die kleinlichsten Bestimmungen über Punkte ein, mit denen sich zu befassen europäische Gesetzgebungen gar nicht für nöthig gehalten haben. Als wir die Unzahl von Vorschriften und Verordnungen jeder Art durchgingen, haben wir mehr als einmal bemerken müssen, dass die Gesetze China's nicht immer in Einklang sind mit der Verfahrungsweise seiner Bewohner. Da die Obrigkeit ihre Kraft und Energie verloren hat, so lebt das Volk fast ganz nach Willkühr, ohne sich um das Strafgesetzbuch und die darin enthaltenen Gesetze zu bekümmern. Die Mandarinen selbst üben ihre Macht ganz willkührlich aus. In den ernstesten Fällen, wenn sie z. B. bei einem Verbrecher die Tortur anzuwenden haben, um ein Geständniss zu erhalten, oder wenn es sich um die Todesstrafe handelt, bestimmt die Gesetzgebung ganz umsonst das Verfahren der Obrigkeit; diese beachtet sie gar nicht, und Willkühr und Laune ist oft ihre einzige Richtschnur.

Im Jahre 1849 im Sommer durchreisten wir die Provinz Schantung, um uns nach Peking zu begeben. Eines Tages folgten wir auf einem Lohnwagen der kaiserlichen Strasse, welche von grossen Bäumen begrenzt war. Während der Kutscher, der auf einem der Schwangbäume des Fuhrwerkes sass, seine Pfeife rauchte und die mageren Maulthiere mit der Peitsche antrieb, schweiften unsere Augen weithin über eine traurige und eintönige Ebene, die sich unabsehbar vor uns ausbreitete. Der chinesische Kutscher klopfte die letzte Asche aus seiner Pfeife, sprang auf die Erde herab und lief ein Stück voraus, den Kopf emporgerichtet und sich rechts und links umsehend, gleich als wollte er eine Entdeckung machen. Er kam schnell zurück und sagte: Seht doch auf die Bäume hinauf, die am Wege stehen. — Wir erhoben unsere Augen in der Richtung, die er uns mit dem Stiele seiner Peitsche angab, und bemerkten zahlreiche kleine Käfige, welche an den Zweigen der Bäume hingen; man hätte glauben können, man wolle Vögel darin fangen. — Was ist denn das? fragten wir den Kutscher.— Seht nur aufmerksam hin; ihr werdet es bald merken. — Der Wagen fuhr weiter und wir schauerten zusammen vor Entsetzen, als wir ungefähr fünfzig Käfige

*) Theil I, S. 283.
**) Theil I, S. 307.

sahen, welche grob aus Bambusstäben gemacht waren und in denen Menschenköpfe staken. Fast alle waren in Fäulniss übergegangen und zeigten schreckliche Fratzen. Da mehrere Käfige verbogen und zerbrochen waren, hingen einige Köpfe an den Bambusstäben mit dem Barte oder den Haaren fest, andere waren auf die Erde herabgefallen und lagen noch am Fusse der Bäume. Unsere Augen konnten diesen scheusslichen und ekelhaften Anblick nicht lange ertragen.

Der Kutscher erzählte uns, dass der Bezirk von Diebesbanden heimgesucht würde, welche die Gegend verwüsteten, und deren die Mandarinen sich nicht hätten bemächtigen können. Im Anfange des Jahres hatte man einen ausserordentlichen Commissar mit einer ziemlichen Abtheilung Trabanten von Peking her geschickt. Eines Tages ergriff man in einem Dorfe fast alle Banditen; sie wurden augenblicklich zum Tode verurtheilt, und ohne weiteren kaiserlichen Befehl abzuwarten, liess der Mandarine ihre Köpfe an den Bäumen des Weges aufhängen, um Verbrechern als Schreckbild zu dienen.

Diese fürchterliche Execution hatte der ganzen Gegend eine heilsame Furcht eingejagt. Ich würde mich wohl hüten, sagte der Kutscher zu uns, bei Nacht hier vorüber zu gehen. — Warum denn, wenn man jetzt nichts mehr von den Räubern zu fürchten hat? — Warum? weil alle diese Köpfe um Mitternacht schreckliches Geschrei ausstossen. In allen umliegenden Dörfern hört man sie schreien. Wir wunderten uns durchaus nicht darüber, dass unser Kutscher diesem Mährchen glaubte; denn der blosse Anblick dieser scheusslichen Käfige regte die Einbildungskraft so auf, dass wir selbst mehrere Tage lang ihn nicht aus dem Gedächtnisse verlieren konnten.

Achtes Kapitel.

Abreise von Kuang-tsi-hien. — Unwetter. — Eilboten der Regierung. — Art und Weise Briefe zu wechseln. — Grosses Fest in Hoang-mei-hien. — Chinesische Musik. — Vorstellung, die man sich von der Musik der Alten machen muss. — Kaiserliche Strasse nach Peking. — Postsystem in China. — Halt am Ufer des Sees Pu-yang. — Einschiffung. — Cancrelats an Bord einer Junke. — Ueberblick über die Provinz Hu-pe. — Ackerbau in China. — Kaiserliches Fest der Landwirthschaft. — Einzelnheiten über den Ackerbau. — Feldfrüchte. — Bambus. — Nenuphar. — Kaiserlicher Reis. — Beobachtungsgeist der Chinesen. — Classification des Getreides. — Was die Schwalben im Winter werden. — Wie man eine Katze als Uhr gebraucht. — Methode, wie man die Esel am Schreien verhindert.

Als wir Kuang-tsi-hien verlassen wollten, besuchte uns der Präfekt der Stadt, welchem wir für die Art und Weise, wie er uns hatte aufnehmen lassen, unseren Dank abstatteten. — Wir fragten ihn nach seinem berüchtigten Räuberhauptmann. — Gestern, sagte er, habe ich den ganzen Tag im Verhöre mit ihm zugebracht, und das hat mich verhindert, euch zu besuchen. Ich habe selbst einen Theil der Nacht Sitzung gehalten, ohne ihn veranlassen zu können, seine Mitschuldigen anzugeben. So sind die Kuan-kuen; sie unterstützen sich gegenseitig und trotzen Tortur und Tod. In einigen Tagen, wenn er wieder hergestellt ist und die Spuren von den Schlägen verschwunden sind, schaffe ich ihn, nebst den Processacten, nach der Hauptstadt; die oberen Gerichtshöfe von U-tschang-fu werden die Sache übernehmen. Der Ngan-tscha-sse, der Ausspäher der Verbrechen, mag versuchen, ob er ihn zum Reden zwingt; aber ich glaube nicht, dass es ihm glücken wird.

Es ist in China gebräuchlich, dass der Richter, wenn er einen Angeklagten bis auf's Blut gegeisselt oder ihm fast alle Knochen im Leibe zerschlagen hat, Heilmittel anwenden lässt, um seine Kräfte wieder zu ersetzen und ihn dann auf's Neue zu foltern, ohne sein Leben zu gefährden. Man behauptet, dass mehrere dieser Mittel von wunderbarer Wirksamkeit sind; die Wunden vernarben so schnell, dass man jeden Tag die Strafe wiederholen kann.

Ungefähr eine Stunde mochten wir die Stadt Kuang-tsi-hien verlassen haben, als sich der Himmel ganz mit Wolken bedeckte. Ein heftiger Donnerschlag krachte plötzlich über unsern Köpfen, und grosse Regentropfen fielen auf die Erde. Wir fürchteten einen Augenblick lang, ein heftiger Sturm möchte uns überfallen, und die Leute unserer Karawane blickten ängstlich nach allen Seiten, wohin wir uns wohl flüchten könnten. Das Land, durch welches wir eben reisten, war ziemlich unfruchtbar und wild; Wohnungen waren so selten, dass man nirgends eine erblickte. Man sah nur in der Ferne etwas, das wie ein grosses Dorf aussah, aber in ganz entgegenge-

setzter Richtung lag, so dass wir hätten querfeldein gehen müssen, um es zu erreichen. „Trauerweide“ war in ausserordentlicher Angst; jeden Augenblick frug er uns, was man thun solle. — Die Sache ist sehr bedenklich, sagte er. — Ja, sehr bedenklich; das Wetter scheint sehr widerwärtig werden zu wollen. — Was gedenkt ihr denn in diesem Falle zu thun? — Das wissen wir selbst nicht recht, die Sache ist nicht leicht. — Wenn nun der Sturm losbricht? — Da müssen wir es geduldig hinnehmen; wir wissen im Augenblick nichts Besseres zu thun. — Unser Führer konnte sich nicht in diese Resignation finden; er belästigte uns jeden Augenblick, und bildete sich ein, wir würden doch endlich ein aussergewöhnliches Mittel auffinden, um das Wetter zu beschwören, oder einen Ausweg entdecken, wie wir uns schützen könnten. Er schien zu glauben, dass Leute wie wir in solchen Fällen nicht in Verlegenheit kommen.

Glücklicherweise wurde kein Sturm daraus. Nach den ersten Tropfen, die wie Sapeken gross auf die Erde herabstürzten, fing es ganz sanft und mit bewundernswürdiger Ruhe und Regelmässigkeit zu regnen an. So ging es fast den ganzen Tag fort, und niemand wurde dadurch belästigt. Die Atmosphäre, welche vorher erstickend gewesen war, wurde köstlich frisch. Koth war nicht zu befürchten, denn wir gingen auf einem sandigen und ausserdem sehr dürren und verdursteten Boden, der mit unersättlicher Gier alles Wasser aufsaugte, das vom Himmel herabfiel. Die Palankinträger waren überglücklich, als der Regen ihren Rücken nässte und sie sich so leicht den ersehnten Genuss des Badens verschaffen konnten; sie lachten laut auf, sangen aus voller Seele und vollführten scherzend ihre mühsame Arbeit. Die Fussgänger und Reiter unserer Begleitung waren nicht weniger vergnügt; mit blossem Kopfe und in einfacher Unterhose genossen sie mit grösster Lust den frischen Regen. Wir beneideten sie; aber die strengen Riten machten es uns zur unerlässlichen Pflicht, in den Palankinen eingesperrt zu bleiben.

Gegen Mittag wurden wir von zwei Reisenden eingeholt, welche eine Binde von Baumwolle dreimal fest um den Leib geschlungen, einen spitzigen Rotanghut auf dem Kopfe, und ein grosses lackirtes Futteral auf dem Rücken trugen. An den Füssen hatten sie Sandalen aus Lederriemen. Sie gingen schweigsam, mit schaukelnden Armen, mit grossen und immer gleichförm gen Schritten, jedoch ohne dass es aussah, als wenn sie eilten. Ihre Augen waren immer zur Erde gerichtet, und kaum wandten sie den Kopf, als sie bei unserer Karawane vorüberkamen; einen Augenblick später waren sie weit vor uns, und bald verloren wir sie ganz aus dem Gesichte. Die beiden Männer waren Eilboten der Regierung; sie gingen nach der kaiserlichen Strasse zu, um Peking zu erreichen. Das lackirte Futteral, welches sie auf dem Rücken trugen, enthielt Depeschen von der Verwaltung zu U-tschang-fu.

Die chinesische Regierung hat Eilboten zu Fuss und zu Pferde, deren Dienst sehr regelmässig ist. Auf diese Weise ist sie immer bekannt mit allem, was in den Provinzen und bei den tributpflichtigen Völkern vorgeht. In bestimmten Entfernungen sind auf allen Hauptstrassen frische Pferde, die man bei gewöhnlichen Depeschen

Trab gehen lässt. Verlangen die Nachrichten grössere Eile, so reiten die Stafetten Tag und Nacht in starkem Galopp, oder man nimmt Eilboten zu Fuss, deren Schritte, wie man sagt, schneller sind, als Pferdetrab. Ehe diese Leute eine solche Stelle bekommen können, müssen sie sich lange Zeit hindurch daran gewöhnen, mit Taschen an den Beinen zu laufen, die mit Sand gefüllt sind, dessen Menge sie täglich vermehren. Auf diese Weise gewöhnen sie sich an starke und ermüdende Märsche und erlangen nach und nach ausserordentliche Behendigkeit. Wenn sie dann das Gewicht wieder entfernen, an welches sie ihre Beine gewöhnt haben, so können sie ohne Mühe mehrere Tage lang laufen. Diese Eilboten scheinen nie wirklich zu eilen; man möchte sagen, sie gehen einen ganz gewöhnlichen Schritt, und doch kommen sie mit ausserordentlicher Schnelligkeit vorwärts.

In China gibt es keine Post zum Gebrauche des Publikums. Wenn man Briefe fortschicken will, so muss man die Gefälligkeit eines Reisenden in Anspruch nehmen oder auf eigne Kosten jemanden schicken. Das ist natürlich sehr theuer, wenn es weit geht; auch muss man sich auf mancherlei Unfälle unterwegs gefasst machen, und oft gehen diese Briefe, nachdem sie viele Kosten verursacht haben, ganz verloren. Die Missionäre, welche in Europa an die wunderbar leichte Correspondenz gewöhnt sind, finden sich nur schwer in dieses langsame Wesen und die Schwierigkeiten. In fünfzig Tagen kommen Briefe von Paris nach Canton; aber von Canton nach Peking muss man drei Monate warten.

Die Chinesen leiden bei diesem Stande der Dinge durchaus nicht; weil es ihnen an aller Anhänglichkeit gebricht, so haben sie gar kein Bedürfniss, mit Verwandten und Freunden zu correspondiren. Da sie die Dinge dieses Lebens nur von ihrer positiven und materiellen Seite ansehen, so haben sie keinen Begriff von den zarten Beziehungen zweier Seelen, welchen es Vergnügen macht, durch herzliche Correspondenz sich einander zu nähern, sich ihre Freuden und Leiden mitzutheilen. Sie kennen nicht die lebhafte Rührung, welche man plötzlich bei dem blossen Anblicke einer Handschrift empfindet, die man erkennt. Ihre Hand hat nie gezittert, wenn sie das Siegel eines Briefes aufbrach. Selten sogar machen sie ihre Handelsgeschäfte schriftlich ab; sie begeben sich lieber an Ort und Stelle und thun es mündlich.

Man darf aber deshalb nicht denken, dass die Chinesen sich nicht häufig schreiben. Sie schicken sich Briefe, so oft sie Gelegenheit dazu finden; aber in diesen Briefen findet sich nichts Herzliches, nichts Vertrauliches. Es sind dies abgedroschene, durch den Gebrauch geheiligte Formeln, die man ohne Umstände an den Ersten Besten schicken kann. So bemächtigt sich auch der Erste Beste eines ankommenden Briefes, bricht ihn auf und liest ihn, und theilt dann den Inhalt dem Adressaten mit; das macht nicht die geringste Schwierigkeit. Wenn jemand schreibt und man neugierig ist, so braucht man ihm nur über die Schultern zu sehen und die Charaktere zu lesen, welche er hinmalt; da macht man gar keine weitern Umstände.

Im ersten Jahre unseres Aufenthaltes im himmlischen Reiche hatten wir als Augenzeugen eines Ereignisses Gelegenheit, die Wichtigkeit und den Werth eines chinesischen Briefes genau kennen zu lernen. Wir waren mit einem aus Peking gebürtigen Gelehrten zusammen, welcher seit acht Jahren sein Vaterland und seine Familie verlassen, und in einer Stadt des Südens eine Schulmeisterstelle angenommen hatte. Aus mehreren Unterhaltungen, welche wir mit diesem Chinesen gehabt hatten, konnten wir entnehmen, dass er nicht so trocken und unempfindlich wie seine Landsleute war. Sein Benehmen zeigte Sympathie, und er schien ausnahmsweise ein menschliches Herz zu haben. Eines Tages, als wir eben einen Boten nach Peking senden wollten, fragten wir ihn, ob er nicht seiner Familie oder seinen Freunden etwas schicken wolle. Ich möchte doch wohl, sagte er, meiner alten Mutter einen Brief schreiben; seit vier Jahren habe ich nichts von ihr gehört, und seit dieser Zeit weiss sie nicht, wo ich bin. Da heute günstige Gelegenheit vorhanden ist, möchte ich ihr einige Worte schreiben. — Wir fanden, das müssen wir gestehen, diese kindliche Liebe eben nicht sehr warm und feurig. Ja, antworteten wir, die Gelegenheit ist günstig; aber der Brief muss sogleich geschrieben werden, weil der Bote noch heute Abend abgeht. — Gleich, gleich, sagte er, der Brief ist im Augenblick fertig. Bei diesen Worten rief er einen seiner Schüler, der in einem Nebenzimmer in singendem Tone seine Lection aus den klassischen Büchern studirte, vielleicht eine schöne Stelle des Confucius über die Liebe der Kinder zu ihren Aeltern. Der Schüler trat bescheiden und aufmerksam herein. Lasse deine Lection einen Augenblick, sagte sein Lehrer zu ihm, nimm den Pinsel und schreibe mir einen Brief an meine Mutter. Aber verliere keine Zeit, denn der Bote soll sogleich abgehen. Hier hast du ein Blatt Papier. Der Schüler nahm das Blatt und ging, um ohne Weiteres einen Brief an die Mutter seines Lehrers zu schreiben.

Die Chinesen schreiben ihre Briefe gewöhnlich auf Luxuspapier, worauf in rother und blauer Farbe Vögel, Blumen, Schmetterlinge und mythologische Figuren abgebildet sind. Die chinesischen Charaktere in schönstem Schwarz stechen scharf genug gegen alle diese Phantasiegebilde ab.

Als der Schüler mit seinem Blatt Papier gegangen war, fragten wir den Schulmeister, ob der junge Mann seine Mutter kenne. — Durchaus nicht, antwortete er. — Wahrscheinlich wusste er gar nicht einmal, ob sie noch lebte oder bereits das Zeitliche gesegnet habe. — Wie kann er denn aber da einen Brief schreiben? Du hast ihm ja gar nicht einmal gesagt, was er schreiben soll? — Weiss er denn nicht, was man schreiben muss? Seit länger als einem Jahre übt er sich in literarischen Aufsätzen; er kennt eine Menge sehr schöner Formeln, und weiss genau, wie ein Sohn an seine Mutter schreiben muss. — Dagegen gab es nun wohl nichts einzuwenden. Wir sahen aber deutlich, dass man in China einen gewissen Unterschied mache zwischen der kindlichen Liebe, wie sie in Ausübung kommt, und derjenigen, welche so grossartig in Büchern beschrieben und erklärt ist.

Der Schüler, den Aufträgen seines Herrn treu ergeben, brauchte nicht viel Zeit. Er kam bald wieder mit seinem Briefe in einem feinen Couvert und bereits zugesiegelt, so dass der bewundernswerthe Sohn sich nicht einmal die Mühe nahm, die salbungsvollen Ausdrücke der zärtlichen Gefühle und Hochachtung zu lesen, die er an seine Mutter richtete. Ohne Zweifel kannte er sie längst auswendig und hatte sie seinem Schüler erst gelehrt. Er wollte jedoch die Adresse mit eigner Hand schreiben, was uns sehr überflüssig schien; denn der Brief konnte ohne Weiteres an jede Mutter des himmlischen Reiches geschickt werden, die ihn wahrscheinlich mit eben so vieler Freude gelesen haben würde, als die, an welche er wirklich bestimmt war.

Nachdem wir den ganzen Tag bei angenehm erquickendem Regen gereist waren, kamen wir nach Hoang-mei-hien, einer Stadt dritten Grades, am Ufer eines Flüsschens, nicht weit von der kaiserlichen Strasse. Wegen der Nähe des Sees Pu-yang, des Blauen Flusses und der Strasse nach Peking hat diese Stadt bedeutende Handelsthätigkeit. Es passiren sie alle Waaren, welche man vom Norden und Süden des Reiches in die Hauptniederlage von Hankeu schafft.

Hoang-mei-hien sollte unsere letzte Station in der Provinz Hu-pe sein. Wir wurden hier mit einem Glanze und einer Pracht aufgenommen, wie wir sie gar nicht mehr gewöhnt waren, seitdem wir die Provinz Sse-tschuen verlassen hatten. Man hätte sagen mögen, die Mandarinen dieser Stadt hätten die Aufgabe gehabt, uns das viele Unangenehme vergessen zu machen, das uns seit länger als einem Monate betroffen hatte. Der Gemeindepalast, in den man uns unterbrachte, war ausgesucht geschmückt. Ausser den Laternen, den Tapeten aus rothem Taffet und den zahlreichen an den Wänden aufgehängten Sprüchen, war man so aufmerksam gewesen, in die Zimmer Vasen mit Blumen zu stellen, welche nach allen Seiten hin Frische und kostbare Wohlgerüche verbreiteten. Das Ceremoniell bei den Besuchen wurde mit der grössten Strenge beobachtet. Die Mandarinen und die vornehmen Personen der Stadt kamen in officieller Kleidung. Man machte viel Complimente, es war ein unaufhörlicher Austausch nichtssagender Redensarten, und endlich ehrte man uns, was wir gar nicht erwartet hatten und uns wirklich überraschte, bei Nacht mit einem sehr schönen Feuerwerke und einer sehr schlechten Serenade.

Das Feuerwerk bestand aus einer Unmasse von Schwärmern, die in grossen Bündeln an Bambusstöcken hingen, und deren knallendes und lärmendes Abbrennen nicht einen einzigen Augenblick nachliess. Dieses unaufhörliche Geknatter wurde nur durch Bombarden unterbrochen, welche ganz unerwartet und mit heftigem Gekrach erdröhnten. In den vier Ecken des Hofes fanden sich die Hauptstücke des Feuerwerkes: Drachen und andere fabelhafte Thiere, welche aus allen Oeffnungen Feuer spien. Es gab auch Raketen in verschiedenen Farben, welche wie Pfeile emporflogen und im Fluge ihre leuchtenden Farben entfalteten. Noch mehr aber gefiel uns ein kleines Räderwerk, welches die Chinesen fliegende Sonne

nennen; man stellt es auf einem grossen Teller auf die Erde, hierauf zündet man es an, und sogleich dreht es sich schnell herum und verbreitet nach allen Seiten hin Fünkchen und brennende Pfeile. Dann steigt die fliegende Sonne plötzlich senkrecht in die Luft empor, wobei sie sich immer noch dreht und einen Feuerregen in den lebhaftesten und verschiedenartigsten Farben auf die Erde fallen lässt.

Die Chinesen sind jederzeit für das Pulver sehr eingenommen gewesen, dessen Gebrauch sie früher als die Europäer kannten; aber sie fanden mehr Gefallen daran, es zu Feuerwerken als zum Kriege anzuwenden. Da sie früher Feuerwerker als Artilleristen waren, so sieht man, dass sich ihre erste Neigung erhalten hat, und dass Schwärmer bei ihnen in höherer Achtung stehen als Kanonen. Sie kommen bei allen Festen und Feierlichkeiten vor. Geburten, Hochzeiten, Begräbnisse, Empfangsfeierlichkeiten der Mandarinen, Zusammenkünfte von Freunden, theatralische Vorstellungen, alles dies erhält durch das Abbrennen unzähliger Schwärmer munteres Leben. In Städten, selbst in Dörfern, kann man gewiss zu allen Stunden des Tages und der Nacht Raketen steigen oder Schwärmer knallen hören. Man möchte glauben, das ganze chinesische Reich sei nur eine ungeheure Fabrik von Feuerwerksgegenständen. Wir haben früher gesagt, dass man in den ärmsten Weilern, denen es oft an der unentbehrlichsten Nothdurft des Lebens gebricht, nichtsdestoweniger Wassermelonenkerne zu kaufen findet; jetzt können wir noch die Schwärmer hinzufügen.

Die Musik der Chinesen kommt ihren Feuerwerken nicht gleich. Wahrscheinlich hatte man für diesen festlichen Abend alle ausgezeichneten Künstler der Stadt Hoang-mei-hien vereinigt. Das Orchester war bedeutend und alle möglichen Instrumente vertreten. Es gab Hoboen, Violinen, Flöten, die den unsrigen ähnlich sind, so wie andere Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente, von so sonderbaren Formen, dass wir sie nicht näher beschreiben können. Die chinesische Musik hat einen zarten und melancholischen Charakter, der von vorn herein wegen seiner Sonderbarkeit gefällt; aber dabei ist sie so einförmig und monoton, dass sie bald ermüdet, und wenn sie länger anhält, stumpft sie endlich die Nerven ganz ab. Die Chinesen musiciren übrigens nicht auf's Gerathewohl, wie man denken möchte, sie begnügen sich nicht damit, ihre Instrumente zu blasen, wie es ihnen der Augenblick eingibt. Sie haben bestimmte Regeln; ihre Tonleiter, für welche sie eigenthümliche Zeichen haben, enthält keine halben Töne; daher rührt wahrscheinlich die ermüdende Eintönigkeit ihrer musikalischen Compositionen. Diese sind übrigens ohne allen wissenschaftlichen Werth, wobei allerdings nicht ausgeschlossen bleibt, dass man manchmal mehr oder weniger angenehme Melodien findet, wie man deren ja auch in den Gesängen der Wilden beobachtet hat.

Wenn man den europäischen Schriften über China, sowie den chinesischen Büchern selbst glauben darf, so hat man zu jeder Zeit und namentlich im Alterthume der Musik hohe Wichtigkeit beigelegt, so dass man sie als wesentliches Erforderniss einer guten Regierung und des Volksglückes betrachtete. Unter den heiligen

Büchern nannte man ehemals das Yo-king oder Buch der Musik, welches seit der vom Kaiser Tsing-sche-hoang-ti anbefohlenen Feuersbrunst verloren gegangen ist. Confucius spricht von diesem kanonischen Buche mit dem grössten Lobe und beklagt den Verlust dieses kostbaren Denkmales aus dem Alterthume. Aus der Achtung und Verehrung, welche man immer in den alten Zeiten für Riten und Musik an den Tag gelegt hat, kann man schliessen, dass man mit diesen beiden Begriffen vor der Einführung der Culte des Buddha und Lao-tze die ursprüngliche Religion der Chinesen bezeichnete, deren Dogmen uns nicht hinlänglich bekannt sind, die aber auf den Haupttraditionen der Menschheit beruhen müssen.

Man glaubt, dass das Yo-king, das Buch der Musik, eine Sammlung von Liedern und Gebeten war, welche man bei Opfern und religiösen Feierlichkeiten sang, und dass es ausserdem die Lehre der Religion enthielt. Das Buch der Riten war eine Ergänzung desselben. Diese Ansicht, dass im chinesischen Alterthume die Musik und die Riten der Ausdruck der Religion waren, könnte durch mehrere Beispiele aus den Annalen uud den kanonischen Büchern bewiesen werden. Man findet im Li-ki folgende Worte: „Die Musik ist der Ausdruck der Vereinigung der Erde mit dem Himmel. Mit Ceremoniell und Musik ist nichts schwer im Reiche.“ Dasselbe heilige Buch sagt anderwärts: „Die Musik hat Einfluss auf das Innere des Menschen und stellt ihn in Beziehung zum Geiste. Ihr Hauptzweck ist, die Leidenschaften zu zügeln; sie lehrt Vätern und Kindern, Fürsten und Unterthanen, Gatten und Gattinnen ihre gegenseitigen Pflichten. Der Weise findet in der Musik Lebensregeln.“ Die Philosophen des Alterthums gehen noch weiter und behaupten sogar, dass sie der Stützpunkt der Macht, das stärkste Band der Gesellschaft, das Band der Gesetze ist u. s. w. Man sprach allgemein von den religiösen Lehren, die im Yo-king enthalten waren. Die Annalen und die alten Schriftsteller erzählen einstimmig, dass die Musik im Alterthume ein allgemeiner Gegenstand des Nachdenkens für die Weisen und der Sorge der Regierung war. Man berichtet, dass Schun, der Gründer der chinesischen Monarchie, auf seinen Reisen durch das Reich überall nachfragte, ob man an der Musik etwas geändert habe. Wie kann man nun glauben, dass es sich da nicht um Gesang und Noten handelte? Nach der Schule des Confucius sind Ceremonien und Musik die besten und wirksamsten Mittel, um die Sitten zu bessern und den Staat in Blüthe zu bringen. „Unter den drei ersten Dynastien, sagt ein berühmter chinesischer Moralist, ging die ganze Regierung von der Einheit aus; Ceremonien und Musik umschlangen das ganze Reich. Nach den drei ersten Dynastien wurde die Regierung gleich von Grund aus getheilt; Ceremonien und Musik waren nichts weiter als ein leerer und bedeutungsloser Name.“ Die alten Dichter nennen die Musik: „Das Echo der Weisheit, die Lehrerin und Mutter der Tugend, die Kundgebung des himmlischen Willens.“ Ihr Zweck ist, den Schan-ty, den unumschränkten Herrscher, kennen zu lehren und den Menschen zu ihm zu führen. Alle diese Ausdrücke sind bemerkenswerth und zeigen deutlich, dass die Musik der Ausdruck

des religiösen Cultus war, den die alten Chinesen der Gottheit erwiesen. Daher begreift man die hohe Wichtigkeit, die man ihr im Alterthume beilegte; aber heutigen Tages ist die Musik, d. h. die Religion, wie der Philosoph Yang-siu sagt, den wir oben erwähnten, nichts als ein leerer und bedeutungsloser Name.

Die Stadt Hoang-mei-hien wollte uns glänzend bewirthen und bis zu Ende Alles grossartig machen. Am folgenden Tage früh, im Augenblicke unserer Abreise, fanden sich der Präfekt und die hohen Beamten ein. Man hatte unsere Escorte mit dreissig Mann verstärkt, welche von zwei niederen Militärcommandanten befehligt wurden. Diese Schaar Soldaten war im Hofe aufgestellt und ihre Haltung zeigte sehr wenig Ordnung und Regelmässigkeit; sie trugen fast alle dieselbe Kleidung und befanden sich dicht beisammen in einem Winkel des Hofes; einige kauerten, andere lehnten an der Wand und rauchten oder wehten sich mit dem Fächer Kühlung zu. Der Fahnenträger allein hatte eine untadelhafte Haltung, und er schien das Hohe seiner Stellung zu fühlen und zu begreifen. Er hielt mit beiden Händen eine lange Bambusstange fest, an deren Spitze eine dreieckige rothe Fahne wehte; auf der einen Seite derselben stand: Soldaten von Hoang-mei-hien, auf der andern: Tapferkeit. In dem Augenblicke, als wir, begleitet von den angesehensten Personen der Stadt, über den Hof gingen, wurden wir dreimal mit Bombardenschüssen begrüsst. Wir konnten in der That diese ausserordentliche Artigkeit gar nicht begreifen. Ein Wort des Präfekten half uns endlich darauf, diese ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen uns erklären zu können. Als wir in die Palankine stiegen, und ihm mit vielen höchst artigen Worten für seine grosse Güte gedankt hatten, sagte er: Ihr werdet sehen, dass man euch nirgends so gut behandelt wie in der Provinz Hu-pe. — Wie in der Stadt Hoang-mei-hien, entgegneten wir lächelnd, während man uns schon durch eine Unmasse Menschen trug, welche die Alleen im Gemeindepalaste dicht füllte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach waren die Befehle zu dieser grossen Feierlichkeit in Hoang-mei-hien von U-tschang-fu und zwar aus dem Palaste des Gouverneurs selbst ausgegangen. Man wusste, wir hatten es oft und laut genug ausgesprochen, dass wir mit der Behandlung nicht zufrieden seien, die uns in Hu-pe geworden war. Man war nicht sicher, dass unsere Klagen nicht noch schlimmere Resultate haben könnten, und ehe wir in die Provinz Kiang-si kamen, hatte man uns noch eine angenehme Erinnerung an Hu-pe bereiten wollen.

Von Hoang-mei-hien aus schlugen wir eine ganz andere Richtung ein. Von der Grenze Tibets bis nach Canton beschrieb unser Reiseweg einen vollkommen rechten Winkel, dessen Scheitelpunkt Hoang-mei-hien bildet. Einer der Schenkel des Winkels geht von Ost nach West, der andere, von Hoang-mei-hien bis Canton, von Norden nach Süden.

Auf diesem Wege trafen wir eine beträchtliche Anzahl Reisender, unter denen wir leicht die Leute aus dem Norden des Reiches von denen aus dem Süden unterscheiden konnten. Die letzteren mit

blassem, etwas weibischem Gesichte, geistvollem und feinem Blicke, zeichneten sich durch grössere Beweglichkeit in ihren Manieren und gewähltere Kleidung aus. Ausserdem waren sie munter und schwatzhaft. Man hörte sie mit feiner näselnder Stimme trällern oder sich gegenseitig durch beständige Stichelreden necken. Es war brennend heiss; aber sie schienen sich wenig um die Sonnenstrahlen zu kümmern. Die Bewohner des Nordens dagegen erstickten fast und troffen von Schweiss. Sie sprachen wenig, sangen noch weniger und suchten sich dadurch zu erquicken, dass sie beständig Stückchen von Arecanüssen kauten. Ihr sonnverbranntes Gesicht, schlecht gepflegte Schnurrbärte, kräftige Glieder und namentlich eine wohltönendere und scharf aspirirte Aussprache unterschieden sie von den Chinesen des Südens.

Fast alle diese Reisenden waren Kaufleute und hatten ihre Waaren bei sich, die sie verkaufen wollten oder eben eingekauft hatten. Ihre Transportmittel waren zweispännige Wagen, Maulthier- und Esel-Karawanen, namentlich Karren, welche von Menschen fortbewegt wurden, von denen der eine an einem Seile zog, der andere schob. Manchmal, wenn ein günstiger Wind weht, suchen diese Kärrner sich ihre Mühe leichter zu machen, indem sie auf ihrer Locomotive einen kleinen Mast anbringen, an welchem stolz ein Segel flattert, das der Wind aufbläht. Dieses Manövre muss ihnen eine merkliche Erleichterung verschaffen, denn die Chinesen geben sich nicht gern unnütze Mühe.

Der Weg, dem wir folgten, war sehr breit; wahrscheinlich war er einst unter den früheren Dynastien schön gewesen, aber jetzt war er abscheulich, fast überall bodenlos, voller Löcher, Holper, Kothlachen und entsetzlicher Fahrgeleise, denen die Wagen und Karren mit gewissenhaftester Aufmerksamkeit folgten. Man sah wohl, dass die Zeit allein die Aufgabe hatte, für die Unterhaltung der Strasse zu sorgen. Die Chinesen behaupten, dass die Sorglosigkeit der Regierung in Betreff der Communicationswege erst seit dem Regierungsantritt der mandschu-tatarischen Dynastie datire. Die Verwaltung beschäftigt sich in der That gar nicht mit den Wegen, ausgenommen denen, welche der Kaiser passiren muss, wenn er ja einmal reist. Das Volk muss sich behelfen, wie es eben geht; auch in den nördlichen Provinzen, wo die schiffbaren Flüsse weniger zahlreich sind, kommen häufig Unglücksfälle vor; über umgestürzte Wagen und zerquetschte Reisende wundert sich niemand; man geht vorüber, ohne sich darum zu kümmern. Es gibt mehrere Stellen, an denen das Publikum selbst dieser beklagenswerthen Nachlässigkeit der Verwaltung abzuhelfen sucht. Es ist gewöhnlich, bei Processen, Streitigkeiten und Zänkereien nur in der äussersten Noth seine Zuflucht zu den Gerichtshöfen zu nehmen; lieber nimmt man als Schiedsrichter Greise, die sich durch ihre Rechtlichkeit und ihre Erfahrung empfehlen, und deren Urtheil man achtet. In diesen Fällen verurtheilt man die Schuldigen gewöhnlich dazu, auf ihre Kosten eine gewisse Länge Weges, welche von jenen Richtern bestimmt wird auszubessern. In Gegenden, wo man so verfährt, steht die

gute Erhaltung der Wege immer in direktem Verhältnisse zu dem zank- und streitsüchtigen Geiste seiner Bewohner.

Die Tagereise auf der kaiserlichen Strasse war sehr ermüdend. Der Lärm der Reisenden und der dicke Staub, der uns beständig einhüllte, erhöhte noch die Unannehmlichkeit einer drückenden Temperatur. Wir sehnten uns mehr als einmal nach den Nebenwegen, wo wir wenigstens den Vortheil hatten, von Zeit zu Zeit im Schatten grosser Bäume ausruhen oder einige Tassen eiskaltes Wasser aus Bergquellen schöpfen zu können. Vor Ende des Tages kamen wir an die Ufer des berühmten Blauen Flusses, den wir fast überall seit unserer Abreise aus der Hauptstadt von Sse-tschuen antrafen, und den wir nicht weit von seiner Quelle in den grossen Thälern Tibets, als er zugefroren war, überschritten hatten. Auch diesen Tag fuhren wir in einer grossen Barke über denselben, und zwar zum letzten Male. Nach einstündiger Fahrt landeten wir in einer kleinen Stadt, mit Namen Hu-keu, d. h. Mündung des See's.

Der See, über den wir gekommen waren, ist der berühmte Phu-yang, den die Chinesen mit dem Blauen Flusse dadurch verbunden haben, dass sie die Landzunge durchstachen, welche beide von einander trennte. In Hu-keu hatten wir eine schwierige und sehr wichtige Frage zu entscheiden. Um nämlich nach Nan-tschang-fu, der Hauptstadt von Kiang-si, zu gelangen, hatten wir die Wahl zwischen zwei Wegen, welche in gleicher Weise von Reisenden besucht werden; der eine zu Wasser über den See Phu-yang, ein wahres Binnenmeer, dessen Beschiffung ausserordentlich angenehm ist bei schönem Wetter und günstigem Winde, aber auch widerlich lang, wenn der Wind conträr ist, und selbst sehr gefährlich, wenn man von einem Sturme überfallen wird. Der andere Weg ist zu Lande. Die Strassen sind hier gewöhnlich schlecht, und zur Zeit des Regens und der Stürme fast ungangbar; denn man muss dann unaufhörlich durch Wasser und Kothlachen gehen. Ausserdem findet man keine Gemeindepaläste in den Städten, in denen man Halt macht, und die Gasthäuser sind hier eng, schmutzig, und entbehren aller Bequemlichkeit. Welchen von diesen Wegen sollten wir nun wählen? Es war dies keine leichte Frage. Konnten wir auf guten Wind rechnen, so war die Fahrt zu Wasser vorzuziehen; im entgegengesetzten Falle war es klüger zu Lande zu reisen, vorausgesetzt jedoch, dass es nicht regnete. Wir konnten nicht recht errathen, welche Ansicht „Trauerweide" hatte. Seine Hauptstärke bestand darin, dass er uns auf beiden Seiten die Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten als unvermeidlich darstellte; aber wenn es dann so weit kam, einen Entschluss zu fassen, so trocknete er seine Augen und sagte gar nichts.

Diese Frage schien uns so schwer zu entscheiden zu sein, dass wir es für das Beste hielten, einen Tag in Hu-keu zu bleiben, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Wir wollen ruhig zu Bett gehen, sagten wir zu „Trauerweide"; heute sind wir durch die Beschwerden der Reise zu aufgeregt, um diese wichtige Frage zu entscheiden; morgen werden wir mit mehr Ruhe und Besonnenheit die Sache überlegen können. — Das ist sehr weise, sagte salbungs-

voll unser Führer; bei wichtigen Unternehmungen ist Uebereilung stets schädlich.

Nachdem wir am folgenden Tage die Rathschläge der verständigsten Personen des Ortes uns erbeten hatten, entschieden wir uns für die Einschiffung auf dem See Phu-yang. Der Wind war günstig, der Himmel rein, und wir hörten von allen Seiten, dass es den Anschein habe, als würde sich das Wetter nicht so bald ändern. Der See Phu-yang ist fünfzehn Meilen lang und fünf bis sechs Meilen breit. Bei dem guten Winde, welcher wehte, konnten wir in einem Tage die ganze Schifffahrt zurücklegen. Man miethete angeblich eine Mandarinen-Junke, die in Wahrheit aber nur eine Kaufmannsjunke war, und am Abend noch begaben wir uns an Bord, um mit Tagesanbruch unter Segel gehen zu können.

Kaum hatten wir uns in einem ziemlich geräumigen Behältniss niedergelegt, welches man für „Trauerweide“ und für uns zurecht gemacht hatte, als wir es lebhaft bedauerten, nicht auf dem Lande geblieben zu sein, um dort die Nacht zuzubringen. Schaaren von Cancrelats (Schaben) erklärten uns unbarmherzig den Krieg. Man hörte erst, wie sie in der Runde herumflogen, sich verfolgten, gegen die Wände des Zimmers anrannten, endlich ihrem Zeitvertreibe sich hingaben, der für sie ohne Zweifel sehr angenehm sein mochte, uns aber ausserordentlich belästigte. Indess beruhigten sie sich bald, um ihr schreckliches Handwerk zu beginnen. Nachdem sie sich eine Weile Bewegung gemacht hatten, wahrscheinlich um guten Appetit zu bekommen, dachten sie endlich daran, ihr Mahl zu halten. Für die Cancrelats ist alles gut, um es zu fressen und zu benagen, Schuhe, Hüte, Kleider, Lampenöl, Tinte aus den Schreibzeugen, selbst Tabak, nicht einmal den Tabaksbeutel ausgenommen; vor allem aber sind sie lüstern nach den Spitzen der Finger, der Zehen und der Ohrläppchen. Sie würden einen armen Reisenden mit Kleidung und Bett aufzehren, wenn man sie ruhig arbeiten liesse; es handelte sich nur um Zeit und Geduld. Jeden Augenblick hörten wir sie nagen, bald auf dieser, bald auf jener Seite. Manchmal krochen sie unverschämt uns über das Gesicht; man fühlte das Krabbeln ihrer Füsschen und ihren kalten Bauch. Endlich nach langem Suchen gelang es ihnen, einen Weg zu finden; da krochen sie unter das Deckbett und spazierten an den Armen und Beinen herum.

Am Bord unsrer Junke war eine so grosse Menge solcher ekelhafter Cancrelats und sie waren so unverschämt, dass wir die ganze Nacht hindurch Jagd auf sie machten. Dabei mussten wir viel Vorsicht gebrauchen, und wenn wir sie fortjagen wollten, uns sehr in Acht nehmen, sie nicht zu zerdrücken; denn dieses Insekt gibt einen so ekelhaften Gestank von sich, dass man lieber eine Zehe preisgeben möchte, ehe man es dahin kommen liesse.

Die Cancrelats sind in China in Unmasse vorhanden. Da sie ganz besondere Vorliebe für alles Schmutzige, besonders Lumpen und altes Geräth haben, so überschwemmen sie namentlich die Wohnungen der Armen, ohne gerade die der Reichen zu verachten. Sie verkriechen sich in den Fussboden, in Spalten, in Wäsche und Bücher. Obgleich ihnen alles gefällt, um sich einzunisten und zu fressen, so

lieben sie doch namentlich die Schiffe, in denen sie sich auf wahrhaft erschreckliche Weise vermehren. Der Cancrelat sieht nicht eben garstig aus; er ist ein zollgrosser Käfer von schöner kastanienbrauner Farbe. Sein Flug ist nicht viel besser als der der Heuschrecken; aber dafür galoppirt er mit rasender Geschwindigkeit. Ohne den Wanzengestank und seine lästige und zerstörende Feuchtigkeit wäre er ein recht hübsches Thierchen.

Sobald der Tag erschien, trat die Armee der Cancrelats den Rückzug an und bezog ihre Cantonirungsquartiere. Der Herr des Schiffes gab Befehl, unter Segel zu gehen, und merkwürdiger Weise war einmal kein Grund zum Zögern vorhanden; die Lebensmittel waren schon am Abend vorher beschafft worden, und die ganze Schiffsmannschaft war an Bord, nicht einer fehlte, als man sie zusammenrief. Man wandte also das Spill, und der Anker wurde schnell gelichtet beim Lärme der Tam-tam und dem taktmässigen Rufe der Matrosen. Man spannte ein grosses Mattensegel auf, ein Schiffsjunge brannte ein Bündel Schwärmer los, und da ein günstiger Wind die Junke trieb, so fuhren wir schnell über die bläulichen Wasser des Sees Phu-yang.

Wir verliessen also die Provinz Hu-pe, und kamen nach Kiang-si. Hu-pe bedeutet „Norden des Sees", und bezeichnet das Land, welches nördlich von den grossen Seen Phu-yang und Thung-thing liegt. Die Provinz Hu-pe steht in jeder Beziehung unter Sse-tschuen. Der wenig fruchtbare Boden ist ausserdem mit vielen Teichen und Sümpfen bedeckt, aus denen die Chinesen trotz ihrer industriösen Geduld nur sehr wenig Nutzen ziehen können. Auch die Dörfer haben im Allgemeinen ein elendes und leidendes Aussehen. Die Bewohner sind kränklich, haben ein etwas wildes Gesicht und werden oft von Hautkrankheiten geplagt. Nirgends haben wir so viel kahlköpfige und grindige Menschen gesehen. Diese Krankheiten kommen wahrscheinlich von den stehenden Gewässern her, von denen umgeben diese Unglücklichen ihr Leben zubringen, und namentlich von den schlechten Lebensmitteln, welche zu geniessen sie gezwungen sind. Man behauptet, dass in Hu-pe die Ernte eines ganzen Jahres kaum für einen Monat ausreicht. Die zahlreich bevölkerten Städte müssen die Lebensmittel aus den benachbarten Provinzen kommen lassen, namentlich aus Sse-tschuen, welches in zehn Jahren den Ertrag einer einzigen Ernte aufzuzehren nicht im Stande ist. Aber dennoch haben wir in der Provinz Hu-pe neben zahlreichen Reisfeldern längs des See's und der Flüsse sehr schönen Indigo-, Baumwollen- und Flachsbau gefunden.

Obgleich die achtzehn Provinzen des chinesischen Reiches nicht alle auf derselben Höhe stehen, was ihre Fruchtbarkeit und den Reichthum ihrer Produkte betrifft, so kann man doch behaupten, dass China im Allgemeinen ein Land von wunderbarer Fruchtbarkeit und fast überall mit Einsicht und Fleiss angebaut ist. In keinem Lande der Welt ist der Ackerbau ohne Widerrede der Gegenstand so hoher Achtung gewesen, als in China. Seit dem frühesten Alterthume sieht man ihn unter allen Zweigen der Industrie obenan gestellt. Er ist von den grössten Moralisten, wie von Confucius und Meng-tze, ge-

feiert worden. Die Obrigkeiten haben unaufhörlich in ihren Proclamationen dem Volke fleissige Bebauung ihrer Ländereien anbefohlen; das Staatsoberhaupt, der Kaiser, unterlässt nie, den Ackerbau besonders zu ehren, indem er jedes Jahr die Feldarbeiten durch eine Ceremonie eröffnet, deren Ursprung wenigstens bis in das zwölfte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinaufsteigt. Am drei und zwanzigsten Tage des dritten chinesischen Monats, d. h. gegen Ende unseres Monats März, begibt sich der Kaiser mit drei Prinzen der kaiserlichen Familie, den neun Präsidenten der Gerichtshöfe, einer grossen Anzahl Beamter zweiten Ranges und vielen Landleuten auf das heilige Feld. Nachdem er auf einem Erdaltar ein Opfer dargebracht hat, richtet er selbst den Pflug und zieht eine Furche von einer gewissen Länge; nach seinem Beispiele führen auch die Prinzen und Minister der Reihe nach den Pflug und ziehen einige Furchen. Leute aus dem Volke vollenden dann die Arbeit auf dem heiligen Felde.

Um die Wichtigkeit dieser Ceremonie besser beurtheilen zu können, wollen wir die Uebersetzung eines Festprogramms beifügen, welches dem Kaiser Kien-long in Bittschriftsform überreicht und 1767 in die Pekinger- und die Provinzial-Zeitungen aufgenommen wurde.

„Der Gerichtshof der Riten und die übrigen Gerichtshöfe machen achtungsvoll aufmerksam auf die Feierlichkeit am drei und zwanzigsten Tage des dritten Monats im zwei und dreissigsten Jahre der Regierung des Kien-long (22. April 1767).

„Der Kaiser begeht in eigner Person die Ceremonie des Landbaues. Am Tage vorher tragen die Mandarinen aus dem zweiten Palaste des Kaisers mit Hochachtung die Tafel aus dem Gerichtshofe der Minister in den Tempel, welcher den Erfindern und Beschützern des Ackerbaues gewidmet ist. Die Mandarinen aus dem Ministerium der öffentlichen Einkünfte machen die Ackerbaugeräthschaften und die Kästchen mit Korn bereit, und stellen sie dem Gouverneur der Hauptstadt zu. Nachdem dieser sie in Seide eingehüllt und in Behältnisse gethan hat, lässt er sie auf das heilige Feld tragen und geht selbst mit dahin. Hier stellt man rothe Tafeln auf, um die verschiedenen Stücke Land abzugrenzen, welche die Prinzen und die Grossen umackern sollen, und neben den kaiserlichen Pavillon die Ackerbaugeräthschaften.

„Am Festtage selbst finden sich die Mandarinen des kaiserlichen Hauses, der Ceremonienmeister und die übrigen Beamten seines Gerichtshofes um die fünfte Nachtwache (bei Anbruch des Tages) ausserhalb des kaiserlichen Palastes ein, um hier das Ende des Opfers abzuwarten. Wenn das Opfer beendigt ist, nehmen die zehn höchsten Offiziere der Leibwache den Sohn des Himmels in ihre Mitte und führen ihn in seinen Palast, um auszuruhen und die Festkleider auszuziehen. Die Prinzen und die Grossen, welche ackern sollen, ziehen ebenfalls ihre Festkleider aus. Unterdess nimmt man aus den Behältnissen und den seidenen Hüllen den Pflug, die Peitsche und die Kästchen mit Korn heraus, welche man für den Kaiser be-

reit gemacht hat, sowie auch diejenigen, welche für die Prinzen und Grossen bestimmt sind, und stellt sie neben das heilige Feld.

„Der Ceremonienmeister, die Mandarinen des kaiserlichen Hauses und die übrigen aktiven Beamten versammeln sich in der Mitte des heiligen Feldes. Vier Greise von hohem Stande, vierzehn Sänger, sechs und dreissig Musiker, zwanzig Bauern mit Strohhüten, welche in den Händen Spaten, Rechen, Gabeln und Besen halten, stellen sich in zwei Reihen rechts und links vom heiligen Felde auf, sowie auch fünfzig Fahnenträger, vier und dreissig Greise aus Peking und dreissig Ackerbauer aus den drei Ständen. Nachdem alle ihre Plätze eingenommen haben, warten sie ruhig und in aufrechter Stellung.

„Wenn die Stunde des Pflügens gekommen ist, geht der erste Mandarine des Ackerbaues in den Palast, um den Sohn des Himmels einzuladen. Dann nimmt der Ceremonienmeister eine Fahne und schwenkt sie dreimal. Die drei Prinzen und die neun Grossen, welche ackern sollen, begeben sich an die Orte, welche ihnen angezeigt sind. Alle die, welche einen besondern Dienst zu verrichten haben, gehen an ihren Posten; die übrigen stellen sich zu beiden Seiten des heiligen Feldes auf. Die zehn hohen Offiziere der Leibwache, welche den Kaiser umgeben, führen diesen auf das heilige Feld, und Seine Majestät geht mit dem Gesicht gegen Süden gewandt. Wenn er an Ort und Stelle gekommen ist, so ruft der Präsident des Gerichtshofs der Riten mit lauter Stimme: Bringet den Pflug! Sogleich präsentirt der Minister der öffentlichen Einkünfte, das Gesicht gegen Norden gekehrt, auf beiden Knieen liegend, den Pflugsterz dem Sohne des Himmels, der ihn mit der rechten Hand erfasst. Der Präsident des Gerichtshofs der Riten ruft mit lauter Stimme: Bringet die Peitsche! Sogleich präsentirt der Gouverneur von Peking, das Gesicht gegen Norden gekehrt, auf beiden Knieen liegend, die Peitsche, welche der Sohn des Himmels in die linke Hand nimmt. Zwei Greise führen Ochsen herbei, zwei Ackerbauer aus dem ersten Stande halten den Pflug. Der Präsident des Gerichtshofs der Riten und der erste Mandarine des Ackerbaues gehen ihnen voran. Bei der ersten Bewegung Seiner Majestät schwenken alle diejenigen, welche Fahnen halten, mit denselben; die Sänger stimmen Lieder beim Tone der Instrumente an; der Gouverneur von Peking bringt das Kästchen mit Korn und der Minister der öffentlichen Einkünfte folgt ihm. Hierauf zieht der Kaiser drei Furchen.

„Wenn der Sohn des Himmels seine Arbeit beendet hat, sagt der Präsident des Gerichtshofes der Riten mit lauter Stimme: Nehmet den Pflug! Sogleich kniet der Minister der öffentlichen Einkünfte nieder, um ihn in Empfang zu nehmen. Der Präsident des Gerichtshofes der Riten sagt mit lauter Stimme: Nehmet die Peitsche! Sogleich kniet der Gouverneur von Peking nieder, um sie in Empfang zu nehmen. Hierauf hüllt man Pflug und Peitsche wieder in Seide ein, sowie auch das Kästchen mit Korn. Jetzt hört die Musik auf, und der Präsident des Gerichtshofes der Riten ladet den Sohn des Himmels ein, auf den kaiserlichen Pavillon zu steigen. Derselbe Präsident und der erste Mandarine des Ackerbaues führen

Seine Majestät auf der mittleren Treppe hinauf. Seine Majestät setzt sich mit dem Gesicht gegen Süden.

„Alle Prinzen, alle Grossen, alle Mandarinen, welche keine Funktion bei der weiteren Ceremonie haben, reihen sich zu beiden Seiten des Kaisers und bleiben aufrecht stehen. Hierauf fangen die drei Prinzen an zu ackern und ziehen fünf Furchen, wobei jedesmal ein Greis die Ochsen führt, zwei Ackerbauer den Pflug halten und zwei niedere Mandarinen aus Peking hinter ihnen säen. Wenn sie fertig sind, stellen sie sich wieder an ihren Platz. Hierauf beginnen die neun höchsten Würdenträger des Reiches zu ackern und ziehen neun Furchen, wobei jedesmal ein Greis die Ochsen führt, zwei Ackerbauer den Pflug halten, und niedere Mandarinen hinter ihnen säen. Wenn sie fertig sind, stellen sie sich wieder an ihren Platz und bleiben daselbst aufrecht stehen. Die niedern Mandarinen von Peking hüllen die Ackerbaugeräthschaften und die Kästchen mit Korn in Seide ein und tragen sie fort.

„Der Präsident des Gerichtshofes der Riten führt alle Mandarinen von Peking, die Greise, die Ackerbauer, die nach ihrem Stande gekleidet sind und von denen jeder ein landwirthschaftliches Instrument trägt, an die Westseite des kaiserlichen Pavillons. Alle zusammen, mit dem Gesicht gegen Norden, knieen dreimal nieder und schlagen bei jedem Niederknieen dreimal die Erde mit der Stirn, um dem Sohne des Himmels zu danken.

„Nach dieser Ceremonie ackern die Greise und die Ackerbauer das heilige Feld fertig. Hierauf meldet der Präsident des Gerichtshofes der Riten Seiner Majestät, dass alle Ceremonien des Ackerbaues vollendet sind. Der Kaiser geht auf der östlichen Treppe vom Pavillon herab, besteigt einen Staatswagen und fährt durch das Thor von Sien-nang, begleitet von Musik- und Sängerchören."

Eine ähnliche Feierlichkeit findet in der Hauptstadt jeder Provinz Statt. Der Gouverneur vertritt die Stelle des Kaisers, und begibt sich mit den vornehmsten Beamten auf das Feld, welches bearbeitet werden soll. Welches auch immer der Einfluss der Regierung und der Mandarinen sein mag, so viel ist gewiss, dass die Chinesen eine hohe Achtung vor dem Ackerbau haben. Die öffentliche Meinung adelt gewissermassen alles, was auf den Feldbau Bezug hat. Wie vielmal haben wir nicht auf unseren Reisen in den nördlichen Provinzen reiche Pächter, oft in seidenen Kleidern, mit einem Korbe am Arme gesehen, welche auf den Stiel einer dreizinkigen Gabel gestützt, ganz ernsthaft auf die vorüberziehenden Wagen und Maulthierzüge warteten, um den Dünger zu sammeln. Man sah, dass diese Arbeit in ihren Augen durchaus nichts Niedriges und Verächtliches hatte. Auch die Reisenden wunderten sich gar nicht darüber. Selbst das Wort, mit dem man diese Arbeit bezeichnet, ist voll Würde und Feinheit; es heisst wörtlich „sammeln". Ob man also Blumen oder Pferdedünger sammelt, der Ausdruck ist ein und derselbe.

Der chinesische Ackerbau hat wenig Aehnlichkeit mit dem, was wir in Europa Ackerbau im Grossen nennen. Da der Grundbesitz sehr zerstückelt ist, so sieht man auch wenig grossartige Ausbeute.

Im Norden jedoch findet man ziemlich bedeutende Meiereien; aber mag die Bebauung im Grossen oder Kleinen betrieben werden, die Chinesen haben immer nur sehr einfache Geräthe; ihr Pflug ist gewöhnlich ohne Vordergestell und schneidet sehr wenig in den Boden ein. Im Süden bearbeitet man die Reisfelder gewöhnlich mit Büffeln, welche die Chinesen Schui-niu, d. h. Wasserochsen, nennen. Im Norden hat man unsere gewöhnlichen Ochsen, Pferde, Maulthiere, Esel, und mehr als einmal haben wir Weiber den Pflug ziehen sehen, während der Mann von hinten schob und lenkte. Es war wirklich schmerzend, wenn man sah, wie diese Weiber mit ihren Füsschen in das Erdreich eintraten, sie mühsam wieder herauszogen und so immer von einer Seite der Furche zur andern trippelten. Eines Tages nahmen wir uns die Zeit und blieben am Wege stehen, um zu sehen, ob das arme Weib, das den Pflug zog, wenigstens von Zeit zu Zeit einige Ruhe hätte, und zu unserer Freude wurden wir gewahr, dass man am Ende der Furche eine kleine Pause in der Arbeit eintreten liess. Die Eheleute setzten sich ganz idyllisch auf einen Erdhügel, im Schatten eines Maulbeerbaumes, und rauchten beide zur Erfrischung eine Pfeife Tabak.

In den südlichen Provinzen düngen die Chinesen ihre Ländereien, namentlich die Reisfelder, mit den Excrementen der Menschen, die sie sehr reichlich verwenden. Es ist unbestreitbar, dass man auf diese Weise die Vegetation kräftiger und wirksamer befördert; aber es ist auch wahrscheinlich, dass die Feldfrüchte weniger gesund sind, und man kann dies wohl auch als den Grund mancher Krankheiten ansehen, die unter den Bewohnern des Südens so häufig sind, im Norden aber gar nicht vorkommen. Wüsste man nicht, wie hoch die Bewohner des himmlischen Reiches diese Art Dünger schätzen, so könnte man den chinesischen Egoismus nicht mit den unzähligen kleinen Appartements vereinbaren, welche die Grundbesitzer aller Orten zur Bequemlichkeit der Reisenden bauen. Es gibt keine Stadt oder kein Dorf, wo nicht in dieser Beziehung die übertriebenste Concurrenz stattfände. Auf den besuchtesten Strassen, in den wüstesten Orten, wundert man sich oft, derartige Häuschen aus Stroh, Erde, ja selbst Mauerwerk, anzutreffen. Man möchte glauben, in einem Lande zu sein, wo sich die Sorge für die Errichtung von öffentlichen nützlichen Bauten bis zum Extrem steigert. Der Eigennutz ist aber die einzige Veranlassung zu allen diesen nützlichen Schöpfungen.

Tritt man in einen chinesischen Weiler oder nähert man sich einer Meierei, so kommen Einem sogleich fürchterliche Ausdünstungen entgegen, welche die Kehle angreifen und zu ersticken drohen. Es ist nicht der gesunde und starke Geruch, der aus Küh- und Schafställen kommt und manchmal auf die Lungen so angenehme Wirkung hat; es ist ein entsetzliches Gemisch von aller nur denkbaren Fäulniss. Die Chinesen sind so leidenschaftlich dafür eingenommen, mit allem, was vom Menschen kommt, zu düngen, dass die Barbiere mit grösster Sorgfalt die Abgänge von Bart, Haaren und Nägeln sammeln und sie an die Ackersleute verkaufen, welche ihre

Felder damit düngen. Das heisst doch im weitesten Sinne des Wortes den Menschen ausbeuten und benutzen.

Die kleineren chinesischen Landwirthe arbeiten oft mit dem Spaten oder der Hacke. Man kann das Aussehen ihrer Felder nur bewundern, aus denen sie das Unkraut mit unüberwindlicher Geduld ausraufen. Das Erdreich muss von Natur ganz unfruchtbar sein, wenn sie nicht durch Kunst und Arbeit ihm etwas abgewinnen können. An den Orten, welche zum Reisbau zu trocken sind, bauen sie süsse Bataten, Flachs, Baumwolle, und ist ein Winkel ganz unergiebig, so pflanzen sie einige nützliche Bäume dahin, wie Maulbeer- und Talgbäume, oder wenigstens eine Fichte, um davon etwas Holz und Terpentin zu haben. Der Chinese ist um seine Ernte undenkbar besorgt. Wenn er befürchtet, dass durch einen zu heftigen Wind die Körner der Reisähren ausfallen möchten, indem er sie an einander reibt und stösst, so nimmt er mehrere Halme zusammen und vereinigt sie zu einem Bündel, damit sie sich auf diese Weise gegenseitig stützen und nicht durch den Wind zu Grunde gehen. Ihre Industrie zeigt sich namentlich in der Kunst, mit welcher sie das Wasser durch Bambusröhren auf Berge leiten, welche terrassenförmig aufsteigen und bis an den Gipfel bebaut sind. Sie haben tausend Hülfsmittel, um zur Zeit der Trockenheit das Wasser aus Teichen und Flüssen über ihre Felder zu verbreiten und es abzuleiten, wenn die Ueberschwemmung zu gross wird. Sie bedienen sich namentlich der Ketten- und Paternosterpumpen, welche sie mit den Füssen in Bewegung setzen und mit denen sie in grösster Geschwindigkeit das Wasser aus einem Behältniss in das andere überleiten. Manchmal stellen sie an den Ufern der Flüsse grosse, ausserordentlich leichte Räder auf, welche eine geringe Strömung umdrehen kann. Diese Räder sind sehr scharfsinnig gebaut; sie sind mit langen Eimern aus Bambusholz versehen, welche der Reihe nach Wasser in dem Flusse schöpfen und es in ein grosses hölzernes Behältniss leiten, aus dem es sich dann durch eine Menge Gräben in die benachbarten Felder weiter verbreitet.

Mehrere Provinzen sind so fruchtbar und so sorgfältig und geschickt angebaut, dass man regelmässig drei Ernten im Jahre hat. Wenn die erste schon vorgerückt ist, säet man zum zweitenmale in die Zwischenräume zwischen den Furchen, so dass man auf einem und demselben Felde immer zweierlei verschiedenen Anbau trifft.

Alle in Europa bekannten Getreidearten kommen in China vor; sie bieten sogar viele Varietäten, die man anderwärts nicht trifft. Im Norden baut man vorzüglich Gerste und Korn, im Süden Reis, die Hauptnahrung der niederen Klassen und ein wesentlicher Bestandtheil der Nahrung aller übrigen. Man täuscht sich, wenn man denkt, dass die Chinesen im ganzen Reiche nur von Reis leben. In den nördlichen und westlichen Provinzen ist er vielleicht eben so selten, als in Frankreich, und man consumirt nicht mehr als bei uns. Man trifft ihn daselbst nur auf den Tafeln der Reichen, und selbst dann nur bei grossartigen Festmahlen. Weizen, Haidekorn, Hafer, Mais, Hirse sind die tägliche Nahrung von jedermann, mit Ausnahme allein der Provinz Kan-su, wo man Brot wie in Europa

bäckt; an allen andern Orten vergeudet man gewissermassen das Weizenmehl. Man isst den Teig ungesäuert und halb gebacken, bald in der Form von Schiffszwieback, bald lang gezogen wie Maccaroni. Manchmal macht man Brödchen wie die Faust gross, die man blos mit Wasserdampf bäckt.

Ausser den Getreide-, Obst- und Gemüsearten Europas hat China im Pflanzenreiche noch eine Menge anderer ebenso reicher als mannigfaltiger Erzeugnisse, von denen mehrere gewiss im südlichen Frankreich, und namentlich in seinen afrikanischen Colonien, vortrefflich gedeihen würden. Unter den berühmtesten Gewächsen Chinas müssen wir das Bambusrohr nennen, dessen mannigfaltige Anwendung Einfluss auf die Sitten Chinas hat. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, dass die Bergwerke für China weniger Werth haben, als der Bambus, und dass nächst Reis und Seide nichts so einträglich ist. Die Anwendung des Bambus ist so beträchtlich, sein Nutzen so allgemein, dass man sich nicht denken kann, wie China heutigen Tages ohne dieses Rohr leben könnte.

Der Bambus wächst aus der Erde wie der Spargel und behält seine ursprüngliche Stärke und Dicke immer bei. Das Wörterbuch des Khang-hi nennt ihn „ein Produkt, welches weder Gras noch Baum ist“ (*fei-tsao, fei-mu*), d. h. gewissermassen eine vegetabilische Amphibie, welche manchmal eine blosse Pflanze ist, aber auch die Grösse eines Baumes erreicht. Der Bambus ist jeder Zeit in China bekannt gewesen, wo er ganz von selbst wächst. Aber erst gegen das Ende des dritten Jahrhunderts vor der christlichen Zeitrechnung kann man den Anfang der Bebauung der grossen Bambusart ansetzen. Man zählt drei und sechzig Hauptvarietäten des Bambus, welche im Reiche vorkommen. Sie unterscheiden sich von einander durch Stärke und Höhe, durch den Abstand der Knoten, Farbe und Dicke des Holzes, durch die Aeste, Blätter, Wurzeln und gewisse sonderbare Bildungen, welche sich in der Species fortpflanzen. Die Ausbeute einer Pflanzung von hohem Bambus kann für den Besitzer sehr beträchtlich ausfallen, wenn er das Schneiden gut versteht. „Die Enkel des Bambusrohres, sagt ein chinesisches Sprüchwort, sehen ihre Grossmutter nicht, und die Mutter trennt sich nie von ihren Kindern.“

Man kann ferner unter die nützlichen oder interessanten Gewächse, welche China erzeugt, rechnen den Thee, der ein bedeutender Handelsartikel ist, den Wachsbaum, den Talgbaum, den Papiermaulbeerbaum, den Kampherbaum, den Firnissbaum, den Li-tschi, den Lung-yen, d. h. Drachenauge, den Brustbeerbaum, den Sternanis, den chinesischen Zimmetbaum, dessen Rinde sehr dick ist, den Pomeranzenbaum, von dem es sehr viele Arten gibt, den Mispelbaum, und eine Menge Obstbäume, die den südlichen Provinzen angehören; die baumhohe Päonie, die Kamelie, die Hortensie, welche Lord Macartney aus China verpflanzt hat, die kleine Magnolie, mehrere Rosenarten, die wohlriechende Aster, die Asphodill-Lilie, den Rhabarber, den Jin-schen (Ginseng) und eine wunderbare Menge verschiedener Arten Hölzer und Gräser, die man wegen der Schönheit ihrer Blüthen baut; die Baumwollenstaude, eine grosse Menge Gewebe-,

Wirthschafts- und Getreidepflanzen, welche es verdienten, in Europa naturalisirt zu werden.

Den Anbau nützlicher Pflanzen pflegen die Chinesen mit vorzüglicher Sorgfalt, und von den ältesten Zeiten an hat er die Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch genommen, die es sich stets zur Aufgabe gemacht hat, dazu aufzumuntern. In den volkreichsten Provinzen hat man selbst Flüsse und Teiche benutzt, in denen man Nahrungsstoff enthaltende Wasserpflanzen säet, wie Pfeilkraut und Nenuphar, welches die Chinesen auf wunderbare Weise verwerthen.

Die letztere Wasserpflanze ist jederzeit bei den Chinesen bekannt und geachtet worden. Die Dichter haben sie in ihren Versen gefeiert, wegen der Schönheit ihrer Blumen; die Doctoren der Vernunft sie unter die Zahl der Pflanzen gestellt, aus denen man den Unsterblichkeitstrank bereitet, und die Staatsökonomen sie angepriesen wegen ihres Nutzens. In unseren Tagen ist sie das Symbol der geheimen Gesellschaften geworden.

Der Nenuphar oder die chinesische Nymphäa wird gewöhnlich Lien-hoa genannt. Seine Blätter sind breit, abgerundet, ausgeschweift, fleischig, voller Adern und in der Mitte gekerbt; einige schwimmen auf der Oberfläche des Wassers, wo sie wie angeleimt erscheinen, andere erheben sich in verschiedener Höhe über das Wasser; sie sind von oben zart grün, von unten dunkelgrün, und sitzen auf langen, schwarz gefleckten Stielen. Die Wurzel des Nenuphar ist ausdauernd, armsdick, von aussen blassgelb, von innen milchweiss, und manchmal zwölf bis fünfzehn Fuss lang; sie kriecht auf dem Grunde des Wassers und hält sich am Schlamme mit den Fasern fest. In der Mitte der Fasern treibt sie manchmal klauenförmige Sprossen, die sich lang ausstrecken; aber namentlich wächst sie an den beiden Enden. Der Stengel der Blumen und Blätter ist bis an's Ende von runden Löchern, wie die Wurzel, durchbohrt, welche symmetrisch geordnet sind.

Die Blumen des Nenuphar haben mehrere Blätter, welche so gestellt sind, dass, wenn sie noch nicht ganz offen sind, man sie für grosse Tulpen halten könnte; dann aber entfalten sie sich wie eine Rose. In der Mitte der Blume ist ein konisches Pistill, aus welchem eine schwammige, runde Frucht entsteht, die ihrer Länge nach in mehrere Zellen zerfällt, welche mit länglich-runden, wie die Eichel in einem Samengehäuse liegenden Körnern angefüllt sind, und wie diese aus zwei weissen Lappen bestehen, in denen der Keim ruht. Die Staubfäden sind sehr fein und haben eine violette Spitze.

Die Chinesen unterscheiden vier Arten Nenuphar: gelben, weiss und rothen mit einfachen Blumen, weiss und rothen mit gefüllten Blumen, und blassrothen. Er wird durch Samen fortgepflanzt, aber leichter und schneller durch Wurzeln; besondere Pflege verlangt er nicht. Nichts ist dem Eindrucke zu vergleichen, den der Nenuphar auf Teichen und grossen Bassins ausübt. Er treibt erst gegen Ende Mai; aber er keimt sehr schnell, und seine grossen Blätter, die auf der Oberfläche des Wassers wie angeleimt sitzen oder sich majestätisch in verschiedener Höhe erheben, bilden grüne Teppiche von rei-

zendem Anblick, namentlich wenn sie mit verschiedenfarbigen Blumen geschmückt sind. Da sie grösser sind als Mohn und glänzend weiss oder roth, so stechen sie scharf gegen das Grün der Blätter ab. Die jungen chinesischen Dichter besingen gern Wasserfahrten beim Mondschein in den mit blühendem Nenuphar geschmückten Teichen, die durch Schwärme von leuchtenden Käfern aller Art illuminirt sind.

Der Nenuphar ist namentlich vom Gesichtspunkte der Nützlichkeit aus bemerkenswerth; seine Körner isst man wie in Europa die Haselnüsse. In Wasser gekocht und mit Zucker sind sie ein grosser Leckerbissen. Seine riesige Wurzel wird in der Küche viel gebraucht; wie man sie auch zubereitet, sie ist sehr gesund und schmeckt ausgezeichnet. Die Chinesen legen grosse Quantitäten in Salz und Essig ein und geniessen sie zum Reis; zu Mehl gerieben, macht man daraus köstlichen Milch- oder Wasserbrei. Im Sommer isst man sie roh als Obst, da sie sehr erfrischend ist. Die Blätter endlich sind von grossem Nutzen, um alles Mögliche hineinzuwickeln, und wenn sie getrocknet sind, mischt man sie gern unter den Rauchtabak, um den starken Geschmack desselben zu mildern.

Die Chinesen verdanken hauptsächlich ihrer ganz vorzüglichen Beobachtungsgabe die zahlreichen Entdeckungen in der Landwirthschaft und die vortheilhafte Benutzung so mancher in Europa vernachlässigter Pflanzen. Sie studiren gern die Natur. Die Grossen, selbst die Kaiser, halten es nicht unter ihrer Würde, selbst auf die kleinsten Dinge aufmerksam zu sein, und sie sammeln sorgfältig alles, was von irgend welchem Nutzen für das Publikum sein kann. Der berühmte Kaiser Khang-hi hat auf diese Weise seinem Lande mehr als einen nützlichen Dienst erwiesen. In den sehr interessanten Memoiren desselben findet sich folgende Stelle: „Ich ging, sagt der Kaiser Khang-hi, am ersten Tage des sechsten Monats in den Feldern spazieren, wo man Reis gesäet hatte, der erst im neunten Monat seine Ernte geben sollte. Zufällig bemerkte ich einen Reisstengel, der schon eine Aehre hatte. Er war höher als die andern und reif genug zur Ernte; ich liess mir ihn holen. Seine Körner waren sehr schön und stark; da fiel mir ein, mit ihm einen Versuch zu machen und zu beobachten, ob er im nächsten Jahre eben so frühzeitig reifen würde; dies geschah auch wirklich. Alle Stengel, die aus ihm hervorgingen, hatten vor der gewöhnlichen Zeit Aehren und waren im sechsten Monat zur Ernte reif. Jedes Jahr war die Ernte noch einmal so bedeutend als im vorhergehenden Jahre, und seit dreissig Jahren ist dies der Reis, der auf meine Tafel kommt. Das Korn ist länglich und etwas röthlich; aber es riecht sehr angenehm und schmeckt ausgezeichnet. Man nennt es *Yu-mi,* d. h. kaiserlicher Reis, weil es in meinen Gärten zuerst gepflanzt wurde. Dieser Reis allein reift nördlich von der grossen Mauer, wo die Kälte sehr spät aufhört und früh anfängt; aber im Süden, wo das Klima milder ist und der Boden fruchtbarer, kann man ihn leicht zweimal im Jahre ernten, und es ist ein süsser Trost für mich, meinem Volke diesen Vortheil verschafft zu haben."

Der Kaiser Khang-hi hat in der That der Bevölkerung der

Mandschurei einen ausserordentlichen Dienst erwiesen, indem er den Anbau dieser neuen Reisart verbreitete, welche wunderbar in trockenem Lande gedeiht, ohne beständiger Bewässerung wie der gewöhnliche Reis zu bedürfen. Er würde gewiss in Frankreich gut fortkommen, und an den Missionaren hat es nicht gelegen, dass er nicht schon acclimatisirt ist. Als wir uns in der Nähe von Peking aufhielten, haben wir uns mehrmals eine Pflicht daraus gemacht, an das Ministerium des Ackerbaues und des Handels solchen Reis einzuschicken; aber wir haben nicht erfahren, dass man eine Probe damit gemacht habe. Wie könnte auch bei unsern immerwährenden Revolutionen und so schnellen Regierungswechseln ein Minister Ruhe genug haben, um sich mit einer neuen Art Reis zu beschäftigen, die ein mandschu-tatarischer Kaiser entdeckt hat?

Der Beobachtungsgeist, den die Chinesen in so hohem Grade besitzen, hat sie eine merkwürdige Entdeckung am Getreide machen lassen, welche nach ihrer Ansicht von sehr hoher Wichtigkeit für den Ackerbau ist. Einer unserer Christen fragte uns eines Tages, ob es in Frankreich viele solche Getreidearten gäbe, die während der Nacht blühen. Diese Frage überraschte uns sehr, und wir gestanden dem Fragsteller offen ein, dass wir, da wir nicht Landwirthe seien, gar nicht wüssten, wie viel Getreidearten in der Nacht blühen; wir hätten nie etwas von einer solchen Erscheinung gehört, und wahrscheinlich würden selbst die Oekonomen unseres Landes über eine solche Frage sehr erstaunen. Ach nein, antwortete er, eure Oekonomen würden nicht staunen; sie müssen das nothwendig wissen; wie sollten sie denn sonst mit Erfolg ihre Feldarbeiten betreiben können? Säen sie denn auf's Gerathewohl, ohne sich um Sonne und Mond zu bekümmern? — Wir mussten zum zweiten Male unsere Unkenntniss in dieser Beziehung eingestehen. Da begann unser Neubekehrter uns eine sehr interessante Theorie über das Blühen des Getreides zu entwicken. Er sagte, die zahlreichen Getreidearten theilten sich in zwei grosse Kategorien; die Blüthezeit der einen finge immer und unveränderlich während der Nacht an, die andere könnte nur mit dem Tage blühen. Die Wahl des Bodens, die Zeit des Säens und die Art der Bebauung müssten sich nach diesen Kategorien richten, und er behauptete, dass man, ohne die beiden Klassen zu kennen und ohne sich nach der für eine jede derselben vorgeschriebenen Regeln zu richten, sich der Gefahr aussetzte, eine schlechte Ernte zu haben. Wir können nicht sagen, wie weit man dieser eigenthümlichen Beobachtung der Chinesen Glauben schenken darf, und bekennen offen, dass es uns stets am gehörigen Eifer gefehlt hat, uns bei Nacht auf ein Feld zu stellen, um bei den Kornähren Schildwache zu stehen und die Blüthen auf frischer That zu ertappen sobald sie sich öffneten. Es ist sogar wahrscheinlich, dass dieser unbescheidene Eifer vollkommen unfruchtbar gewesen wäre; denn wir glauben, dass wir schwerlich das Aufbrechen einer Kornblüthe bemerkt haben würden. Wir überlassen es also den Landwirthen zu entscheiden, welchen Werth diese chinesische Beobachtung haben mag.

Man könnte ein originelles Buch über alle die merkwürdigen

Beobachtungen schreiben, welche die Chinesen nicht nur in der Landwirthschaft, sondern überhaupt in allem gemacht haben, was Naturgeschichte betrifft. Wir wollen hier einige derselben anführen, die uns gerade einfallen, um eine Idee von dem Scharfsinne dieses Volkes zu geben.

Jedermann weiss, dass die Schwalben um die Herbstzeit fortgehen und im Anfange des Frühlings zurückkehren. Die Chinesen sind ebenso neugierig gewesen als wir, zu erfahren, was in den sechs Monaten ihrer Abwesenheit mit ihnen wird, und wo sie hingehen. Sie haben bewiesen, dass die Schwalben, an deren Füsschen man Zeichen gemacht hatte, um sie wieder zu erkennen, mehrere Jahre hinter einander in dasselbe Haus zurückgekehrt seien. Man war also gewiss, dass die Schwalben, welche im Herbste fortgingen, dieselben waren, die im Frühlinge wiederkamen; aber wo gingen sie denn hin? Einige von den Alten behaupteten, sie gingen über das Meer; Andere, sie stürzten sich in das Wasser. Heutigen Tages werden diese Meinungen von den Chinesen als kindische Fabeln betrachtet, und mancherlei Beobachtungen haben ihnen bewiesen, dass die Schwalben keine langen Reisen unternehmen, um den Winter irgend wo im Warmen zuzubringen. Es steht in den Annalen Chinas Folgendes: „Als das Volk durch die Unglücksfälle niedergedrückt war, welche die Regierung des Kaisers Ngan-ty heimsuchten, verliessen mehrere tausend Familien ihre Dörfer und flohen weit in die wildesten und unzugänglichsten Berge hinein, um dem Aufruhr und der Hungersnoth zu entgehen. Da nichts gewachsen war, mussten sie sich von den Ratten und Schwalben nähren, die sie schaarenweise in den Höhlen und Schluchten der Berge fanden." Ein anderer Historiker erzählt noch folgenden Fall: „Als der Kaiser Yang-ty *) Reparaturen an den Ufern des Gelben Flusses angeordnet hatte, fand man eine grosse Menge Schwalben, welche schaarenweise in den Felslöchern und Höhlen solcher Orte versammelt waren, wo die Ufer wüste und sehr steil sind." Ein chinesischer Naturforscher, Lu-schi, sagt, nachdem er diese Dinge berichtet hat: „Die Alten behaupteten, dass die Schwalben mit dem Klima wechselten; aber es ist schwer zu begreifen, dass sie das haben glauben können, da man nie gesehen hat, dass die Schwalben den Weg nach Süden nahmen, noch schaarenweise wie Wandervögel zogen, welche alle Jahre aus der Tatarei kommen und im Frühling dahin zurückkehren. Diese bilden ganze Heere, und ihre Reise dauert mehrere Tage, während die Schwalben aus einer Provinz verschwinden, ohne dass man eine grössere Zahl in einer andern, nicht einmal in den dem Meere zunächst gelegenen Provinzen zu sehen bekommt." Hieraus schloss der chinesische Naturforscher, dass die Schwalben nicht wandern, und dass sie den Winter hindurch in Löcher und Höhlen kriechen. Wir wissen nicht, ob die europäischen Naturforscher die Ansicht ihres Collegen Lu-schi theilen. Ebenso wenig wissen wir, ob folgende Entdeckung den Beifall der Naturforscher sowohl, als der Uhrmacher finden wird.

Eines Tages, als wir einige christliche Bauernfamilien besuch-

*) Er bestieg den Thron im Jahre 605.

ten, trafen wir ganz nahe bei einer Meierei einen jungen Chinesen, der einen Büffel längs eines Fusspfades weidete. Wir fragten ihn im Vorbeigehen, nur um etwas zu fragen, ob es noch nicht Mittag sei. Der Junge richtete den Kopf in die Höhe, und da die Sonne hinter dichten Wolken stak, so konnte er dort keine Antwort finden. Der Himmel ist nicht klar, sagte er, aber wartet einen Augenblick. Bei diesen Worten eilte er in die Meierei, und kam nach einigen Minuten mit einer Katze unter dem Arme zurück. Es ist noch nicht Mittag, sagte er, da seht! Bei diesen Worten zeigte er auf das Auge der Katze, indem er die Augenlider mit beiden Händen zurückschob. Wir sahen erst den Jungen an, er war ganz ernsthaft; dann die Katze, die, wenn auch ängstlich und nicht eben vergnügt über das Experiment, das man an ihrem Auge machte, doch musterhafte Gefälligkeit zeigte. Es ist richtig, sagten wir zu dem Jungen, es ist noch nicht Mittag, danke schön. Der Junge liess die Katze los, welche im Galopp davon sprang, und wir setzten unsern Weg weiter fort.

Um die Wahrheit zu gestehen, wir hatten diese neue Methode, die Stunden zu erkennen, nicht recht begriffen; aber wir wollten den Burschen nicht fragen, damit er nicht an unserer Unwissenheit merkte, dass wir Europäer seien. Sobald wir in ein Haus kamen, wo wir Christen trafen, hatten wir nichts Eiligeres zu thun, als sie zu fragen, ob sie auch an den Katzenaugen sehen könnten, welche Zeit es sei. Sie erwarteten eine solche Frage nicht, und sahen uns erstaunt an. Doch wir bestanden darauf, und da nichts zu fürchten war, wenn wir ihnen unsere vollkommene Unwissenheit über die Eigenthümlichkeiten der Katzenaugen eingestanden, so erzählten wir ihnen, was uns unterwegs ganz nahe bei der Meierei eines Heiden begegnet war. Das reichte hin; unsere gefälligen Christen machten sogleich auf alle Katzen in der Nachbarschaft Jagd, sie brachten drei oder vier, und erklärten uns, wie man sehr vortheilhaft eine Katze als Uhr gebrauchen könne. Sie zeigten uns, dass die Pupille ihres Auges sich immer mehr zusammenzöge, je näher es auf den Mittag zugehe; um Mittag selbst sei sie wie ein Haar, wie eine äusserst feine Linie, die perpendiculär über das Auge gehe; nach Mittag finge sie wieder an weiter zu werden. Nachdem wir aufmerksam alle Katzen, die bei der Hand waren, untersucht hatten, schlossen wir daraus, dass der Mittag vorbei sein müsse; alle Augen stimmten vollkommen überein.

Wir nahmen erst Anstand, von dieser chinesischen Entdeckung zu sprechen, aus Furcht, die Uhrmacher zu compromittiren und dem Uhrenverkaufe zu schaden; aber jedes Bedenken muss vor der Liebe zum Fortschritt zurücktreten. Jede Entdeckung von einiger Wichtigkeit muss nothwendig Privatinteressen beeinträchtigen. Wir hoffen indess, dass man trotzdem noch wird Uhren machen können, weil unter den vielen Personen, die wissen wollen, welche Zeit es ist, immer manche sein werden, die sich nicht erst die Mühe geben, nach einer Katze zu laufen, um ihr in die Augen zu sehen und sich der Gefahr aussetzen, dabei um ihre eigenen zu kommen.

Die Chinesen haben uns noch ein Experiment anderer Art ge-

lehrt, das auch nicht so gefährlich ist, wie das vorhergehende. Auch compromittirt es weder eine Person, noch einen Erwerbszweig. Es könnte höchstens den Eseln unangenehm sein, da es darauf abzielt, dieselben in der Ausübung ihrer Freiheit zu beeinträchtigen.

Im Norden Chinas, wo die Reisen zu Wasser nicht so leicht sind, als im Süden, reist man gewöhnlich zu Wagen oder auf Eseln oder Mauleseln. Am Ende des Tages hält man an, um die Nacht in einem der mehr oder weniger bequemen Wirthshäuser zuzubringen, die man in reicher Anzahl längs des Weges trifft. Das grösste Unangenehme bei diesen Wirthshäusern ist, dass es schwer ist, ruhig darin schlafen zu können, wegen des Lärms, der unaufhörlich hier stattfindet; und wenn noch unglücklicherweise Esel im Hofe des Wirthshauses stehen, dann muss man sich geduldig darein fügen, kein Auge schliessen zu können, denn diese schrecklichen Thiere, die wahrscheinlich wissen, dass die Musik im chinesischen Reiche jederzeit hoch in Ehren gestanden hat, glauben sich veranlasst, als chinesische Esel die ganze Nacht hindurch zu singen und sich allen Launen ihres philharmonischen Talentes zu überlassen.

Im Jahre 1840 reisten wir zu Wagen in der Provinz Peking. Unser Katechet, ein früherer Schulmeister, begleitete den Wagen auf einem prächtigen Esel, der so feurig und lebendig war, dass die beiden Maulthiere, welche uns fuhren, alle Mühe hatten, mit seinem schnellen Laufe Schritt zu halten. Dieser Esel war sich seiner Ueberlegenheit so sehr bewusst, er war so stolz darauf, dass er, sobald er einen seiner Collegen von ferne sah oder roch, auf die unausstehlichste Weise zu schreien anfing. Als wir in das Wirthshaus kamen, musicirte er die ganze Nacht, statt ruhig von seinen Mühen auszuruhen. Im Klang seiner Stimme, in den Modulationen, die er ihr zu geben wusste, war etwas so Herausforderndes, dass alle Esel der umliegenden Wirthshäuser, wahrscheinlich von der Macht seines magnetischen Fluidums angezogen, nicht unterliessen, daran Theil zu nehmen und aus allen Kräften und aus vollem Halse mitzuschreien. Es entstand hierdurch ein so betäubendes Concert, dass es rein unmöglich war ein Auge zu schliessen.

Eines Abends als unser Katechet die hohen Eigenschaften seines Esels rühmte, sagten wir zu ihm: Dein Esel ist ein schlechtes Vieh. Seitdem wir unterwegs sind, ist er schuld daran, dass wir nicht einen Augenblick haben schlafen können. — Das hättet ihr mir früher sagen sollen, entgegnete er, ich hätte ihn am Singen verhindert. Da unser Katechet bisweilen lustiger Laune war, hielten wir seine Bemerkung für einen schlechten Witz. Am folgenden Morgen fanden wir aber, dass wir fest geschlafen hatten; wir hatten vollkommen ausgeruht. — Hat der Esel diese Nacht gesungen? frug der Katechet, sobald er uns sah. — Doch wohl nicht, wenigstens haben wir es nicht gehört. — O! ich weiss es ganz genau, dass er nicht gesungen hat; ehe ich mich niederlegte, habe ich meine Massregeln getroffen. Ihr habt doch gewiss bemerkt, fügte er hinzu, wenn ein Esel schreien will, so fängt er damit an, dass er den Schwanz in die Höhe hebt, und hält ihn fast horizontal, so lange er schreit; um ihn nun zum Schweigen zu verurtheilen, hatte ich ihm blos den

Schwanz an einen Stein gebunden, damit er ihn nicht aufheben konnte. Wir sahen den Katecheten lächelnd an, gleich als wollten wir ihn fragen, ob er uns zum Besten habe. — Kommt und seht, sagte er, ihr könnt euch überzeugen. Da gingen wir in den Hof und sahen in der That, dass der arme Esel, an dessen Schwanze ein grosser Stein hing, viel von seinem gewöhnlichen Stolze verloren hatte. Die Augen auf den Boden gerichtet und die Ohren gesenkt, schien er tief gedemüthigt zu sein; dieser Anblick erregte unser Mitleid, und wir baten den Katecheten, er möchte den Stein losbinden. Sobald aber der Esel sein musikalisches Anhängsel frei fühlte, richtete er erst den Kopf, dann die Ohren, endlich den Schwanz empor, und fing mit wahrhaft wunderbarem Enthusiasmus auf's Neue zu schreien an.

Neuntes Kapitel.

Schifffahrt auf dem See Phu-yang. — Grosse Menge Junken. — Landreise. — Unbedeutende Wüsteneien. — Pauperismus in China. — Bettlerbanden. — Brüderschaft der unentgeltlichen Särge. — Der Bettlerkönig. — Gasthaus zu den Hühnerfedern. — Ursachen des Pauperismus. — Das Spiel. — Verschiedene chinesische Spiele. — Wie man das gegen die Spieler erlassene Gesetz hintergeht. — Trunkenheit. — Der Weinstock. — Wein und Getreidebranntwein. — Kindesmord. — Die Ursachen desselben. — Das Wahre und Uebertriebene in Betreff des Kindesmords in China. — Yu-yng-tang oder Findelhaus. — Edikt gegen den Kindesmord. — Ohnmacht der Regierung, dem Kindesmord zu steuern. — Wirken der *Sainte-Enfance.*

Unsere Schifffahrt auf dem See Phu-yang *) ging ohne Unfall von Statten. Nur dauerte sie länger, als man erwartet hatte; statt eines Tages brauchten wir zwei. Wir hatten etwa den halben Weg zurückgelegt, als der Wind seine Richtung änderte und uns entgegen kam, so dass wir gezwungen waren zu laviren. Das Wetter blieb dabei jedoch schön, und wenn der Wind auch conträr war, so beunruhigte uns dies doch nicht. Ein Tag Verzug war für uns nicht eben von Bedeutung. Dasselbe können wir aber nicht von der Nacht behaupten, die wir gegen unsere Erwartung am Bord der Junke zubringen mussten. Die Cancrelats führten einen ebenso heftigen Krieg gegen uns, als in der vorigen Nacht. Um ihnen zu entgehen, trugen wir unsere Betten auf das Verdeck und legten uns unter den Matrosen nieder, deren Geschrei und Geschwätz doch noch weniger unangenehm war, als das unaufhörliche Kitzeln und Kneipen der Cancrelats.

*) Der See Phu-yang wird durch den Zusammenfluss vier grosser Ströme gebildet; er hat dreissig Meilen im Umfange.

Während der zwei Tage zu Wasser sahen wir wenig vom festen Lande. Wir konnten uns kaum einreden, dass wir im Mittelpunkte des himmlischen Reiches waren. Diese ungeheure Wasserfläche, die hohen, vom Winde aufgethürmten Wogen, die zahlreichen grossen Fahrzeuge, welche nach allen Richtungen fuhren, alles das deutete eher auf ein Meer, als einen See hin. Die Bewegungen der unzähligen Junken, welche unaufhörlich die Oberfläche des Phu-yang durchfurchen, bieten dem Auge ein wahrhaft entzückendes Schauspiel dar. Die verschiedenen Richtungen, welche sie verfolgen, geben ihrem Segelwerk und ihrem Baue eine unendliche Abwechselung von Formen; die einen, welche vor dem Winde segeln, breiten ihre Mattensegel aus und fahren mit grossartiger Majestät dahin; andere kämpfen unaufhörlich mit Wind und Wellen, während eine grosse Anzahl, welche quer über und in entgegengesetzter Richtung fahren, zornigen Seeungeheuern gleichen, die auf einander losstürzen. Die Evolutionen aller dieser schwimmenden Maschinen sind so schnell und vielfach, dass das Bild jeden Augenblick wechselt und ändert.

Wir hätten zu Wasser bis nach der Hauptstadt von Kiang-si fahren können, denn aus dem See Phu-yang kamen wir in die Mündung eines schiffbaren Flusses, der unter den Mauern von Nantschang-fu vorbeifliesst; aber da Wind und Strömung entgegen waren, wäre diese Fahrt zu lang und zu mühsam gewesen. Wir zogen es also vor, wieder zu Lande zu reisen, auf welchem Wege wir in zwei Tagen an die dritte Hauptstation unserer Reise kommen sollten.

Die Provinz Kiang-si wird für eine der volkreichsten Chinas gehalten. Daher waren wir sehr überrascht, als wir auf unserem Wege grosse, unbebaute und menschenleere Flächen fanden, deren wilder Anblick uns an die Steppen und Wüsten der Mongolei erinnerte. Nicht selten trifft man in mehreren Provinzen Chinas grosse Strecken, welche entweder wegen der schlechten Beschaffenheit des Bodens oder wegen der Nachlässigkeit und Sorglosigkeit der Bewohner unangebaut sind, indem die letzteren ihre Subsistenzmittel lieber in den Wechselfällen der Schifffahrt und des Handels suchen, als in der ruhigen Beschäftigung mit dem Ackerbau. Solche Brachen finden sich namentlich in der Nähe der grossen Seen und in der Nachbarschaft der Flüsse. Die Leute verlassen gern das Land, um ihr Leben auf Barken zuzubringen, was zu der Annahme führte, dass trotz aller Aufmunterung zum Landbau China den Bedürfnissen seiner Bewohner noch weit mehr entsprechen oder eine weit grössere Zahl ernähren könnte.

Es ist unbestreitbar, dass die chinesische Regierung alle die Elemente des Ueberflusses und des Reichthums, die man überall in dem herrlichen Lande findet, nicht zu benutzen versteht oder nicht benutzen will. Eine intelligente, für das Volkswohl eifrigst besorgte Verwaltung könnte, wenn sie dieser ruhigen und betriebsamen Bevölkerung eine gute Richtung gäbe, die ungeheuren Hülfsquellen des Reiches wunderbar entwickeln und den Massen weit mehr Wohlstand und Glück verschaffen. Wir sind weit entfernt zu behaupten, dass es in China leichter sei als anderwärts, den Pauperismus vollständig zu unterdrücken. Wir wissen, dass es an allen grossen

Mittelpunkten der Bevölkerung leider immer viel Arme geben, und dass die Klasse der Nothleidenden jeder Art daselbst stets sehr bedeutend sein wird. Aber man könnte ihre Zahl mindern, statt dass dieselbe, wie wir bei unserem Aufenthalte in China bemerkt haben, alle Jahre steigt; und daraus erklärt sich vielleicht das erstaunliche Umsichgreifen und die wunderbare Entwickelung der Insurrection, welche jetzt dieses colossale Reich von Grund aus umzustürzen droht.

Zu allen Zeiten und in den blühendsten und ganz ausgezeichnet verwalteten Ländern hat es immer Arme gegeben, und wird sie auch ferner geben; aber nirgends ohne Widerrede hat man ein so tiefes und schreckliches Elend gesehen, als im himmlischen Reiche. Es gibt kein Jahr, wo nicht bald auf diesem, bald auf jenem Punkte, eine wahrhaft entsetzliche Menge Menschen verhungert oder erfriert. Die Zahl derer, welche nur von einem Tage auf den andern leben, ist unberechenbar. Wenn Ueberschwemmung oder Dürre oder ein anderes Unglück die Ernte einer einzigen Provinz vernichtet, so sind augenblicklich zwei Dritttheile der Bevölkerung allen Schrecknissen der Hungersnoth preisgegeben. Da bilden sich zahlreiche Banden, ganze Armeen von Bettlern, welche alle zusammen, Männer, Weiber und Kinder, in Städten und Dörfern Nahrung suchen, um nur noch einige Augenblicke ihr elendes Dasein zu fristen. Manche unter ihnen fallen vor Entkräftung um und sterben, ehe sie den Ort erreichen, wo sie Hülfe zu finden hofften. Man findet ihre Leichname auf den Feldern und längs der Wege; man geht an ihnen vorüber, ohne gerührt zu werden, ja ohne überhaupt darauf zu achten, so sehr ist man an diesen schrecklichen Anblick gewöhnt!

Im Jahre 1849 wurden wir sechs Monate lang in einer Christengemeinde in der Provinz Tsche-kiang erst durch anhaltende Regengüsse und dann durch eine allgemeine Ueberschwemmung, welche die ganze Gegend heimsuchte, aufgehalten. Nach allen Seiten hin sah es wie ein grosses Meer aus, auf welchem Dörfer und Bäume zu schwimmen schienen. Die Chinesen, welche schon den Verlust der Ernte und alle Schreckensscenen der Hungersnoth voraussahen, entwickelten bewundernswerthen Eifer und Ausdauer, um gegen diese Geissel anzukämpfen, welche sie rings bedrohte. Sie errichteten Dämme um ihre Felder und suchten das Wasser abzuleiten, das auf ihnen stand; aber als sie ihre schwierige und mühsame Arbeit glücklich beendet zu haben glaubten, strömte der Regen von Neuem in solcher Heftigkeit, dass die Felder in Kurzem überschwemmt waren. Drei ganze Monate lang waren wir Zeugen ihrer hartnäckigsten Anstrengungen; die Arbeit liess nicht einen Augenblick nach. Die Unglücklichen, welche bis an die Hüften im Schlamme standen, waren Tag und Nacht mit ihren Kettenpumpen beschäftigt, um das Wasser, welches das Land überfluthete, in die Betten der Flüsse und Kanäle abzuleiten. Aber man konnte nicht Herr der Ueberschwemmung werden, und nach den angestrengtesten Mühen hatten die armen Menschen den Schmerz, ihre Aecker nicht bebauen zu können, und sich dem vollsten Mangel preisgegeben zu sehen. Da schaarten sie sich in zahlreichen Abtheilungen zusammen und durchwanderten die Provinz, einen Sack auf dem Rücken, um hie und da etwas Reis

zu sammeln. Diese Menschen sahen entsetzlich aus. Halb mit Lumpen bedeckt, mit struppigem Haar, mit verzerrtem Gesicht und bleichen Lippen schienen diese Bettler, welche vor Kurzem noch ruhige Ackerbauer waren, von Verzweiflung getrieben zu allem fähig zu sein. Die Christengemeinde, in welcher wir wohnten, wurde mehrmals von diesen ausgehungerten Karawanen heimgesucht. Wir waren nicht viel reicher, als sie, denn die Ueberschwemmung war allgemein gewesen. Doch musste man immer noch etwas von dem Nothwendigsten hergeben und ihnen einige Hände voll Reis schenken. Ganze Dörfer wurden verlassen, und zahlreiche Familien suchten in den benachbarten Provinzen ihr Brod.

Solches Unglück wiederholt sich alle Jahre, bald auf diesem, bald auf jenem Punkte. Wer einige Vorräthe hat, kann diese traurigen Krisen immer noch überstehen und bessere Tage abwarten; aber den übrigen, und diese sind leider die Mehrzahl, bleibt nichts übrig, als ihr Vaterland zu verlassen oder Hungers zu sterben.

Ausser solchen lokalen und zufälligen Unglücksumständen finden wir aber einen so zu sagen stehenden Pauperismus, welcher wie eine unheilbare Seuche auf die ganze Nation seinen verheerenden Einfluss ausübt. In grossen Städten ist die Zahl der Armen entsetzlich. Man sieht sie in den Strassen herumlaufen, wobei sie ihre Missbildungen, ihre ekelhaften Wunden und verrenkten Glieder zeigen, um Mitleid zu erregen. Jeden Tag sterben mehrere von ihnen Hungers. Die wohlhabenden Chinesen geben sehr gern ein Almosen von einigen Sapeken; aber sie kennen das Gefühl der christlichen Liebe nicht, welche bewirkt, dass man an dem Armen Interesse nimmt, dass man ihn liebt und bei seinen Leiden mitleidet. Man gibt dem Kranken, dem Unglücklichen ein Stück Geld oder eine Hand voll Reis, nur um ihn los zu werden; weiter beschäftigt man sich nicht mit ihm, und kümmert sich wenig darum, ob er für die Nacht ein Obdach hat. Die Armen haben keine Wohnung; sie flüchten sich gewöhnlich in die Nähe der Pagoden und Gerichtshöfe, wo sie sich längs der Mauern elende Hütten aus zerfetzten Matten bauen, die sie an den Strassenecken gesammelt haben.

Die Chinesen, so geschickt und erfahren sie auch sind, um Gesellschaften jeder Art zu organisiren, deren Zweck es ist, irgend einen Gewerbs- oder Handelszweig auszubeuten, selbst um Diebsbanden und der verlockenden Gewalt des Spieles entgegen zu arbeiten, haben es nicht verstanden, zum Nutzen der Armen und Kranken Wohlthätigkeitsvereine zu gründen. Nur an wenig Orten haben wir Brüderschaften gefunden, die unentgeltlich Särge für Verstorbene herbeischaffen, welche keine Verwandten haben, die für ihr Begräbniss sorgen würden. Und wenn man nach den Absichten derer fragen dürfte, welche Gutes thun, so würde man selbst bei diesem Institute noch Eigennutz und Egoismus finden. Die Chinesen haben den Aberglauben, dass die Seelen der Verstorbenen sich in böse Geister, in Teufel verwandeln, die es sich zum Vergnügen machen, die Lebenden zu quälen, indem sie ihnen Krankheiten auferlegen oder den guten Erfolg ihrer Arbeiten vereiteln. Das beste Mittel, sich dem bösen Einflusse dieser böswilligen Geister zu ent-

ziehen, welche unversöhnlich gegen die Lebenden sind, weil ihre Körper nicht begraben werden, ist unstreitig, Särge für diejenigen zu kaufen, welche sterben, ohne so viel zu hinterlassen, um davon begraben zu werden. Wegen dieser wohlwollenden Aufmerksamkeit ist man für die Mitglieder der Brüderschaft der unentgeltlichen Särge günstig gestimmt. Aber ausser dieser Gesellschaft haben wir nicht erfahren, dass es irgend eine andere gäbe, deren Zweck es ist, der Noth der Armen abzuhelfen.

Wenn die Wohlhabenden es unterlassen, Vereine zur Erleichterung und Unterstützung der Armen zu bilden, so vereinigen sich diese zu Gesellschaften, um die Reichen auszubeuten. Jeder bringt eine wahre oder erdichtete Schwäche mit, und versucht dann, so gut als möglich dieses entsetzliche Kapital menschlichen Elends zu verwerthen. Alle Arme werden in Compagnien und Bataillone eingetheilt. Diese grosse Armee von Bettlern hat ein Oberhaupt, welches den Titel „Bettlerkönig" führt und vom Staate gesetzlich anerkannt wird. Dieser Bettlerkönig ist verantwortlich für die Aufführung seiner zerlumpten Unterthanen, und an ihn hält man sich, wenn unter ihnen Unordnungen und Störungen ausbrechen, welche die öffentliche Ruhe bedrohen. Der Bettlerkönig von Peking ist ein wahrer Herrscher. An bestimmten Tagen lässt er seine zahlreichen Schaaren ausrücken, um zu betteln oder vielmehr in der Umgegend der Hauptstadt zu plündern. Man möchte Callot's Pinsel haben, um die lächerliche, cynische und ungeordnete Haltung dieser Bettlerarmee schildern zu können, welche stolz gegen ein Dorf zu Felde zieht. Während sie sich nach allen Seiten hin wie eine Schaar verwüstender Insekten verbreiten und jedermann durch ihre Frechheit einzuschüchtern suchen, ruft der König die Vorsteher der umliegenden Orte zusammen und macht ihnen den Vorschlag, gegen eine bestimmte Geldsumme sie von diesen ekelhaften Erpressern zu befreien. Nach langem Streite fügt man sich. Das Dorf zahlt sein Lösegeld, und die Bettler machen sich auf, um wie eine Lawine über einen andern Ort herzufallen.

Diese Bettlerbanden haben auf ihren Streifzügen manchmal eine sehr einträgliche Ernte. Alles wird erst in die Hände ihres Königs abgeliefert; er vertheilt es unter seine Unterthanen, welche übrigens im Communismus, selbst im Fourierismus sehr weit vorgerückt sind, ohne auch nur eine Zeile von den Theorien Cabet's oder Victor Considérant's gelesen zu haben. Man nimmt für Europa das Alleinrecht, grosse und neue Ideen zu haben, in Anspruch; viele Leute werden sich gewiss gekränkt fühlen, wenn sie sehen, dass Asiaten, Chinesen, seit langer Zeit es verstehen, gewisse Ideen in Ausführung zu bringen, welche erst seit gestern in dem mächtigen Hirn der Philosophen des Occidents aufgegangen sind.

In Peking gibt es ein Phalanstère, welches alles weit übertrifft, was je die fruchtbare Einbildungskraft Fourier's hat ersinnen können. Man nennt es Ki-mao-fan, d. h. Hühnerfederhaus. Auf dem Wege des Fortschritts haben es die Chinesen dahin gebracht, dass sie den Armen ein warmes Federbett gegen die unbedeutende Entrichtung von einem halben Centime für die Nacht gewähren können.

Dieses merkwürdige phalansterische Etablissement besteht nur aus einem grossen Saale, der in seiner ganzen Ausdehnung mit einem dichten Bett voll Hühnerfedern bedeckt ist. Die Bettler und Vagabunden, welche kein Obdach haben, bringen die Nacht in diesem grossen Schlaflokale zu. Männer, Weiber, Kinder, Junge, Alte, jeder hat hier Zutritt. Es ist dies Communismus in der weitesten Bedeutung des Ausdruckes. Jeder macht sein Nest, so gut er kann, legt sich auf diesem Federmeer zurecht und schläft, wenn er kann. Wenn der Tag kommt, muss man gehen, und einer der in diesem Etablissement Angestellten nimmt an der Thüre die tarifsmässig festgesetzten Sapeken in Empfang. Um wahrscheinlich dem Prinzipe der Gleichheit gerecht zu werden, lässt man halben Preis nicht zu, und Kinder müssen eben so viel zahlen, als Erwachsene.

In den ersten Zeiten der Gründung dieser ausserordentlich philanthropischen und moralischen Anstalt gab die Verwaltung des Hühnerfederhauses jedem ihrer Gäste eine kleine Decke; aber man änderte diesen Punkt sehr bald. Da diejenigen, welche den Ort besuchten, die Gewohnheit einführten, die Decken mitzunehmen, um sie zu verkaufen oder bei starker Winterkälte als Kleidungsstück zu benutzen, sahen die Actionnäre, dass sie schnell einem vollständigen und unvermeidlichen Ruin entgegen gingen. Die Decken ganz abzuschaffen, wäre zu hart und wenig schicklich gewesen. Man musste also auf ein Mittel denken, welches zugleich die Interessen der Anstalt und den Nutzen der Schlafenden förderte. Man löste dieses sociale Problem folgendermassen. Man fertigte eine ungeheure Filzdecke von so grossem Umfange, dass sie den ganzen Schlafsaal bedeckte. Am Tage hing man sie an der Stubendecke wie einen riesigen Palankin auf. Nachdem sich alle in den Federn zurecht gelegt haben, lässt man die Decke an Rollen herab. Zugleich ist noch zu bemerken, dass man eine grosse Menge Löcher angebracht hat, durch welche die Schlafenden den Kopf stecken, um nicht zu ersticken. So wie der Tag anbricht, zieht man die phalansterische Decke auf; aber vorher ist man so vorsichtig und gibt ein Signal mit dem Tam-tam, um diejenigen zu wecken, welche zu fest schlafen, und sie zu veranlassen, ihren Kopf in die Federn zu stecken, damit sie sich nicht wie in einem Halseisen fangen und mit der Decke in die Luft gehoben werden. Da sieht man denn, wie diese Unmasse von Bettlervolk in dem grossen unreinlichen Bett wimmelt und sich herumwälzt, sich schnell in die elenden Lumpen hüllt und dann schaarenweise sich durch die Stadtviertel verbreitet, um auf eine mehr oder weniger erlaubte Art sich die Existenzmittel zu verschaffen.

Unter die Hauptursachen des Pauperismus in China kann man ausser der grossen Sorglosigkeit der Regierung und der zu dichten Bevölkerung namentlich Spiel, Trunk und Ausschweifung zählen. Wir wissen recht gut, dass diese Laster nicht blos in China heimisch sind, und dass man in allen Ländern und zu allen Zeiten die Zerrüttung und das Elend bemerkt hat, welches sich in ihrem Gefolge einfindet. Man kann aber doch behaupten, dass sich die Chinesen

ihnen in einer Weise ergeben, worin sie vielleicht nie ein Volk übertroffen hat.

Das Spiel ist durch die Staatsgesetze verboten; aber die Gesetzgebung ist so sehr von den herrschenden Sitten des Volkes zurückgedrängt worden, dass heute China wie ein ungeheures Spielhaus aussieht. Die Spiele der Chinesen sind sehr vielfach. Sie spielen Karte, Würfel, Schach, Dame, *Tsei-mei*, ein der italienischen *Mora* analoges Spiel. Wer verliert, muss eine Schale heissen Wein trinken. Sie sind ebenfalls leidenschaftlich für Hahnen-, Wachteln-, Grillen- und Heuschreckenkämpfe eingenommen. Diese Vergnügungen geben oft zu sehr bedeutenden Wetten Veranlassung. Die Spieler von Profession spielen namentlich Karte und Würfel. Sie kommen in Privat- und öffentlichen Häusern zusammen, welche letztere unseren Café's ähnlich sind, nur mit dem Unterschiede, dass man Thee trinkt. Dort bringen sie Tage und Nächte zu, und spielen so leidenschaftlich, dass sie kaum daran denken, etwas zu sich zu nehmen. Es gibt kein Dorf und keinen Weiler, in dem man nicht ein Spielhaus und Spieler von Profession vorfindet.

Die Chinesen sind, wie wir schon gesagt haben, ökonomisch und arbeitsam; aber ihre Habsucht, ihre ausserordentliche Liebe zum Gewinn und ihre starke Neigung zu Schwindeleien und Speculationen, machen sie leicht zu leidenschaftlichen Spielern, wenn sie sich nicht auf den Handel legen. Glücksaufwallungen suchen sie am allermeisten, und haben sie sich diesen einmal hingegeben, so kommen sie schwer wieder davon los. Sie setzen die Verbindlichkeiten ihres Standes, die Pflichten gegen die Familie bei Seite, um nur Karten und Würfeln zu leben. Diese unglückliche Leidenschaft gewinnt eine solche Macht über sie, dass es empörend ist, zu welchen Mitteln sie ihre Zuflucht nehmen. Wenn sie ihr Geld verloren haben, verspielen sie Haus, Feld und endlich die Frau, deren Geschick von einem einzigen Wurfe abhängt. Der chinesische Spieler begnügt sich aber damit noch nicht. Die Kleider, welche er trägt, lassen ihn noch eine Partie versuchen, und diese schreckliche Gewohnheit, alles ohne Ausnahme zu verspielen, selbst die Kleider, die man auf dem Leibe hat, wird oft Veranlassung zu widerlichen Auftritten, die man kaum glauben könnte, wenn man nicht wüsste, dass die Leidenschaften den Menschen endlich grausam und unmenschlich machen.

In den nördlichen Provinzen, namentlich in der Nähe der grossen Mauer, trifft man in der strengsten Winterkälte manchmal Menschen vollständig nackend, welche die Kleider im Spiel verloren haben und dann unbarmherzig aus dem Spielhaus hinaus getrieben worden sind. Sie laufen im eigentlichen Sinne des Wortes wie wahnsinnig umher und suchen der peinigenden Kälte zu entgehen. Sie schmiegen sich an die Erdschornsteine an, welche in diesen Gegenden längs der Mauern der Häuser mit dem Erdboden in gleicher Höhe angebracht sind. So suchen sie sich zu wärmen, bald an der einen, bald an der andern Seite, während ihre Spielgenossen ihnen in ausgelassenster Lustigkeit zusehen. Dieses schreckliche Schauspiel dauert nicht lange, denn die Kälte bemächtigt sich bald ganz des Unglücklichen, welcher umfällt und stirbt. Hierauf gehen die Spie-

ler in ihren Saal zurück, und setzen ihr Vergnügen ganz kaltblütig weiter fort. Solche Dinge werden manchem unglaublich erscheinen; aber wir haben mehrere Jahre lang im Norden Chinas gelebt und können bezeugen, dass sie die reinste Wahrheit enthalten.

So übertrieben auch diese Auftritte schon scheinen mögen, die chinesischen Spieler haben Mittel gefunden, ihre Spielsucht noch weiter zu treiben; ja man kann sagen, dass sie zu einer wahren Wuth bei ihnen geworden ist. Es kommt manchmal vor, dass diejenigen, welche nichts mehr zu verlieren haben, sich an einen besondern Tisch setzen und um die Finger ihrer eigenen Hände spielen, die sie sich gegenseitig mit dem fürchterlichsten Stoicismus abschneiden. Wir wollten anfangs diesen entsetzlichen Punkt mit Schweigen übergehen; denn wir lieben es nicht, das Vertrauen des Lesers zu sehr auf die Probe zu stellen. Es widerstreitet uns durchaus, Dinge zu erzählen, welche, so gewiss wir sie auch als wahr kennen, doch das Siegel der Unwahrscheinlichkeit tragen. Aber was wir von den chinesischen Spielern mittheilen, ist so gewöhnlich, dass diese Sitte schon im neunten Jahrhundert vorhanden war, und die arabischen Schriftsteller haben nicht unterlassen, sie uns aufzubewahren. In der Kette der Chroniken, welche wir schon mehrmals angeführt haben, wird Folgendes mitgetheilt: „Unter den Leuten, welche leichtsinnig und grosssprecherisch sind, spielen diejenigen, welche der niederen Klasse angehören und kein Geld besitzen, manchmal um die Finger ihrer Hand. Während sie spielen, haben sie ein Gefäss mit Nuss- oder Sesamöl dabei stehen; denn Olivenöl gibt es in diesem Lande nicht. Darunter brennt Feuer. Zwischen den beiden Spielern liegt ein kleines scharfes Beil; derjenige, welcher gewinnt, nimmt die Hand des andern, legt sie auf einen Stein und hackt ihm den Finger mit dem Beile ab; das Glied fällt herunter, und zugleich taucht der Besiegte seine Hand in das Oel, welches sehr heiss ist und das Glied ausbrennt. Diese Operation verhindert den Mann aber nicht, von neuem zu spielen. — Es gibt Spieler, welche einen Docht nehmen und ihn in Oel tauchen; dann legen sie ihn auf eines ihrer Glieder und zünden ihn an; der Docht brennt, und man riecht, wie das Fleisch versengt. Während dem spielt der Mann Triktrak und zeigt nicht den geringsten Schmerz."

Man begreift wohl, dass nicht alle Spieler sich die Finger abschneiden und die Arme rösten; das Spiel hat in China nicht immer diesen übertriebenen und wahnsinnigen Charakter. Aber doch erzeugt es im ganzen Reiche grosses Elend, und nichts ist häufiger, als dass man zahlreiche Familien sieht, welche plötzlich durch einige Partien im Karten- oder Würfelspiel in die schrecklichste Noth gerathen. Das Uebel ist so allgemein geworden, dass die Gesetze nichts thun können; vergeblich erlässt die Obrigkeit sehr beredte Proclamationen gegen die Spieler und citirt zur Bekräftigung ihrer Worte die betreffenden Stellen aus den berühmtesten Moralisten, man spielt trotzdem in allen Provinzen des Reiches. Ja die Obrigkeit selbst scheint gewissermassen das Volk gegen die Strenge der Gesetze sicher zu stellen. Die Mandarinen besuchen manchmal die Dörfer, unter dem Vorwande, Spieler aufzusuchen; aber in Wahr-

heit nur, um ihnen Straflosigkeit zuzusichern, wenn man sie ihrer Mühe überhebt. Wenn sie kommen, bereitet man ihnen ein gutes Mahl, gibt ihnen mehr oder weniger grosse Barren Silber, und sie setzen ihren Weg fort, nachdem sie die guten Leute ermahnt haben, die fünf socialen Pflichten immer streng zu beobachten.

Wir haben einen Mandarinen gekannt, der es durchaus nicht leiden konnte, dass man ihm Geld bot, wenn er nach Spielern suchte. Er hatte so edle und erhabene Ansichten, dass der blosse Gedanke, von seinen Untergebenen ein Geschenk anzunehmen, seinen Zorn und Unwillen erregte. Aber doch liebte er das Geld, und zwar sehr, was hätte er auch sonst für einen Mandarinen abgegeben? Er forderte Geld, aber er wollte, dass man dabei so zu Werke ginge, dass man seinen äusserst zarten Gefühlen nicht zu nahe träte. Wenn er irgendwo hinkam, so war schon im Voraus die Summe bestimmt worden, welche er bekommen sollte. Der Ortsvorsteher lud ihn zu einer Tasse Thee und einer Partie ein. Man spielte sehr hoch und ging darauf aus, dass endlich der Mandarine alles gewinnen sollte. Man musste verspielen, aber sich doch so stellen, als spiele man mit der grössten Aufmerksamkeit, denn der sonderbare Mandarine gab viel auf den Gewinn, zugleich aber auch auf den Ruhm, ein gewandter und geschickter Spieler zu sein.

Die Spielsucht hat in China alle Stände und Alter der Gesellschaft befallen. Männer, Kinder, alles spielt. Aber die Leute von der niederen Klasse zeigen dabei die grösste Wuth und Hartnäckigkeit. Auf allen Strassen grosser Städte trifft man tragbare Spielbuden. Zwei Würfel in einer Tasse auf einem Schemel sind für einen Mann, der an seine Arbeit geht, eine fast unwiderstehliche Versuchung. Hat er sich einmal verleiten lassen, vor einer solchen Bude stehen zu bleiben, so ist er schwer davon wegzubringen. Er verliert oft in einigen Stunden die ganze mühsame Ersparniss seiner Arbeit. Kinder finden sich immer in grosser Anzahl und sehr eifrig an den Spieltischen ein, und die Erwachsenen sind die ersten, welche sie in ein Verderben stürzen, von dem sie sich nur mit der grössten Mühe wieder losmachen können.

Der Trunk ist in China eine nicht weniger allgemeine Ursache des Pauperismus, als die Spielsucht, nur mit dem Unterschiede, dass jener mehr im Norden als im Süden seinen verheerenden Einfluss geltend macht. Wenn die Chinesen im Süden mehr spielen als die im Norden, so trinken sie dafür um so weniger. Jedermann weiss, dass das gewöhnliche Getränk der Chinesen der Thee ist, aber an ihm berauschen sie sich gewiss nicht. Sie consumiren ausserdem sehr viel Wein, Alkohol und geistige Getränke, deren Bereitung sehr gewöhnlich und jedermann bekannt ist.

Die Trauben sind in China seit dem frühesten Alterthume gekannt und gefeiert worden. Die Gelehrten behaupten, dass man die Beschreibungen der kaiserlichen Gärten im Tscheu-ly, einem Buche, das man dem berühmten Tscheu-kong zuschreibt, welcher 1122 vor Christus den Thron bestieg, nur von Weinbergen verstehen kann. Wie dem auch sein mag, so ist doch so viel ausser Zweifel, dass es in den Provinzen Schan-si und Schen-si viele Jahrhunderte vor

der christlichen Zeitrechnung Weinberge gab. Der Historiker Sse-ma-tsien erzählt, dass ein reicher Privatmann einen so bedeutenden Weinberg hatte, dass er alle Jahre zehn tausend Mass Wein erntete. Da der Traubenwein, sagt der chinesische Historiker, die Eigenschaft hat, sich Jahre lang zu halten, so vergrub man ihn in Krügen. Zu jener Zeit war er sehr gewöhnlich und führte manchen Streit herbei. Die vielen unter der Yuen- und Han-Dynastie verfassten Gesänge sind ein Beweis dafür, dass die Chinesen nicht immer, wie man gewöhnlich glaubt, den Traubenwein gering geschätzt hätten. Der Kaiser Uen-ty besingt ihn mit einem lyrischen Enthusiasmus, der eines Anacreon und Horaz würdig wäre.

Nach diesem historischen Zeugniss hat der Weinstock, wie alles übrige, in China viele Revolutionen mit durchgemacht. So oft die Regierung befahl, die Bäume umzuhauen, deren Menge der Ernte schädlich war, wurde der Weinstock nicht davon ausgenommen; ja oft wurde er speciell genannt und ohne Mitleid dem Getreidebau geopfert. Unter der Regierung mehrerer Kaiser ging man mit der Ausrottung des Weinstockes in einigen Provinzen so weit, dass man in Kurzem nichts mehr von ihm wusste. Wenn er in späteren Zeiten wieder gepflanzt werden durfte, so möchte man nach dem Ausdrucke einiger Historiker sagen, dass damals die Traube zuerst bekannt geworden sei. Daher hat sich wahrscheinlich die Ansicht verbreitet, dass man den Weinstock in China erst sehr spät cultivirt und aus dem Westen eingeführt habe. Es ist aber unbestreitbar, dass die Chinesen ihn lange vor der christlichen Zeitrechnung kannten. Man findet in den Annalen verschiedene Sorten erwähnt, die aus Samarkand, Persien, Tibet, Turfan, Hami und aus andern Ländern kamen, mit denen die Chinesen in Verbindung standen, und leicht könnte man den Gebrauch des Traubenweins bis in das fünfzehnte Jahrhundert von Dynastie zu Dynastie, ja von Regierung zu Regierung nachweisen.

Heutigen Tages gibt es in China noch mehrere ausgezeichnete Traubengattungen, und die drei ersten Kaiser der Mandschu-Dynastie, Khang-hi, Yung-tsching und Khien-long, liessen viele neue Reben aus fremden Ländern kommen und rühmen sich dessen besonders in ihren Schriften. Aber die heutigen Chinesen treiben den Weinbau nicht ins Grosse und keltern keinen Traubenwein; man liest die Früchte und geniesst sie frisch oder getrocknet. Die ungeheure Bevölkerung Chinas und die Nothwendigkeit, den Erdboden für absolut nothwendige Früchte in Anspruch zu nehmen, sind der Grund, dass der Weinstock vernachlässigt wird, und seine Erzeugnisse im Allgemeinen nur als Luxusgegenstände betrachtet werden.

In Ermangelung des Traubenweins fabriciren die Chinesen geistige Getränke aus Getreidearten und verbrauchen sie in grossen Massen. Am verbreitetsten ist das Getränk, welches man durch Gährung des Reises erhält. Sein Geschmack ist manchmal recht angenehm. Der beste Reiswein kommt aus Schao-hing, in der Provinz Tsche-kiang. Blos weil er aus Reis gewonnen wird, halten ihn die europäischen Residenten von Canton und Macao, welche jederzeit die chinesischen Erzeugnisse *a priori* verurtheilen, hartnäckig für etwas ganz Abscheuliches. Eines Tages füllten wir einige

Flaschen damit, versiegelten sie sorgfältig, und gaben sie einem Engländer, der ein grosser Weinliebhaber war. Sobald er ihn gekostet hatte, fand er ihn ausgezeichnet, und behauptete sogleich, dieser Wein sei, wir wissen nicht mehr von welchem ausgezeichneten spanischen Gewächse. Er setzte ihn zum Dessert einigen seiner Landsleute vor, die ihn ausserordentlich lobten und fanden, dass er wirklich die Blume und den Geschmack der spanischen Weine habe. Dieser Reiswein war allerdings von ganz besonderer Güte. Der, den man für gewöhnlich in China trinkt, schmeckt nicht eben sehr angenehm; obgleich er wenig Alkohol enthält, ist er doch sehr berauschend. Die Chinesen kannten seine Bereitung wenigstens schon zwei tausend Jahre vor Christi Geburt.

Um den Reis gähren zu lassen, den man in grosse Krüge thut, bedient man sich eines Stoffes, den man „Weinmutter" nennt. Es ist dieses gutes Weizenmehl mit der Kleie. Man verdünnt dasselbe mit warmem Wasser und knetet es zu einer Masse, die fester ist, als der Brodteig. Hierauf thut man es in hölzerne Formen und bringt es in die Gestalt von Backsteinen von vier bis fünf Pfund Schwere. Diese legt man auf Breter in einem hermetisch gegen den Zudrang der äusseren Luft verschlossenen Zimmer. Die Fabrikanten erkennen die vollständige Gährung an der röthlichen Farbe, welche die Steine ganz durchdringt. Hierauf setzt man sie der frischen Luft aus, um sie zu trocknen, und bringt sie so in den Handel. Wenn der Gährungsstoff gut bereitet ist, so nimmt er an Güte zu, je älter er wird. Selbst die Milben, welche sich darauf setzen, schaden ihm nicht. Indess sucht man ihn vor denselben zu schützen, indem man aromatische Kräuter zwischen die einzelnen Steine legt.

Die Zubereitung dieses Gährungsstoffes verlangt viel Sorgfalt und grosse Uebung; denn die Güte des Reisweines hängt von der Qualität des Gährungsstoffes ab, den man dabei verwendet. Im Norden Chinas gebraucht man den kleinen Hirse (*petit millet*) statt des Reises. Da die Weinmutter nichts ist, als gegohrenes, gesäuertes und getrocknetes Getreidemehl, so nimmt man auch Roggen, Gerste und Hafer dazu. Manchmal mischt man auch nicht nur Erbsen- und Bohnenmehl und ähnliches darunter, sondern auch wohlriechende Kräuter, Mandeln, Baumblätter, Baumrinde, getrocknete und zu Staub geriebene Früchte. Jeder Ort hat seine besonderen Recepte.

Der Kornspiritus ist nicht eben so lange in China bekannt, als der Wein. Sein Gebrauch geht nur bis auf die Mongolendynastie Yuen zurück, d. h. bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Vor dieser Zeit scheinen die Mongolen es nicht verstanden zu haben, Branntwein zu brennen. Der Erste, welcher Kornspiritus bereitete, hatte weiter keinen Zweck, sagt man, als den schlechten Geschmack von altem Weine dadurch zu verbessern, dass er ihn destillirte. Er war sehr überrascht, als er fand, dass sein Verfahren ihm Spiritus verschaffte. Lange Zeit verstand man nur aus Wein Spiritus zu bereiten, und der Zufall gewissermassen liess die Chinesen entdecken, dass man ihn direkt aus Korn gewinnen könne. Ein Bauer aus der Provinz Schan-tong, der eine grosse Menge Wein keltern wollte, fand, dass der kleine Hirse, den man nicht genug gerührt hatte, statt

zu gähren, verschimmelt war. Da er so keinen Wein gewinnen konnte, versuchte er Spiritus daraus zu machen, und als sein Versuch vollkommen glückte, wandte man seine Methode weiter an, und hat sich so eine Menge unnöthiger Manipulationen erspart.

Der Spiritus im Norden wird gewöhnlich aus grossem Hirse (*gros millet, Holcus sorghum*) gewonnen. Es gibt grosse Fabriken, welche man *Schao-kuo*, Brennereien, nennt, deren mehrmals destillirte Erzeugnisse die Kraft und die Stärke des Alkohol haben. Diese Branntweine behalten immer einen unangenehmen Geschmack, den man aber leicht entfernen kann, wenn man eine Zeit lang grüne Früchte oder Gewürze darin weich werden lässt; aber die Chinesen nehmen es nicht so genau damit. Sie trinken diesen Branntwein leidenschaftlich, und ihre Gewohnheit, heiss zu trinken, ist so allgemein, dass sie selbst den Spiritus ganz rauchend hintergiessen. In Wirthshäusern stellt man auf den Gasttisch einen kleinen Krug voll Branntwein und einen kleinen Dreifuss, in dessen Mitte sich ein Porzellanbecher befindet. Beim Anfange der Mahlzeit giesst man Spiritus in den Becher und zündet ihn an; dann setzt man den Krug darüber, und auf diese Weise hat man das Angenehme, den Branntwein die ganze Mahlzeit über warm zu erhalten.

Dieses schreckliche Getränk ist eine Delikatesse für die Chinesen, namentlich im Norden, wo man es wie Wasser verschlingt. Viele Menschen ruiniren sich durch den Branntwein, wie andere durch das Spiel. Allein oder in Gesellschaft bringen sie ganze Tage, manchmal selbst Nächte damit zu, ihn in kleinen Quantitäten zu trinken, bis die Trunkenheit ihnen nicht mehr erlaubt, den Becher zum Munde zu führen. Hat diese Leidenschaft einen Familienvater ergriffen, so zieht bald das Elend mit all seinem traurigen Gefolge in sein Haus ein. Die Brennereien creditiren gewöhnlich ein ganzes Jahr lang. Es thut sich auch Niemand Zwang an; man schöpft unaufhörlich aus dieser unerschöpflichen Quelle, sobald man Appetit hat. Die Verlegenheit kommt erst im letzten Monat, wenn man bezahlen soll. Dann muss man mit hohen Zinsen seine Schuld abtragen, und da bei der Gewohnheit, sich täglich zu berauschen, kein Geld ins Haus gekommen ist, so kann man sich nicht anders helfen, als dass man seine Ländereien, sein Haus, wenn man eins hat, verkauft, oder Geräth und Kleider auf das Leihhaus trägt.

Man begreift schwer, wie es den Chinesen möglich ist, dieses brennend heisse und gewöhnlich sehr schlecht schmeckende Getränk leidenschaftlich zu lieben. Man hat uns mehrere Beispiele von Trinkern erzählt, die durch Verbrennen ihren Tod fanden; sie hatten so unmässig viel Alkohol genossen, dass es ihnen so zu sagen aus allen Poren herausschwitzte. Ein reiner Zufall, das blosse Anzünden einer Pfeife reichte hin, um diese Unglücklichen in Brand zu stecken und ganz zu verbrennen. Wir sind nie Zeuge dieses ekelhaften Anblicks gewesen; aber mehrere glaubwürdige Personen haben uns versichert, dass Ereignisse der Art im Lande eben nicht zu den Seltenheiten gehören.

Die chinesischen Gesetze verbieten die Fabrikation von Branntwein und Wein, damit man das Getreide besser schone in einem

Lande, wo aller Fleiss und alle Industrie, die man auf den Ackerbau verwendet, kaum hinreicht, um seine zahlreichen Bewohner zu ernähren. Aber es geht mit diesen Gesetzen fast ebenso wie mit denen, welche das Spielen verbieten; sie werden gar nicht beachtet. Wenn man nur den Mandarinen Geld gibt, so sind alle Hindernisse aufgehoben. Die Schao-kuo oder Brennereien brauchen die Erlaubniss der Regierung, um Branntwein zu brennen. Diese Erlaubniss verkauft man ihnen, unter der Bedingung, dass sie in ihrer Fabrik nur verdorbenes und zu anderen Zwecken untaugliches Getreide verwenden. Aber diese Bedingung hindert sie nicht, die schönsten Erzeugnisse der Ernte auf solche Weise zu vergeuden.

Spiel und Trunksucht sind die beiden stehenden Ursachen des Pauperismus in China. Es gibt noch eine dritte Ursache, die unstreitig noch weit unheilvoller ist, als die andern beiden; wir meinen die Ausschweifung. Man bemerkt in der chinesischen Gesellschaft einen gewissen anständigen Ton, eine gewisse Zurückhaltung, welche leicht diejenigen täuscht, die sich nur an das Aeussere halten und den Menschen vorschnell nach den ersten Eindrücken beurtheilen. Man braucht aber nur kurze Zeit unter den Chinesen gelebt zu haben, um die Ueberzeugung zu gewinnen, dass ihre Ehrbarkeit und Sittsamkeit rein äusserlich ist. Die Moralität, welche sie zeigen, ist nur eine über die verderbten Sitten gelegte Maske. Wir werden uns wohl hüten, den unsaubern Schleier zu heben, der die Fäulniss der alten chinesischen Civilisation bedeckt. Die Seuche des Lasters hat sich so sehr über dieses skeptische Volk verbreitet, dass der Anstrich von Schamhaftigkeit, welcher über demselben lag, nach allen Seiten hin abfällt und aller Orten die ekelhaften Wunden zeigt, welche an dem ungläubigen Volke zehren. Die Sprache selbst ist schon empörend cynisch geworden, und das Kauderwälsch schlechter Häuser wird von Tage zu Tage mehr der gewöhnliche Unterhaltungston. Es gibt Provinzen, in denen die Zimmer in den Gasthäusern, die man an den Strassen trifft, über und über mit Bildern beklebt sind, welche empörende Darstellungen alles dessen enthalten, was die schamloseste Ausschweifung nur ersinnen kann, und alle diese ekelhaften Malereien nennen die Chinesen ganz ruhig — Blumen.

Man sieht leicht, wie unberechenbar die Zerstörungen und Verheerungen des Pauperismus bei einem Volke sein müssen, bei dem Spiel, Trunk und Ausschweifung in so grossartigen Verhältnissen entwickelt sind. Es gibt in der That Unmassen von Menschen, welche in Laster und Elend verkommen, und die immer bei der Hand sind, bei der ersten besten Gelegenheit sich Diebs- und Räuberbanden anzuschliessen.

Der Pauperismus ist nach unserer Ansicht auch die Quelle jener Scheusslichkeiten, die in China so gewöhnlich sind, und deren sich die unerschöpfliche Liebe der Christen Europas, namentlich Frankreichs, so eifrig annimmt; wir meinen den Kindesmord. In den letzten Jahren hat sich mancher lebhafte Streit über diesen traurigen und beklagenswerthen Gegenstand erhoben. Auf der einen Seite hat man den Kindesmord leugnen wollen, das war absurd und lächerlich; auf der andern Seite ist man zu weit gegangen, und das ist

gewöhnlich in den heftigen Streitschriften der Fall, wo man nie auf dem ruhigen und unverrückbaren Punkte stehen bleiben kann, der allein zur Wahrheit führt. Zahlreiche Berichte aus China haben viel dazu beigetragen, die streitige Frage noch mehr zu verwirren; denn nach unserer Ansicht hat man die Sache zu weit ausgedehnt. Wir wollen daher versuchen, das Wahre vom Falschen in der scheusslichen Barbarei, welche man der chinesischen Nation zum Vorwurfe macht, auszuscheiden.

Zunächst theilen wir einige Stellen aus einem Briefe von Delaplace mit, der seit mehr als sieben Jahren mit seinem apostolischen Eifer in der chinesischen Mission thätig ist.

„Manche Leute fragen noch, ob es wahr ist, dass in China so sehr viel Kindesmorde vorkommen. Obgleich meine Stimme nur wenig Bedeutung hat, so will ich mich doch vielen andern anschliessen und die Versicherung aussprechen, dass jeden Tag Tausende und Millionen von Kindern im Wasser der Flüsse und unter den Zähnen unreiner Thiere umkommen. Die Briefe der Missionare, welche ich in den Annalen gelesen habe, geben im Allgemeinen als Ursache dieser schrecklichen Barbarei entweder die Rohheit der Aeltern oder das Elend und die Noth zahlreicher Familien oder auch nur Laune und Gewohnheit an. Alle diese Ursachen sind wirklich vorhanden, und nur zu oft habe ich ihre traurigen Wirkungen beobachtet, in Macao sowohl, als in andern Gegenden, die ich seit fünf Jahren durchwandert habe. Meiner Ansicht nach muss man noch den Aberglauben hinzufügen, denn er richtet die schrecklichsten und leider unheilbarsten Verheerungen an. Wenn andere Missionare darüber schweigen, so kommt das vielleicht daher, weil das Uebel bei ihnen geringer ist, als bei uns, oder auch weil, wo Aberglaube herrscht, man unter diesem Ausdrucke alles zusammen fasst, was aus abergläubischen Ideen hervorgeht. Wie dem aber auch sei, man nehme, was ich mittheile, als Berichte eines Augenzeugen an und beziehe es nur auf die Distrikte von Ho-nan, wo ich es selbst erfahren habe; denn ich mag nichts von ganz China behaupten, wo jede Provinz ihre eigene Sprache, eigene Sitten und eigenen Aberglauben hat.

„Die Chinesen, von denen ich spreche, d. h. etwa alle heidnischen Bewohner von Ho-nan, glauben an die Seelenwanderung. Nach ihren Ansichten hat jeder Mensch drei Huen. Was heisst Huen? Diese Frage ist schwer zu beantworten. Man könnte etwa sagen, Huen bedeute etwas Allgemeines und Unbestimmtes, wie „Geist, Genius, Lebenskraft." Jedes Individuum hat also drei Huen. Bei dem Tode eines Menschen geht einer der Huen in einen andern Körper über, ein zweiter bleibt in der Familie, das ist gewissermassen der Haus-Huen. Der dritte endlich ruht auf dem Grabe. Für diesen letzten verbrennt man Papier als Opfer. Den Haus-Huen, welche auf der Gedächtnisstafel unter den daselbst eingegrabenen Namen ihren Sitz haben, zündet man Hiang, wohlriechende Stäbchen, an oder setzt ihnen Leichenmahlzeiten vor, und ähnliches mehr. Hat man ihnen diese Ehren erwiesen, so sind die Huen beruhigt; was hat man also zu fürchten?

„Diese Massregeln hat man zu ergreifen und ergreift man in Betreff der Huen derjenigen Personen, welche in reifem Alter sterben. Was soll man aber mit Kindern machen? Der herkömmliche Gebrauch erlaubt nicht, ihnen Gedächtnisstafeln aufzustellen oder ihnen irgend einen Cultus zu erweisen, weil ihr Huen nicht für voll angesehen wird. Aber wenn er auch noch nicht vollkommen ausgebildet ist, so existirt er doch, und in seinem noch unausgebildeten Zustande ist er mehr zu fürchten, als der Huen erwachsener Personen. Man hat nichts, man thut nichts, um ihn zu ehren, fürchtet mithin seinen Zorn; wie soll man dem aber abhelfen? Da verfährt man als echter Chinese, d. h. man sucht den Huen zu betrügen. Ist das Kind sehr krank, in den letzten Zügen, dann legt man es darauf an, dass die Huen, wenn sie das Kind verlassen, die Familie des Verstorbenen nicht wieder erkennen. Man nimmt also das sterbende Kind und wirft es ins Wasser oder setzt es aus oder vergräbt es an einem abgelegenen Orte. Da rächen sich nun die Huen, welche es sehr übel nehmen, dass man ihnen keinen Cultus erweist, an den Fischen und wilden Thieren; aber was thut das? Die Familie ist doch gerettet. Wenn es dem Herzen nicht so weh thäte, so möchte man lachen über die Vorsicht, die man anwendet, um die Huen recht zu betrügen. Gewöhnlich geht der, welcher ein sterbendes Kind forträgt, nicht in gerader Linie, sondern im Zickzack, geht, kehrt wieder um, wendet sich jetzt nach Osten, dann nach Westen, und beschreibt eine Menge Dreiecke, damit die Huen in diesem Gewirr gebrochener Linien den Weg nicht wieder finden können, im Falle sie ja ihre frühere Wohnung wieder aufsuchen wollten. Ach Erbarmen! nicht wahr, ein beklagenswerther Irrthum? Und doch ist das der wahre Grund, warum man die Kinder auf die Strasse wirft, und die, welche eben nur verlassen werden, sind noch die glücklichsten. Man kann ihnen oft noch den Himmel bringen, man kann in vielen Fällen ihnen das Leben verlängern, manchmal sie vollkommen retten. Andere Kinder fallen als Opfer der Lehre von den Huen, aber als Opfer, die auf die grausamste Weise hingeschlachtet werden.

„Im letzten Juni sah ein heidnischer Bewohner aus der Nachbarschaft, ungefähr eine Viertelmeile von meinem Wohnorte, dass sein Kind krank war, und schlug es vollends mit dem Beile todt. Er dachte, der Huen könnte sich auf einen andern stürzen, und auf diese Weise möchten alle seine Kinder umkommen. Er musste also diesen Huen quälen, und zwar so quälen, dass ihm die Lust verging, bei ihm zu wohnen.

„Andere begehen dieselben Grausamkeiten zwar aus andern Gründen, die aber immer aus diesen sonderbaren Ansichten hervorgehen. Die Huen sind in ihren Augen böse Geister, denen es ein Bedürfniss ist, Menschen zu quälen. Wenn ein neugebornes Kind so jung stirbt, so kann der Huen an ihm seine barbarische Blutgier nicht stillen. Man muss ihn also zu beruhigen suchen, so lange noch ein Fünkchen Leben in dem Kinde ist. Ist der Huen einmal zufrieden gestellt, so wird er sich nicht weiter rächen, und so wird denn ein sterbendes Kind in Stücke gehackt. Zwei Regeln wer-

den bei dieser fürchterlichen Execution gewöhnlich streng beobachtet. Erstens muss das Kind in drei Theile zerhackt werden, der eine ist Kopf und Brust, der andere Rumpf und Schenkel, der dritte Beine und Füsse. Zweitens müssen Vater und Mutter selbst ihre eigene Leibesfrucht zerstückeln.

„Sollte man wohl solche Greuelthaten glauben? Ich bin der Ueberzeugung, dass viele selbst von den Missionaren nicht davon haben reden hören, und ich wiederhole, es ist möglich, dass sie nicht in ganz China gebräuchlich sind. Das Land, welches ich drei Jahre lang durchwandert, die heidnische Bevölkerung, mit welcher ich viel in Beziehung gestanden habe, kann, selbst in Ho-nan, zu den Ausnahmen gehören. Jedoch kann man mir glauben, dass ich beklagenswerthe Wahrheiten berichte, um so beklagenswerther, wie ich schon oben sagte, weil wir fast nie diese kleinen Opfer bekommen und ihnen wenigstens die heilige Taufe gewähren können. Alles das geht in der geheimen Berathung zwischen Vater und Mutter vor sich; es ist, als hätten sie ein Privilegium zu Grausamkeiten, deren Anblick sie ausschliesslich für sich behalten.

„Weil wir einmal von diesem Gegenstande sprechen, so will ich auch noch eine andere Art Schrecknisse enthüllen; ich sage enthüllen, denn vielleicht sind sie noch neu. Man muss in solchen Verhältnissen wie ich gelebt haben, um diese Dinge zu kennen.

„Ein Mann aus wohlhabender, aber, wohl verstanden, heidnischer Familie, hatte als erstes Kind ein Mädchen und als zweites abermals ein Mädchen. Er wollte wissen, ob er bald einen Knaben bekommen würde; was denkt ihr wohl, was er that? Er nahm einen ***Tscha-dze*** (es ist dies eine Art Messer, mit dem man dem Vieh das Stroh klein hackt); er nimmt den ***Tscha-dze*** fest in die Hand, legt seine zweite Tochter auf den Boden, so dass ihr Hälschen genau unter die Klinge des Messers zu liegen kommt, drückt mit aller Kraft, und prüft aufmerksam, wie das Blut fliesst; denn darin liegt die glückliche oder unglückliche Vorbedeutung. Fliesst das Blut langsam am ***Tscha-dze*** herunter, so ist dies ein Beweis, dass dasselbe noch keine Kraft hat; folglich sind nur Töchter zu erwarten. Wenn dagegen das Blut etwas sprudelt und namentlich einige Tropfen auf die Knie des Kindes spritzen, o! welch glücklicher Schnitt! nun bekommt man einen Sohn; die Lebenskraft entwickelt sich. Das ist auch ein Gebrauch, den der erfunden hat, welcher ein Mörder von Anfang ist. O! ihr Heiden, leibhaftige Kinder des Teufels, die sich in blutiger That wie ihre Väter berauschen! Wann werden denn endlich ihre Herzen durch die Liebe Jesu Christi gewonnen werden!" *)

Wir haben diesen Brief vor einer Menge anderer ausgewählt, die wir den Annalen der Verbreitung des Glaubens und der ***Sainte-Enfance*** hätten entnehmen können, weil uns sein Verfasser genau bekannt ist, und wir wissen, dass, wenn auch sein Ausdruck lebendig und sein Herz glühend ist, sein kluger und einsichtiger Charakter ihm nicht erlauben würde, leichtsinnig Dinge zu schreiben, deren Authentie ihm nicht vorher erwiesen ist. Auch bemerkt er sorgfäl-

*) Annalen der Verbreitung des Glaubens, Juli 1852, No. 143, S. 250 ff.

tig, dass der Distrikt, in welchem die von ihm erzählten Scheusslichkeiten stattgefunden haben, eine Ausnahme nicht nur in China, sondern auch in der Provinz Ho-nan machen kann. Er hütet sich wohl, das, was er gesehen oder von glaubwürdigen Personen gehört hat, zu allgemein zu fassen. Leider ist diese bescheidene Zurückhaltung nicht immer bei denen zu finden, welche von China reden. Gewöhnlich schreibt man die That eines Einzelnen drei hundert Millionen Menschen auf die Rechnung und macht das ganze Land straffällig und verantwortlich für das, was nur an einem Orte stattfindet. Daher kommen ohne Zweifel die Menge von Vorurtheilen, welche in Europa über die chinesische Nation verbreitet sind.

In dem Bezirke, von welchem Delaplace spricht, zerhacken die Einen ihre Kinder in der Absicht, die Huen zu quälen, damit es ihnen nicht einfallen möge, wieder zu kommen; Andere zerhacken sie auch, aber um die Huen zu beruhigen und zufrieden zu stellen. Wir wissen recht wohl, dass man nicht Logik bei Menschen suchen darf, deren Kopf voll verrückter abergläubischer Ideen steckt; aber doch ist es wahrscheinlich, dass dies nur Ausnahmefälle sind, welche glücklicherweise nicht eben oft vorkommen. Was uns betrifft, so haben wir während unseres Aufenthaltes und unserer Reisen in China nie von solchen abergläubischen Gebräuchen reden hören.

Gewöhnlicher Kindesmord, erstickte oder ertränkte Kinder finden sich in Unzahl und ohne Widerrede weit gewöhnlicher, als an irgend einem andern Orte der Welt; Hauptursache davon ist der Pauperismus. Nach Berichten, die wir in den verschiedenen Provinzen gesammelt haben, durch welche wir gereist sind, ist es gewiss, dass man die Neugebornen ohne Mitleid tödtet, wenn sie im Wege sind. Die Geburt eines Knaben ist ein Glück und ein Segen für die Familie. Die Geburt einer Tochter dagegen wird immer als ein Unglück angesehen, namentlich unter den weniger wohlhabenden Chinesen. Ein Knabe kann bald arbeiten und seinen Aeltern helfen, welche für die Zeit ihres Alters auf ihn rechnen. Ausserdem betrachtet man ihn als den Fortpflanzer der Familie, als einen Ring mehr, der sich der Kette der Vorfahren anschliesst. Eine Tochter kann ihrer Familie nur zur Last fallen; nach chinesischen Sitten bleibt sie eingeschlossen bis zu ihrer Verheirathung; während dieser ganzen Zeit thut sie nichts, und kann ihre Aeltern nicht für die Mühen und Ausgaben entschädigen, welche sie verursacht. Auch entledigt man sich immer nur der Töchter, weil sie als eine Quelle der Armuth und des Elends angesehen werden. An gewissen Orten, wo Baumwollen- und Seidenbau den jungen Mädchen sehr einträgliche Beschäftigung bietet, wacht man sorgfältig über sie, und nur mit grossem Bedauern sieht man es, wenn sie sich in eine fremde Familie verheirathen. Der Eigennutz ist die höchste Triebfeder der Chinesen, selbst in Angelegenheiten, wo das Herz allein zu reden haben sollte.

Es ist unbestreitbar, dass die Kindesmorde in China sehr zahlreich sind. Darf man aber daraus schliessen, dass die Chinesen barbarisch, wild, taub gegen die Stimme der Natur sind und mit dem Leben ihrer eigenen Kinder spielen? Wir glauben nicht. Man findet

unter ihnen wie überall gesunkene Menschen, welche vor keiner Grausamkeit und Rohheit zurückschrecken. Ja man kann behaupten, dass die Chinesen im Allgemeinen mehr Anlage haben, sich allen Lastern preiszugeben und Verbrechen zu begehen. Und darf man sich darüber wundern? Müsste man nicht vielleicht sich wundern, wenn es nicht der Fall wäre? Welcher Beweggrund kann wohl Menschen zügeln, die keinen religiösen Glauben haben, Menschen, deren persönliches Interesse die einzige Richtschnur des Guten und Bösen ist, die mitten unter Skeptikern mit atheistischen Gesetzen leben, deren Ausspruch nur auf Stock und Galgen lautet? Wenn man die Vorgänge unter christlichen Nationen genau betrachtete, so würde man wohl finden, dass man sich über die Laster der Heiden nicht so sehr zu beklagen hätte. Darf man sich über etwas wundern, so ist es darüber, dass sie es noch nicht weiter in der Ausübung des Bösen gebracht haben. Das Christenthum hat das Menschenblut veredelt und flösst die höchste Scheu vor dem Leben eines Menschen ein. Bei den Christen beschützen Religion, kirchliche und bürgerliche Gesetze, die allgemeine Sitte die Existenz der Kinder mit gleicher Sorge wie die der Erwachsenen; und doch — sind wohl Kindesmorde und Fruchtabtreibung, die man im Grunde genommen als anticipirten Kindesmord ansehen muss, sehr selten unter uns? Trotz der Strenge der Gesetze, der Wachsamkeit der Behörden und der Vorsichtsmassregeln jeder Art, welche die christliche Liebe aufgefunden hat, um das Leben der Neugebornen zu beschützen, lassen Verbrechen dieser Art, mit denen sich die Justiz täglich zu beschäftigen hat, dem Gedanken Raum, dass die Zahl derer, welche verborgen bleiben, eine schreckliche Summe erreichen möge. Darf es daher überraschen, dass der Kindesmord in China gewöhnlich ist, wo das Gesetz den Vätern so grosse Gewalt über ihre Kinder verleiht, und es nicht wie bei uns unzählige Anstalten christlicher Liebe gibt, um die Armen aufzunehmen und mit zartester Sorgfalt zu pflegen? Man schaffe die Findelhäuser und die Kleinkinderbewahranstalten ab, und man wird sich davon überzeugen können, ob das gebildetste und gefühlvollste Volk Europas, das Volk, dessen unvergleichliche Liebe über das Leiden und Unglück der ganzen Welt wacht, nicht bald ein Bild zeigen wird, das wenig von dem verschieden ist, welches uns China bietet. Was man von China erzählt, hat viel Aehnlichkeit mit den Vorgängen in Paris zur Zeit des heiligen Vincenz von Paula.

„Da die Stadt Paris von ausserordentlicher Ausdehnung und die Zahl seiner Bewohner fast unzählig ist, so finden sich gar manche Ausschweifungen und Zügellosigkeiten im Leben gewisser einzelner Personen, denen man nicht so abhelfen kann, dass nicht noch manche Frevelthaten vorkommen. Dahin gehört namentlich das Aussetzen und Preisgeben neugeborener Kinder, die Gefahr, in die man nicht nur ihr Leben, sondern auch ihre Seligkeit bringt, da die unnatürlichen Mütter oder wer sonst an den kleinen unschuldigen Wesen diese Unmenschlichkeit begeht, sich nicht darum kümmert, sie um der Seligkeit willen taufen zu lassen.

„Man hat beobachtet, dass kein Jahr vergeht, wo man nicht

wenigstens drei bis vierhundert ausgesetzte Kinder in der Stadt sowohl als in den Vorstädten auffindet, und nach der Polizeiordnung haben die Agenten des Châtelet die Pflicht, die in dieser Weise ausgesetzten Kinder aufzuheben und über den Ort, wo, und den Zustand, wie man sie gefunden, Protokolle aufzunehmen.

„Man liess sie früher in ein Haus bringen, welches man *La Couche* nannte, auf der Strasse Saint-Landry, woselbst sie von einer Wittwe in Empfang genommen wurden, welche dort mit zwei bis drei Dienerinnen wohnte und sich der Sorge für ihre Erhaltung annahm; aber da sie für eine so grosse Anzahl nicht Raum hatte, auch aus Mangel an hinreichendem Einkommen nicht Ammen genug halten, und die bereits Entwöhnten ernähren und erziehen konnte, starben die meisten Kinder in diesem Hause an Entkräftung; ja es kam vor, dass die Dienerinnen, um ihr lästiges Geschrei los zu werden, ihnen einen Schlaftrunk eingaben, der vielen den Tod brachte. Diejenigen, welche dieser Gefahr entgingen, wurden entweder denen gegeben, welche nach ihnen fragten, oder so billig verkauft, dass man oft für ein Kind nur zwanzig Sous bezahlte. Man kaufte sie, bald um sie von angesteckten Frauenzimmern säugen zu lassen, deren schlechte Milch ihren Tod herbeiführte, bald um den Absichten gewisser Personen zu dienen, welche Kinder in Familien unterschoben, wodurch die entsetzlichste Unordnung entstand. Ja man kaufte sie, und das ist schrecklich, um sie bei magischen und teuflischen Kunststücken zu benutzen, so dass diese armen unschuldigen Wesen alle zum Tode oder zu etwas noch Schlimmerem verurtheilt zu sein schienen, da nicht ein einziges diesem Unglücke entrann, weil Niemand sich ihrer Erhaltung annahm. Und was noch beklagenswerther ist, manche starben ohne Taufe, da jene Wittwe eingestand, dass sie nie eines taufte, noch taufen liess.

„Diese grosse Unordnung in einer so reichen, so gebildeten, so christlichen Stadt, wie Paris, rührte lebhaft das Herz des heiligen Vincenz, als er davon Kenntniss bekam; aber da er nicht zu helfen wusste, sprach er mit einigen Damen der Charité darüber und forderte sie auf, jenes Haus manchmal zu besuchen, nicht sowohl um das Uebel kennen zu lernen, welches bekannt genug war, als vielmehr um zu sehen, ob sich nicht ein Mittel zur Abhülfe finden liesse.“ *)

So behandelte man zur Zeit des heiligen Vincenz von Paula die Kinder in Paris, dieser so reichen, so gebildeten und so christlichen Stadt. Darf man sich also wundern, wenn man so viele Kindesmorde unter den Chinesen findet, deren niedere Volksklasse zu so tiefem Elend verurtheilt ist?

Man liest in den Berichten der Missionare, dass man häufig längs der Wege und Fusspfade, in Flüssen, Seen und Kanälen Leichname kleiner Kinder finde, welche von unreinen Thieren aufgezehrt werden. Wir sind fest überzeugt, dass diese Erzählungen vollkommen richtig sind; aber man darf nicht glauben, dass das genannte Verbrechen so gewöhnlich und allgemein ist, dass man nur so auf's Gerathewohl einen Spaziergang zu machen braucht, um unmittelbar

*) Leben des heiligen Vincenz von Paula, von Louis Abelly, Theil I, S. 143.

zu seinen Füssen ein Kind zu sehen, das von Hunden oder Schweinen aufgezehrt wird; man würde sich gewaltig irren. Mehr als zehn Jahre lang haben wir fast alle Provinzen des chinesischen Reichs durchwandert, und wir müssen zur Ehre der Wahrheit die Erklärung abgeben, dass wir nie eine einzige Kindesleiche gefunden haben. Und wir können hinzufügen, dass wir bei unsern vielen Reisen in China zu Wasser und zu Lande gewiss nicht immer die Augen blos auf die Erde geheftet hatten. Jedoch wir wiederholen es, wir sind fest überzeugt, dass man sehr oft solche Leichen findet. Es kann auch nicht gut anders sein, und zwar aus folgenden Gründen:

In China gibt es nicht wie in Europa einen gemeinsamen Friedhof. Jede Familie begräbt ihre Todten auf ihrem eigenen Grund und Boden, woher es kommt, dass ein Begräbniss gewöhnlich sehr kostspielig ist, und die unbemittelten Personen oft sehr in Verlegenheit sind, um ihre Verwandten mit den gehörigen Leichenfeierlichkeiten zu bestatten. Handelt es sich um Vater und Mutter, so bringt man alle erdenklichen Opfer, um ihnen einen Sarg zu verschaffen und sie anständig zu beerdigen. Todten Kindern widmet man nicht diese Aufmerksamkeit, und Aeltern, welche ohnedies sehr arm sind, mögen nicht zum Bettler werden, um sie begraben zu können. Man begnügt sich desshalb damit, sie in Matten einzuhüllen, dann überlässt man sie der Strömung des Wassers, oder legt sie in Schluchten, auf einsame Berge oder an den Weg. Man kann daher häufig auf dem Lande Kindesleichen finden; manchmal mögen sie auch die Beute der Thiere werden; aber mit Unrecht würde man daraus schliessen, dass diese Kinder, so lange sie noch lebten, dahin geworfen und preisgegeben worden seien. Freilich mag auch dies oft genug der Fall sein, namentlich bei kleinen Mädchen, welche man los sein will und die man in der Hoffnung aussetzt, dass sie vielleicht von jemandem angenommen werden.

In grossen Städten sieht man längs der Stadtmauern Krypten, die zur Aufnahme der Kindesleichen bestimmt sind, welche ihre Aeltern nicht begraben lassen können. Man wirft sie in diese tiefen Gruben, und die Regierung lässt von Zeit zu Zeit ungelöschten Kalk darauf schütten, um die Leichen zu vernichten. Es mag freilich auch unnatürliche Väter und Mütter geben, die sich nicht scheuen, ihre Mädchen lebendig in diese gemeinsamen Gruben zu werfen. Aber wir halten es für eine gewaltige Uebertreibung, wenn man sagt, diese Krypten seien voll kleiner Kinder, welche weithin ihr Schreien und Seufzen hören lassen. Wenn die Einbildungskraft einmal eingenommen ist, kann man vielerlei hören.

In Peking fahren alle Tage vor Sonnenaufgang fünf Karren, von denen jeder mit einem Ochsen bespannt ist, durch die fünf Stadtviertel, d. h. das Nord-, Süd-, Ost-, West- und Mittelviertel. Durch gewisse Zeichen wird man auf das Vorüberfahren dieser Karren aufmerksam gemacht, und wer todte oder lebendige Kinder los sein will, übergibt sie den Führern dieser Karren. Die Todten werden zusammen in ein Grab gethan und mit ungelöschtem Kalke bedeckt. Die Lebenden bringt man in ein Asyl, das den Namen *Yu-yng-tang* führt, d. h. Tempel der Neugeborenen. Die Ammen, sowie die ganze

Verwaltung, werden aus Staatsmitteln erhalten. In allen bedeutenden Städten sind Hospitäler für kleine ausgesetzte Kinder.

Viele Leute in Europa haben die Ansicht, dass die ganze chinesische Nation auf einen solchen Grad der Rohheit und Barbarei herabgesunken sei, dass das Verbrechen des Kindesmordes von der Regierung, sowie der öffentlichen Meinung geduldet werde. Dem ist aber nicht so; der Kindesmord wird als ein Verbrechen betrachtet, und die Obrigkeit hat nie aufgehört, ihre Stimme gegen diesen abscheulichen Missbrauch der väterlichen Macht zu erheben. Man urtheile hierüber nach folgendem Edikte, welches in der Provinz Canton gegen das Ende des Jahres 1848 öffentlich ausgehangen wurde.

Edikt gegen den Kindesmord.

„Der Criminalrichter der Provinz Kuang-tung verbietet streng das Aussetzen kleiner Mädchen, um diese abscheuliche Sitte abzuschaffen und die Pflichten gegen das Leben aufrecht zu erhalten.

„Ich habe erfahren, dass in Canton und den Vorstädten die schreckliche Sitte herrscht, die kleinen Mädchen auszusetzen. In einigen Fällen geschieht dies, weil die Familie arm ist und für den Unterhalt vieler Kinder nicht sorgen kann; in andern Fällen wünschen die Aeltern einen Sohn, und aus Furcht, dass die Sorgen der Mutter eine neue Geburt verzögern, wird ein Mädchen gleich nach seiner Geburt ausgesetzt.

„Obgleich es Häuser zur Aufnahme solcher ausgesetzter Mädchen gibt, hat man doch diese empörende Sitte noch nicht ausrotten können, welche eine Schande der Moral und der Civilisation ist und die Eintracht mit dem Himmel zerstört.

„In dieser Absicht erlasse ich strenge Verbote und gebe Folgendes dringend zu bedenken:

„Betrachtet die Insekten, die Fische, Vögel, die wilden Thiere, alle lieben ihre Jungen. Wie könnt ihr also diejenigen umbringen die euer Fleisch und Blut sind, die euch theuer sein sollen wie die Haare eures Hauptes?

„Beunruhigt euch nicht um eurer Armuth willen; denn ihr könnt durch eurer Hände Arbeit euch Unterhalt verschaffen. Wenn es auch schwierig ist, eure Töchter zu verheirathen, so ist das immer noch kein Grund für euch, dass ihr sie los zu werden sucht. Die beiden Mächte, Himmel und Erde, verbieten es. Die Kinder beider Geschlechter gibt euch der Himmel, und wenn eine Tochter geboren wird, so müsst ihr sie erziehen, wenn sie gleich für euch nicht den Werth eines Knaben hat. Wenn ihr sie tödtet, wie könnt ihr dann hoffen, Söhne zu bekommen? Fürchtet ihr denn nicht die Folgen eures unwürdigen Verfahrens, und namentlich die Bestimmungen der himmlischen Gerechtigkeit? Ihr ertödtet eure Liebe. Nach dem Leben werdet ihr es bereuen; aber dann ist es zu spät.

„Ich bin ein Richter voll Milde, Güte und Mitleid. Ihr müsst alle, wenn ihr eine Tochter habt, dieselbe sorgfältig erziehen, oder wenn ihr arm seid, sie in das Findelhaus schicken, oder einer befreundeten Familie anvertrauen, damit sie eure Tochter an eurer Statt erziehe. Gebt ihr sie dem Elend Preis, wie bisher, so werdet ihr, wenn es entdeckt wird, nach den Gesetzen bestraft werden;

denn dann seid ihr unnatürliche Menschen, und wegen des Mordes, den ihr an eurem eigenen Fleisch und Blut begangen, seid ihr aller Nachsicht unwürdig. Lasst also von eurer zeitherigen Sitte, eure Kinder dem Tode preiszugeben! Höret auf, diese Sünde zu thun und auf euer Haupt Unheil und Verdammniss herabzubeschwören!

„Jeder gehorche diesem Specialedikt!"

Wir könnten eine Menge Proclamationen von den höchsten Mandarinen des Reiches anführen, welche die Sitte solcher entmenschter Aeltern, ihre Töchter dem Tode preiszugeben, brandmarken und sie mit aller Strenge der Gesetze bedrohen. Diese Proclamationen beweisen unwidersprechlich, dass der Kindesmord in China sehr gewöhnlich ist; aber zugleich sind sie ein Beweis, dass die Regierung und die öffentliche Meinung solche Verbrechen nicht begünstigen. Die Findelhäuser zeugen ausserdem von einer gewissen Sorge der chinesischen Verwaltung für diese armen kleinen Wesen. Wir wissen wohl, dass diese Anstalten keine grosse Hülfe sind und dem ganzen Umfange des Uebels nicht abhelfen können, da die Mandarinen und die Angestellten in den Hospitälern weit mehr darauf sehen, schnell die Einkünfte an sich zu reissen, als für den guten Unterhalt der Kinder zu sorgen.

Es ist gewiss, dass eine gute Regierung diese zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten fördern könnte, welche seit Jahrhunderten in China bestehen und von denen die heidnischen Bewohner des Abendlandes nicht einmal eine Ahnung gehabt haben. Man weiss, dass in Lacedämon nach den Gesetzen des weisen Lycurg jedes Kind gleich nach der Geburt sorgfältig geprüft, und wenn es nicht gut gebaut zu sein schien, in einen Abgrund am Fusse des Taygetus geworfen wurde. Die Römer, welche die Fische in ihren Teichen mit Sklaven fütterten, werden gewiss sehr wenig Liebe und Mitleid mit ihren kleinen Kindern gehabt haben. So weit treiben es die Chinesen nicht. Ihre Regierung hört wenigstens nicht auf, gegen alles zu protestiren, was das Menschenleben gefährden kann, und wenn sie nicht im Stande ist, dem Ueberhandnehmen des Uebels feste Dämme entgegenzusetzen, so kommt dies daher, weil, um die Menschen vom Laster abzulenken und zur Ausübung der Tugend hinzuleiten, man etwas anderes braucht, als irdische Beweggründe und philosophische Betrachtungen. In allen Provinzen Chinas beschäftigt sich die Verwaltung mit dem Schicksale der ausgesetzten Kinder, und wenn ihre wohlthätigen Werke, die an sich so schön und lobenswerth sind, auf unfruchtbaren Boden fallen, so liegt der Grund darin, dass ihnen Religion und Glaube fehlt, um ihre Werke zu beleben und fruchtbar zu machen.

Der Verein der *Sainte-Enfance*, welcher vor wenigen Jahren in Paris durch den Eifer und die thätige Liebe De Forbin-Janson's gegründet wurde, hat vielleicht in China bereits eine grössere Anzahl Kinder gerettet, als die ungeheuren Einkünfte aller Hospitäler dieses grossen Reiches. Es ist schön, es ist rühmlich für das katholische Frankreich, mit edler Sorgsamkeit über die Kinder fremder Nationen zu wachen, selbst solcher Nationen, welche mit Verachtung die Wohlthaten seiner unerschöpflichen Liebe von sich stossen. O

wie glücklich ist die katholische Jugend Europas, dass ihr von ihren ersten Jahren an die Religion die heroischen Gefühle der Wohlthätigkeit und Aufopferung einflösst! Jener Verein kann auf eine Generation rechnen, welche aus vollstem Herzen an dem Seelenheile der verlassenen Kinder am andern Ende der Welt Antheil nimmt, und deren rührende und wunderbare Thätigkeit schon jetzt auf die entferntesten Gegenden ihren Einfluss ausübt. Unglaublich! Die *Sainte-Enfance*, ein Verein kleiner Christenkinder, kämpft mit mehr Erfolg gegen den Kindesmord, als der Kaiser von China mit all seinen Schätzen und Legionen von Mandarinen.

Zehntes Kapitel.

Unbebautes Land in der Provinz Kiang-si. — Ein Wachthaus. — Der Essigpolyp. — Widerspenstigkeit eines Mandarinenpferdes. — Melonendiebstahl. — Ankunft in Nan-tschang-fu. — Wie wir uns im Palaste der literarischen Erzeugnisse unterbrachten. — Festliches Abendessen in Gegenwart des Publikums. — Enttäuschung der Zuschauer. — Besuch des Präfekten der Stadt. — Ein mongolischer Mandarine. — Seine geographischen Kenntnisse. — Arbeiten der Methodisten in China. — Die chinesischen Astronomen. — Aussehen der Hauptstadt von Kiang-si. — Porzellanfabrikation. — Chinesische Alterthumsliebhaber. — Ursprung des Schutzgottes des Porzellans. — Die Fischzucht in Kiang-si. — Neuer Reiseplan.

Vom See Phu-yang bis nach Nan-tschang-fu, der Hauptstadt der Provinz Kiang-si, war das Land, welches wir zwei Tage lang durchreisten, so zu sagen nichts, als eine Wüste, wo man kaum in grossen Zwischenräumen elende Rohrhütten und Stückchen Land vorfand, die zur Hälfte von armen Landleuten bearbeitet waren. Vom Gesichtspunkte des Bequemen und der Civilisation aus kann man sich nichts Traurigeres und Düstereres denken; das Auge sah nach allen Seiten hin nur wüste Flächen, auf denen kaum ein Grashalm wuchs, den die Sonne schon gebleicht und verbrannt hatte und der unter unsern Füssen in Staub zerfiel. Verfallene Schuppen, die man aus Gewohnheit Gasthäuser nannte, boten dem Reisenden nichts als in Wasser gekochten rothen Reis und Salzkräuter. Nicht einmal Thee war zu bekommen, und wer sich nicht damit versehen hatte, sah sich genöthigt, warmes Wasser zu trinken. Diese Gegend war also, wie man sieht, nicht so eingerichtet, dass man angenehm und zum Vergnügen reisen konnte. Aber doch waren die zwei Tagereisen durch diese unbebauten Gegenden für uns eine wahre Erholung und eine Quelle jener schwer zu bestimmenden und melancholischen Genüsse, an denen sich das menschliche Herz manchmal so

gern erfreut. Wir glaubten wieder inmitten der wilden Einöden der Mongolei herumzuirren. Die Sitten der Nomaden, ihre Zelte und Heerden, ihre langen Kameelkarawanen, die hohen Gräser der Wüste, die Sarlyks (Grunzochsen) und gelben Schafe, die buddhistischen Klöster mit ihren vielen Lamas: alle diese Erinnerungen vereinigten sich nach und nach und stellten ein Gemälde voll Reiz und Abwechselung vor unsere Seele. Wir hatten uns ausserdem so lange unter dem unermesslichen Gewühle der chinesischen Civilisation herumgetrieben, dass unser Geist einmal das Bedürfniss nach Ruhe fühlte. Der Lärm und das Getreibe so vieler grosser Städte versetzte uns endlich in eine wahre fieberhafte Aufregung; wir bedurften auf einige Tage der schweigsamen Ruhe der Wüste.

Ehe wir nach Nan-tschañg-fu kamen, machten wir in einer Art Wachthaus Halt, um die heissesten Tagesstunden vorüber zu lassen. Wir wurden sehr artig von einem Mandarinen mit weisser Kugel aufgenommen, der ein Commando von fünfzehn Soldaten zu befehligen hatte. Die Erfrischungen, welche er uns bot, waren wenig verführerisch. Thee, Reiswein, geröstete Pistazien, eingemachter Ingwer und Schnittlauch mit Salzbrühe, alles das war nicht von der Art, unsern Durst zu löschen. Wir sahen mit betrübtem Blick diese chinesischen Leckerbissen an und wagten nicht, sie anzurühren, aus Furcht, den Durst noch zu steigern, der uns peinigte. „Trauerweide" trank siedend heissen Thee und heissen Wein; er verschlang gierig den Schnittlauch, ass Ingwer, rauchte hinter einander fünf bis sechs Pfeifen Tabak, und war dann vollkommen erfrischt und hergestellt. Wir brauchten ihn nur anzusehen, und Zunge und Kehle vertrocknete uns auf der Stelle; wir konnten es nicht mehr aushalten. — Könnten wir nicht, sagten wir zu dem Mandarinen, etwas frisches Wasser in der Nähe bekommen? — Einige Schritte von hier ist ein sehr tiefer Brunnen; sein Wasser ist ausgezeichnet, aber eiskalt; ehe man es trinkt, muss man es wenigstens eine Zeit lang wärmen, sonst verursacht es Kolik. — Wir baten ihn, uns Wasser holen zu lassen, und versprachen ihm, vorsichtig zu sein, um uns nicht krank zu machen. Ein gutwilliger Soldat nahm einen grossen Eimer und schöpfte uns Wasser. Während dessen fragten wir den Mandarinen, ob er zufällig Essig im Hause habe. — Ja, antwortete er, aber ich fürchte, er wird euch nicht genehm sein, es ist Polypenessig, er wird von einem Thiere fabricirt. — Polypenessig? den kennen wir, es ist der beste Essig, den man hat. Aber wie kommt es, dass du einen ***Tsu-no-dze*** (Essigpolyp) hast? Das ist ein wahrer Schatz. Bist du denn an der Küste von Leao-tong gewesen? — Vor einigen Jahren wurde ich auf eine Expedition in jene Gegend geschickt, und da habe ich mir einen ***Tsu-no-dze*** mitgebracht.

Während dieser Unterhaltung kam der Soldat mit seinem Eimer voll eiskaltem Wasser. Der Mandarine gab uns von seinem köstlichen Weinessig, und mit etwas Farinzucker machten wir uns ein ausgezeichnetes Getränk zurecht. Die Chinesen sahen uns erstaunt trinken. Da dieses reichlich genossene Getränk, statt Kolik zu veranlassen, uns nur aufheiterte, schlossen sie daraus, dass die Occi-

dentalen eine ganz andere Körperconstitution haben müssten, als die Leute im Reiche der Mitte.

Der *Tsu-no-dze* ist ein Wesen, welches wegen seiner sonderbaren Eigenschaft, köstlichen Weinessig zu bereiten, eine genauere Besprechung verdient. Dieser Polyp ist ein wunderbares Gemeng von fleischigen und klebrigen Häuten, Röhrchen und einer Menge unförmlicher Anhängsel, die ihm einen widerlichen und abstossenden Anblick verleihen; man möchte ihn eine träge, todte Masse nennen. Aber wenn man ihn anrührt, so zieht er sich zusammen oder erweitert sich, und nimmt verschiedene Gestalten an. Es ist ein lebendes Thier, dessen Structur und Lebensweise ebenso wenig wie bei den übrigen Polypen bekannt ist. Der *Tsu-no-dze* ist im Gelben Meere entdeckt worden und die Chinesen fangen ihn an den Küsten von Leao-tong, aber nur in geringer Anzahl. Vielleicht sind diese Polypen anderswo zahlreicher, wo man ihren Fang vernachlässigt, weil man ihre Eigenschaften nicht kennt.

Man thut den Polypen in ein grosses Gefäss mit süssem Wasser und giesst einige Tropfen Branntwein hinzu. Nach zwanzig bis dreissig Tagen hat sich die Flüssigkeit in herrlichen Essig umgewandelt, ohne dass man irgend etwas damit vorgenommen oder eine Ingredienz hinzu gethan hat. Dieser Essig ist hell wie Wasser aus dem Felsen, sehr stark und von angenehmem Geschmack. Hat sich einmal Essig gebildet, so ist diese Quelle unversiegbar; denn man hat nur so viel, als man Essig verbraucht hat, reines Wasser ohne Branntwein hinzuzufügen.

Der *Tsu-no-dze*, wie die übrigen Polypen, vervielfältigt sich leicht durch Schösslinge, d. h. man braucht nur ein Glied, ein Anhängsel abzuschneiden, welches vegetirt, nach und nach wächst, und ebenfalls die Eigenschaft besitzt, Wasser in Essig zu verwandeln. Diese Angaben gründen sich nicht einzig und allein auf Nachrichten, die wir auf unseren Reisen eingezogen haben. Wir besassen selbst einen solchen Polypen; ein ganzes Jahr lang hatten wir ihn und genossen täglich seinen köstlichen Essig. Bei unserer Abreise nach Tibet liessen wir ihn den Christen unserer Mission im Thale der Schwarzen Wasser zurück.

Nachdem wir unsern Durst reichlich an dieser köstlichen Polypenlimonade gestillt hatten, nahmen wir von dem artigen Mandarinen im Wachthause Abschied. Da ihr meiner armseligen Wohnung die Ehre angethan habt, sagte er, so bitte ich um die Gunst, euch bis an den Blauen Fluss begleiten zu dürfen, welcher vor Nan-tschang-fu vorüber fliesst. — Wir können kaum diese ganz ausserordentliche Freundlichkeit annehmen. — Die Riten verlangen es. — Ach! du musst nicht aus Kiang-si gebürtig sein, da du es so gut verstehst, die Vorschriften der Riten auszudehnen, anstatt sie zu beschränken. — Nein, ich stamme aus der geringen und armseligen Provinz Sse-tschuen. — Sse-tschuen? Diese Provinz haben wir durchreist, und nach unserer Ansicht ist es die schönste und reichste Provinz des Reiches. Einem Manne aus Sse-tschuen kann das Leben in Kiang-si unmöglich gefallen, namentlich in dieser traurigen Einöde. — Kiang-si bietet recht wenig; alles ist hier theurer, als in

den andern Provinzen. Die Regierung liebt es, Beamten hier eine Stelle anzuweisen, um sie zu bestrafen. Das weiss Jedermann. — Aus diesem Geständniss konnten wir schliessen, dass unser guter Mandarine wohl auch etwas abzubüssen hatte. Du musst die Hoffnung haben, entgegneten wir ihm, dass du nicht lange hier bleiben wirst; der Kaiser wird dir wohl in einem besseren Lande eine Stelle geben, welche mehr für deine Tugenden und deine Verdienste passt. — Ich bin unter keinem günstigen Sterne geboren; das Glück scheint mich zu fliehen; aber vielleicht thut ein gutes Wort von euch etwas für mich.

Während wir uns gegenseitig mit ceremoniösen Höflichkeiten abmarterten, sattelte ein Soldat ein abgemagertes Pferd, das wenige Schritte von dem Wachthause an einen Pfahl gebunden war. Man hätte es wohl frei lassen können, ohne befürchten zu müssen, dass es fortlaufen würde. Als es vollkommen ausgerüstet war, führte man es vor den Mandarinen, der sich schnell hinauf schwang. Das arme Thier wankte und schwankte sichtlich unter dem Gewichte, obgleich der Reiter nicht gerade zu sehr beleibt war. Wir konnten nicht begreifen, wie der gute Mandarine auf einem solchen Reitthiere es möglich machen wollte, uns zu begleiten. Fort! fort! rief er, und schlug seinen Renner heftig mit dem Peitschenstiele über den Kopf. Das Thier schüttelte die Ohren, nieste, machte einige schwerfällige Sprünge, und war dann wieder in seiner majestätischen Unbeweglichkeit. — Fort! fort! rief von Neuem der hitzige Reiter. Steigt ihr nicht in eure Palankine? — Sogleich, entgegneten wir; reite immer ein Stück voraus, denn es ist leicht einzusehen, dass dein Thier schwerlich unsern Trägern wird folgen können. — Ja, das ist wahr, sagte der Mandarine, ich will immer voraus reiten. Bei diesen Worten gibt er abermals seinem Pferde einen heftigen Schlag über den Kopf, so dass es augenblicklich schwankt, einige Schritte springt, stolpert und auf die Knie niederfällt, gleich als wollte es seinen Reiter bitten, es in Ruhe zu lassen. Der Militär-Mandarine rutscht langsam über den Hals des armen Thieres herunter, und liegt mit vorgestreckten Armen ganz schön mitten auf dem Wege. Während der Reiter sich wieder aufrafft, ist das Pferd schon wieder mit bewundernswerther Ruhe an seinen geliebten Pfahl hingegangen, den es mit höchst zärtlichem Blicke liebkost. Der Mandarine aber lässt den Muth nicht sinken. — Das schwache Vieh ist gestolpert, sagte er, wir wollen es noch einmal versuchen. Bei diesen Worten besteigt er abermals sein Reitthier, welches zwei Soldaten vorwärts zu bringen sich abmühen, indem der eine es beim Zügel zieht, und der andere von hinten mit einem Besenstiele schlägt. Auf diese Weise setzt sich das Thier endlich in Bewegung; jetzt stiegen wir in unsere Palankine und folgten. Unsere Träger hatten den Reiter bald erreicht, der weit hinter uns zurückblieb, woran gewiss niemand gezweifelt hatte, der uns begleitete.

Im Süden Chinas gibt es sehr wenig Pferde. Privatleute halten keine, weder zum Ackerbau, noch für die Reise. Man trifft sie nur auf den Hauptstrassen an verschiedenen Stationen für den Dienst der Regierung. Diese Pferde kommen aus der Tatarei und

sind gewöhnlich von sehr guter Race, aber sie ertragen die Hitze der südlichen Provinzen nur mit grosser Mühe. Nach einigen Jahren verlieren sie ihre Kraft und werden endlich ganz unbrauchbar.

Nach zwei Stunden Weges kamen wir an das Ufer eines grossen Flusses, des Tschang. Am entgegengesetzten Ufer erhob sich Nan tschang-fu, die Hauptstadt der Provinz Kiang-si. Eine lange und breite Fähre stand bereit, um uns überzusetzen. Die Karawane bestieg diese Fähre, mit Ausnahme unseres angeblichen Begleiters, des Mandarinen mit der weissen Kugel, der noch wer weiss wie weit zurück war.

In dem Augenblicke, als die Fähre abgehen wollte, sprangen zwei von unsern Trägern an's Land und baten den Schiffsherrn, ein Weilchen zu warten. Sie liefen nach einem Wassermelonen-Felde, stahlen, so viel sie fortbringen konnten, und rannten nach der Fähre zurück, welche schnell das Weite suchte. Der Feldeigenthümer, der von seinem in der Nähe gelegenen Hause aus die Diebe gesehen hatte, lief hinter ihnen her, aber es war zu spät. Während er am Ufer schrie und heftig gesticulirte, hatten sich die Palankinträger schon in die Melonen getheilt und erquickten sich ganz gemächlich, ohne sich viel um den armen Landmann zu kümmern, der aus vollem Halse hinter ihnen her fluchte.

Als wir über den Fluss Tschang gesetzt waren, fanden wir auf einem langen Kai längs der Vorstadt mehrere öffentliche Beamte, welche uns erwarteten. Sie besprachen sich mit „Trauerweide" und hielten sehr ernsthaft Rath. Wir blieben in den Palankinen sitzen, und die Menge lief hin und her, ohne zu ahnen, wie es schien, dass Personen aus weiter Ferne die Hauptstadt von Kiang-si besuchen wollten. Da die Berathschlagungen unserer Leute uns zu lange dauerten, stiegen wir aus und fragten, was sie denn so lange zu schwatzen hätten, dass sie uns mitten auf der Strasse warten liessen. Die Mandarinen der Hauptstadt waren noch nicht über den Ort einig, wo wir wohnen sollten, und sie fragten desshalb „Trauerweide" um Rath, der sie sicherlich am wenigsten aus ihrer Verlegenheit zu bringen im Stande war. Die Vorübergehenden hatten schon das Auffällige unserer Tracht, den rothen Gürtel und die magische gelbe Mütze bemerkt, und bald drängte sich eine Unmasse Menschen um uns. Seht doch, sagten wir zu den Beamten von Nan-tschang-fu, der Pöbel kommt von allen Seiten und sammelt sich auf dem Kai; gehört sich denn das, dass wir immer noch nicht wissen, wo wir wohnen sollen?

Die Mandarinen, bestürzt über diese Menschenmenge, wussten gar nicht, wo ihnen der Kopf stand. Da trat unser Diener Wei-schan zu uns und zeigte uns ein grosses und prächtiges Gebäude. Es war ein *Wen-tschang-kun,* d. h. Palast der literarischen Erzeugnisse. Wir hatten schon einmal auf unserer Reise in einem solchen für die Corporation der Gelehrten bestimmten Gebäude gewohnt, und erinnerten uns, dass der Aufenthalt daselbst ganz ausgezeichnet gewesen war. Wir brauchten daher nicht lange zu überlegen; unser Plan stand sogleich fest, in diesem Gebäude unsere Wohnung aufzuschlagen. Um unsern Zweck zu erreichen, brauchten wir nur fest auf-

zutreten. Wir stiegen also wieder in die Palankine und sagten zu den Trägern in einem möglichst befehlerischen Tone: Nach dem *Wen-tschang-kun!* — Nach dem *Wen-tschang-kun!* wiederholten die Träger, wir gehorchen. Sie nahmen sogleich die Palankine auf die Schulter, und Wei-schan, der diese schnelle Wendung vollkommen verstand, ging dem Zuge voran und rief der Menge zu, sie solle achtungsvoll zurücktreten. Die Menschenmenge theilte sich, wie durch ein Zauberwort; „Trauerweide" und die andern Mandarinen, welche immer noch nicht mit Ueberlegen fertig waren, folgten uns instinktmässig, alle anderen Leute unseres Zuges thaten dasselbe, und so zogen wir in den Palast der literarischen Erzeugnisse ein mit all dem Stolze und der Majestät, welche so recht nach dem Geschmacke des chinesischen Volkes ist.

Als die Aufseher jenes Gebäudes einen Zug ankommen sahen, den eine unzählige Volksmasse begleitete, glaubten sie ganz natürlich, dass sie es mit einer hohen Person zu thun hätten. Alle Flügelthüren wurden weit geöffnet, und durch mehrere Säle und Corridore kamen wir bis in den letzten Hof. Da hielt Wei-schan an, welcher während der ganzen Sache sich sehr kühn gezeigt hatte. Wir stiegen aus den Palankinen, und liessen den Oberaufseher des *Wen-tschang-kun* kommen. — Oeffne sogleich die oberen Zimmer, sagten wir zu ihm, und lasse das Abendessen bringen! wir werden einige Tage hier bleiben. Jeder thue seine Pflicht, und alle werden zufrieden gestellt sein. Hierauf wandten wir uns an die Beamten, welche uns beim Ausschiffen in Empfang genommen hatten und nicht wussten, was sie mit uns anfangen sollten. — Ihr, sagten wir zu ihnen, geht zum Stadtpräfekten und meldet ihm, dass wir wohl und munter seien und im *Wen-tschang-kun* ganz nach unserem Geschmacke unsere Wohnung genommen hätten. Wir machten ein tiefes Compliment vor all den verschiedenfarbigen Kugeln, welche ganz verdutzt fortgingen, wie Leute, welche nicht recht begreifen, was man eigentlich mit ihnen vor hat.

Als Alle fort gegangen waren, stand „Trauerweide" allein noch unbeweglich vor uns, ohne ein Wort zu sagen. Er blickte uns mit seinen feuchten und blinzelnden Augen an und schien uns zu fragen, was wir denn mit ihm anfangen würden. Lieu, sagten wir zu ihm, du hattest uns bis in die Hauptstadt von Kiang-si zu begleiten; jetzt sind wir da, deine Mission ist beendigt. Wo wohnst du denn? — Wo ich wohne? sagte er ganz erstaunt, wer kann das wissen? — Du selbst ohne Zweifel; wenigstens hast du mehr Recht dazu, es zu wissen, als jeder andere. — Das ist möglich; ich weiss nie recht, was mit mir vorgeht. — Geh' zum Aufseher dieses Gebäudes, er wird dich irgendwo unterbringen. Morgen werden uns wohl die Beamten der Stadt besuchen, und da kannst du mit ihnen deine Angelegenheiten ordnen. — „Trauerweide" fand, dass wir ganz verständig gesprochen hätten; er suchte also den Aufseher auf, und wir bestiegen unsere hohe Wohnung, die wir uns selbst verschafft hatten.

Wei-schan hatte, von einigen Dienern im Hause unterstützt, in den grossen und frischen Räumen, von wo aus man die Stadt, den

Lauf des Flusses, über den wir gefahren, und die umliegende Landschaft beherrschte, schon alles in Ordnung gebracht. Eine offene Galerie, die mit grossen Porzellanstühlen und zahlreichen Blumenvasen geschmückt war, ging auf den Kai, wo sich die Menge um uns versammelt hatte, und „Trauerweide“ und einige niedere Beamte von Nan-tschang-fu sich fast den Kopf zerbrachen, um uns eine Wohnung zuzuweisen, während uns doch ein *Wen-tschang-kun* zu Gebote stand. Wir gingen mehrmals um die ganze reizende Galerie herum spazieren. Die Sonne war eben untergegangen, und die erquickende Kühle des Abends wurde schon fühlbar. Da bemerkten uns einige der Chinesen, die auf dem Kai versammelt standen. Wie ein elektrischer Funken verbreitete sich diese Neuigkeit schnell nach allen Seiten, und bald waren alle Köpfe und Augen emporgerichtet auf die Galerie des *Wen-tschang-kun.* Alle Vorübergehenden glaubten stehen bleiben zu müssen, um uns ruhig zu betrachten; nach und nach wurde die Menge immer dichter und dichter, so dass sich endlich niemand mehr rühren konnte. Da wir hoch standen und in ziemlicher Entfernung von der Menge, konnten uns diese Blicke gar nicht beirren, die uns zu verschlingen drohten. Wir setzten ruhig unsere Promenade fort und freuten uns, dass wir, ohne selbst incommodirt zu werden, die billige Neugier der Bewohner von Nan-tschang-fu befriedigen konnten. Nur ihre Unterhaltung konnten wir nicht hören, die gewiss voll merkwürdiger und interessanter Bemerkungen sein musste.

Der Gastwirth im *Wen-tschang-kun* kam uns zu melden, dass das Abendessen bereit sei, und fragte uns, wo wir speisen wollten. Die beiden Missionare sahen sich gegenseitig an und lasen in ihren Augen, dass sie denselben Gedanken hatten. — Macht es Umstände, frugen wir den Gastwirth, wenn wir auf dieser Galerie speisen? — Durchaus nicht, antwortete er; im Gegentheil, es wird hier frischer und heller sein, als anderwärts, und die hundert Familien *), die da unten versammelt sind, werden euch gern sehen wollen. — Da wir nichts lieber wünschen konnten, als den hundert Familien angenehm zu sein, namentlich wenn sie sich in ehrerbietiger Entfernung hielten, so beschlossen wir, in der frischen Luft zu speisen.

Man brachte einen herrlichen, lackirten Tisch, den man mitten in die Galerie stellte. Als der Gastwirth die vielen kleinen Tellerchen mit Leckerbissen auf den Tisch setzte, womit die chinesischen Mahlzeiten beginnen, entstand unter der Menge, welche gedrängt auf dem Kai stand, eine lange Aufregung und ein dumpfes Murmeln, worin sich die Freude kund gab, die man sich schon im Voraus versprach, wenn man sehen würde, auf welche Weise die Teufel aus dem Westen essen. Man war auf alles Wunderbare gefasst. Leute, die über die Meere gekommen waren und so eigenthümliche Physionomien hatten, mussten natürlich auch Manieren im Essen und Trinken haben, welche den Bewohnern des himmlischen Reiches unbekannt waren. Unser Gebet vor der Mahlzeit und namentlich das zweimalige grosse Kreuz mussten ihnen in der That Einzelnheiten

*) Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man das gemeine Volk.

vom lebhaftesten Interesse versprechen. Unter den unzähligen Zuschauern mögen manche das Zeichen des Kreuzes verstanden haben; denn es gibt in Nan-tschang-fu Christen, aber die Mehrzahl musste diese Art, sich zu Tisch zu setzen, gewiss ganz aussergewöhnlich finden. Man erwartete mehr oder weniger getreue Enthüllungen über die europäischen Sitten.

Wei-schan brachte uns den Reiswein noch ganz rauchend in einem zinnernen Kruge; er füllte alle die kleinen Porzellantassen, und wir tranken ihn so genau als möglich nach den chinesischen Riten. Hierauf schälten wir Melonenkerne, genau so, als wären wir an den Gestaden des Gelben Flusses geboren, statt dass wir an den Ufern der Garonne das Licht der Welt erblickt hatten. Die erstaunten Zuschauer schienen sehr wenig Interesse an diesem chinesischen Manöver zu finden, das ihnen hinreichend bekannt war. So brachten wir einige Zeit damit hin, in mässigen Zügen Reiswein zu trinken und Wassermelonenkerne zu schälen. Bei unsern täglichen Mahlzeiten gaben wir in der Regel wenig Acht auf diese Kleinigkeiten. Wir sahen darüber hinweg, um uns mit wesentlicheren Dingen zu beschäftigen; aber an diesem Tage, mochte es nun aus Eigenliebe und dem Wunsche, unsere Geschicklichkeit zu zeigen, oder aus Bosheit geschehen, um die Erwartungen der Neugierigen zu täuschen, wollten wir streng nach den Vorschriften des chinesischen Rituals essen und trinken.

Die Enttäuschung der guten Leute von Nan-tschang-fu war vollkommen, als sie sahen, dass wir mit Anstand und Würde die Elfenbeinstäbchen zwischen die Finger nahmen, dann hie und da nach einem Stückchen langten, wie es uns gefiel, und endlich mit diesen unbehülflichen und schwerfälligen Instrumenten mit der vollendetsten Geschicklichkeit umgingen, gleich als wenn wir nie anders als so in unserem Leben gegessen hätten. Es entstand eine Heiterkeit unter der Menge, welche zu sagen schien: Da sind wir schön in unsern Hoffnungen getäuscht worden; diese Leute sind gar nicht so roh, als wir dachten; sie verdienten es beinahe, der Blume der Mitte anzugehören. Da die Vorstellung sehr wenig alle die sonderbaren Wünsche erfüllte, welche man von vornherein gehabt hatte, verlief die enttäuschte Menge sich nach und nach, und bald war niemand mehr auf dem Kai, als Obst- und Victualienhändler und eine Anzahl Müssiggänger, welche ihre lange Pfeife rauchten und von Zeit zu Zeit einen neugierigen Blick auf die Galerie warfen, wo die beiden französischen Missionare in köstlichstem Appetite mit ihren Elfenbeinstäbchen ein chinesisches Festmahl vertilgten.

In dem Augenblicke, als wir von der Tafel aufstanden, bewegte sich ein Zug von Mandarinen über den Kai, und hielt an der Thür des Palastes der literarischen Erzeugnisse an. Der Aufwärter des Gebäudes kam einen Augenblick später auf die Galerie und brachte uns ein grosses rothes Blatt mit dem Namen des Mandarinen, der an der Thür wartete. Es war der Präfekt des Bezirkes, in welchem der *Wen-tschang-kun* lag. — Lade ihn ein, heraufzukommen, sagten wir zu dem Aufwärter. Und bald darauf war der Mandarine bei uns, begleitet von einigen Beamten seines Gerichtshofes. Nach

den gewöhnlichen Complimenten und Höflichkeiten fragte uns der Präfekt, dessen Gesicht einen Mandschu-Tataren verrieth, warum wir den *Wen-tschang-kun* bezogen hätten. — Da die Beamten, als wir aus dem Schiffe gestiegen waren, uns nicht sagen konnten, wohin wir uns begeben sollten, haben wir selbst den *Wen-tschang-kun* gewählt. — Diese Beamten sind dumme Menschen; es war für euch eine Wohnung im Innern der Stadt eingerichtet worden. — Wir danken verbindlichst für eure Aufmerksamkeit; aber wir glauben, dass die Wohnung im Innern der Stadt der nicht gleich kommt, welche wir so glücklich waren, selbst zu finden. Wir Europäer lieben das Frische und die freie Luft, und diese Galerie, welche nach allen Seiten hin offen steht, gefällt uns zum Entzücken. — Es ist wahr, die Lage ist eine der schönsten während des heissen Sommers; indess der *Wen-tschang-kun* ist nicht für Standespersonen bestimmt; er ist Eigenthum der Corporation der Gelehrten. — Wir wissen es; aber es ist auch nicht unbekannt, dass die Corporation der Gelehrten den socialen Gesetzen nachzukommen liebt, deren Vorschriften in den heiligen und klassischen Büchern dargelegt sind. Die Gelehrten und Baccalaureen aller civilisirten Länder machen es sich namentlich zur Pflicht, die Riten der Gastfreundschaft gegen Fremde zu beobachten. Solltest du je das unbedeutende Frankreich mit deinem Besuche beehren wollen, würden dich die Gelehrten in allen *Wen-tschang-kun* aufnehmen, welche du unterwegs träfst. — Ach! zu viel Ehre, zu viel Ehre, sagte der Präfekt und begleitete seine Worte mit einer Menge tiefer Bücklinge schnell hinter einander. Indess, fügte er hinzu, nachdem er allmählig die verticale Stellung wieder gewonnen hatte, meine Absicht war, euch zu einem Umzuge zu veranlassen und euch in das Logis zu bringen, das ich euch im Innern der Stadt zurecht gemacht habe. — Ach! wir sind so grosser Aufmerksamkeit nicht werth, antworteten wir mit einer langen Reihe von Complimenten; zu viel Ehre. Du siehst, dass man sich hier ganz wohl befindet; die Vernunft räth uns, zu bleiben, und die Riten, welche auf der Vernunft beruhen, verlangen, dass man uns den Willen lasse. — Gut gesprochen, sehr gut gesprochen, sagte der Mandarine lachend; ich sehe, es wird schwer halten, euch zu bestimmen, den *Wen-tschang-kun* zu verlassen. — Ja, sehr schwer, antworteten wir, fast unmöglich, es ist besser, gar nicht daran zu denken; sprechen wir von etwas anderem! Und so ging die Unterhaltung unmittelbar auf gleichgültigere Dinge über. Wir sprachen von unsern Reisen, von China, von den Ländern des Westens, und endlich von allen Völkern der Erde. Der Präfekt war sehr liebenswürdig; er sagte kein Wort mehr von einem Umzuge, und so begleiteten wir ihn denn durch alle Zimmer des Palastes der literarischen Erzeugnisse bis an die äusserste Thür.

Unsere Lage in Nan-tschang-fu war so weit ganz gut; wir brauchten sie nur in der rechten Weise zu benutzen, um auf die kurze Strecke Weges, die wir noch bis Canton zurückzulegen hatten, auf keine neuen Unannehmlichkeiten zu stossen. Am nächsten und den folgenden Tagen, welche wir in der Hauptstadt von Kiang-si zubrachten, sahen wir mehrere Mandarinen und die Vornehmsten der

Gelehrten, deren Palast wir eingenommen hatten. Alle waren voller Wohlwollen, und niemand war so unhöflich, mit uns einen Streit wegen unserer Besitznahme des *Wen-tschang-kun* anzufangen. Man begnügte sich damit, auf sehr artige Weise darüber zu scherzen, wie schnell und leicht wir es verstünden, uns aus Verlegenheiten zu ziehen, und über die Ungenirtheit, mit der wir uns selbst einen Quartierzettel verschafft hatten.

Unter den vielen Gästen, welche uns in Nan-tschang-fu besuchten, interessirte uns namentlich einer durch seine groben, fast wilden Manieren, in denen man nichts von jener geschmeidigen und etwas doppelsinnigen Höflichkeit der Chinesen bemerkte. Wir sassen in unserer Galerie auf Porzellanstühlen, betrachteten die Vorübergehenden und erholten uns an dem angenehmen Lüftchen, welches von dem nahen Flusse her wehte, als ein junger Mandarine, ohne alle Umstände und ohne sich erst anmelden zu lassen, hereintrat, guten Tag wünschte mit einem Stolze und einer Dreistigkeit, woran wir in China gar nicht gewöhnt waren, dann mit dem Fusse einen Bambussessel heran schob und sich ohne Weiteres uns gegenüber setzte. Erst wollten wir ihn in energischer Weise auf die Beobachtung der Riten und sein rohes Benehmen aufmerksam machen. Aber sein Gesicht gefiel uns; er war lebhaft, munter, voll Offenheit und Treuherzigkeit. Es schien, als rührten seine ungenirten Manieren von einem Charakter her, der etwas stolz war, ohne eben frech zu sein. Du behandelst uns ja wie alte Bekannte, sagten wir zu ihm. Nun ja, unter Freunden beobachtet man die Ceremonien nicht so ängstlich. — Die Chinesen, entgegnete er, lieben die Ceremonien sehr; aber ich bin kein Chinese, ich bin ein Mongole. — Du bist ein Mongole? Wahrlich, wir hätten es errathen können; wir haben lange im Graslande gelebt, wir haben die acht Banner [Stämme] besucht, unser Zelt auf allen Weideplätzen der Tatarei aufgeschlagen, von Gross-Kuren bei den Khalkas bis nach Kukunoor, an den Ufern des Blauen Meeres. *) — Als der junge Mon-

*) [Zum besseren Verständnisse der hier genannten Orte wollen wir aus der schon mehrfach erwähnten Quelle, den „Reiseerinnerungen", die nöthigen Erklärungen beibringen. Mit dem Namen Grasland, *Terre des Herbes*, Tsao-ti, bezeichnet man „die unbebauten Länderstrecken der Tatarei" (vgl. Reiseerinn. I, 16.). — Die Khalkhas gehören zu den Mongolen. Von ihnen lesen wir a. a. O. I, 415. in dem sehr interessanten Kapitel: Ueberblick über die tatarischen Völkerschaften, Folgendes: „Die Khalkhas sind das zahlreichste, wohlhabendste und historisch berühmteste der mongolischen Völker; sie nehmen den ganzen Norden der Mongolei ein. Ihr Land ist ausserordentlich gross, es umfasst beinahe 200 Meilen von Norden nach Süden, und ungefähr 500 von Osten nach Westen. — — Es zerfällt in vier grosse Provinzen, welche vier besonderen Herrschern unterworfen sind; diese Provinzen selbst zerfallen wieder in vierundachtzig Banner *(bannières)*, chinesisch *ky*, mongolisch *boschkhon*, und Fürsten von verschiedenem Range stehen an der Spitze der einzelnen Banner. Trotz des hohen Ansehens dieser weltlichen Fürsten kann man doch behaupten, dass die Khalkhas eigentlich vom Guison-Tamba, dem Ober-Lama, dem lebendigen Buddha aller Khalkhas-Mongolen, abhängen, welche letzteren sich eine Ehre daraus machen, sich „Schüler des Heiligen von Kuren" zu nennen." Kuren, Gross-Kuren, ist nämlich ein weit und breit berühmtes Lamakloster im Lande der Khalkhas. Ueber dasselbe lesen wir a. a. O. I, 147 ff. Folgendes:

gole diese so poetischen und den Ohren eines Bewohners der Steppen der Tatarei so wohlklingenden Namen hörte, erhob er sich, trunken vor Freude. Er drückte uns die Hände und klopfte uns auf die Schultern, um seine Freundschaft auszudrücken. Wie, sagte

„Obgleich die Lamaklöster der Mongolei an Grösse und Reichthum mit denen in Tibet sich nicht messen können, so gibt es doch einige, welche in sehr hohem Ansehen bei den Anhängern des Buddha stehen. Das Berühmteste von allen ist das Lamakloster zu Gross-Kuren, im Lande der Khalkhas. Da wir es auf einer unserer Reisen im Norden der Tatarei zu besuchen Gelegenheit hatten, so wollen wir hier näher auf Einzelnes eingehen. Das Lamakloster von Gross-Kuren (Kuren ist mongolisch und bedeutet *enceinte*, Umfriedigung) liegt am Flusse Tula. Hier beginnt ein ungeheurer Wald, der sich nördlich sechs bis sieben Tagereisen bis an die russische Grenze ausdehnt. Gegen Osten soll er bis zum Lande der Solon in der Mandschurei sich fast 200 Meilen weit erstrecken. Ehe man nach Gross-Kuren gelangt, muss man einen ganzen Monat lang durch unermessliche unfruchtbare Ebenen reisen, die einem Sandmeere gleichen. Es ist dies die grosse Wüste Gobi, die beständig einen melancholischen und traurigen Anblick gewährt. Nirgend ein Bach, nirgend auch nur eine Wasserquelle, um Leben in diese Einöde zu bringen, nirgend ein Baum, der die Einförmigkeit unterbräche. Sobald man aber den Gipfel der Kugur-Berge erreicht hat, welche im Westen die Staaten des Guison-Tamba [s. oben] begrenzen, gewinnt die Natur plötzlich ein ganz anderes Aussehen. Von allen Seiten erblickt man malerische, belebte Thäler, amphitheatralisch aufsteigende Berge, die mit uralten Wäldern geschmückt sind. Mitten in einem grossen Thale ist das Bette des Tula, der in den Barka-Bergen entspringt, lange Zeit von Osten nach Westen fliesst, und die Ebenen bewässert, auf denen die Heerden der Lamaklöster weiden; dann macht er oberhalb Kuren eine Krümmung und geht nach Sibirien, wo er in den Baikal-See mündet. Unser Kloster liegt an der Nordseite des Flusses, an den ausgedehnten Abhängen eines Berges. Die verschiedenen Tempel, in denen sich der Guison-Tamba und mehrere andere Ober-Lamas aufhalten, zeichnen sich durch ihre Höhe und die vergoldeten Ziegel aus, mit denen sie gedeckt sind. Dreissigtausend Lamas leben gewöhnlich in diesem grossen Kloster oder in denen der Umgegend, welche so zu sagen die Filiale von jenem sind. Die Ebene am Fusse des Berges ist unaufhörlich von Zelten in allen Grössen bedeckt, unter denen sich die Pilger aufhalten, bis sie ihre Andacht vollbracht haben. Alle Anbeter des Buddha strömen aus den entlegensten Gegenden hier zusammen. Die *U-pi-ta-dze* oder Fischhaut-Tataren errichten hier ihre Zelte neben den Torgot, welche von den Bokte-ula, den heiligen Bergen, herabkommen. Die Tibetaner und die Pebum vom Himalaya kommen langsam in unabsehbaren Zügen mit ihren langhaarigen Ochsen (Sarlyks) herbei, und mischen sich unter die Mandschu von den Ufern des Songari und Amur, welche zu Schlitten gereist sind. Unaufhörlich werden Zelte aufgeschlagen und abgebrochen, kommen und gehen Pilger, auf Kameelen, Ochsen, Sarlyks, Wagen, Schlitten, zu Fuss, zu Pferd, in bizarrstem Aufputze. Die weissen Zellen der Lamas sind in horizontalen Reihen, die einen immer höher als die andern, am Abhange des Berges erbaut, und gleichen, von fernher gesehen, den Stufen eines grossartigen Altars, dessen Tabernakel der Tempel des Guison-Tamba bildet. Im Innern dieses Heiligthums, dessen Vergoldungen und lebhafte Farben nach allen Seiten hin erglänzen, nimmt der Lamakönig die Huldigungen dieser Unmasse von Pilgern entgegen, die vor ihm auf den Knieen liegen. Er wird vorzugsweise „der Heilige“ genannt, und es gibt keinen Khalkha-Tataren, der es sich nicht zur Ehre anrechne, sich seinen Schüler zu nennen. Trifft man einen Einwohner von Gross-Kuren, und fragt ihn, wo er her ist, so antwortet er stolz: *Kure bokte ain schabi*, ich bin ein Schüler des Heiligen von Kuren. Eine halbe Stunde vom Lamakloster entfernt, nahe an den Ufern des Tula, befindet sich eine grosse chinesische Handelsstation. Die Häuser aus Holz oder Erde sind immer mit Palissaden umgeben, um sie gegen Diebe zu schützen; denn die

er, ihr kennt die acht Banner, Gross-Kuren und den Kuku-noor? Ihr habt euer Lager im Graslande aufgeschlagen? Ohne Zweifel könnt ihr mongolisch sprechen? — Ja, lieber Freund, entgegneten wir, wir verstehen die Sprache des Tschinggis und Timur. — So-

Pilger machen sich trotz aller Andacht kein Gewissen daraus, andere zu bestehlen. — — Der Handel in Gross-Kuren ist sehr blühend, man findet hier russische und chinesische Waaren in Ueberfluss; die Bezahlung der Waaren erfolgt stets in Thee in Backsteinform. [Vgl. unsere Uebersetzung oben Th. 1. S. 10.] Fünf Steine Thee sind einer Unze Silber gleich. — — Der Pekinger Hof hat in Gross-Kuren mehrere Mandarinen, angeblich um Ordnung unter den Chinesen zu halten, welche hier leben, in Wahrheit aber, um den Guison-Tamba zu überwachen, dessen Macht den Kaiser von China stets mit Besorgniss erfüllt. Die Pekinger Regierung hat nicht vergessen, dass der berühmte Tsching-gis-khan dem Khalkhasstamme angehörte, und dass das Andenken an seine Eroberungen noch nicht aus dem Gedächtniss dieser kriegerischen Völker entschwunden ist. Daher verursacht die geringste Aufregung in Gross-Kuren dem Kaiser von China Unruhe.“ — Weiter ist oben die Rede von Kuku-noor an den Ufern des Blauen Meeres. Kuku-noor ist ein See westlich von China, und das um ihn liegende Land. Auch hierüber wollen wir die „Reiseerinnerungen“ hören II, 185 ff.: „Das Blaue Meer, mongolisch Kuku-noor, tibetanisch Tsot-ngon-po, wurde von den Chinesen früher Si-hai, Westmeer, genannt, jetzt nennen sie es Tsing-hai, Blaues Meer. Dieses ungeheure Wasserbecken, welches mehr als 100 Meilen im Umfange hat, scheint wirklich eher den Namen eines Meeres, als eines Sees zu verdienen. Sein Wasser ist bitter und salzig wie Meerwasser, und es tritt periodisch Ebbe und Fluth auf demselben ein. Den Meeresgeruch, den es ausströmt, riecht man weit in die Wüste hinein. Im westlichen Theile des Blauen Meeres befindet sich eine kleine unbebaute, felsige Insel, die von etwa zwanzig Lama bewohnt wird, welche hier ein beschauliches Leben führen. Sie haben einen buddhistischen Tempel und Häuschen, in denen sie ihre Tage in Ruhe und Zurückgezogenheit hinbringen, fern von den Zerstreuungen und dem Gewühl der Welt. Man kann sie nicht besuchen, denn auf der ganzen Wasserfläche gibt es keine Fahrzeuge, wenigstens haben wir nie eines gesehen, und die Mongolen haben uns versichert, dass unter ihren Männern sich Niemand mit Schifffahrt beschäftige. Während der Winterszeit aber friert bei grosser Kälte das Meer fest zu, und da pilgern die Hirten aus der Umgegend nach dem Kloster. Sie bringen den Lamas Thee und Butter, und bekommen dafür ihren Segen. Die Stämme von Kuku-noor zerfallen in 29 Banner, die von drei Kiunwang, zwei Beile, zwei Beisse, vier Kung und achtzehn Tai-tsi befehligt werden. Alle diese Fürsten sind dem chinesischen Kaiser tributpflichtig. Aller zwei Jahre reisen sie nach Peking, und bringen als Tribut Pelzwerk und Goldstaub, den sie aus dem Sande der Flüsse gewinnen. Die weiten Ebenen am Blauen Meere sind ausserordentlich fruchtbar und gewähren einen angenehmen Anblick, obgleich sie ganz von Bäumen entblösst sind; die Gräser erreichen eine erstaunliche Höhe, und die zahlreichen Bäche, welche den Boden befruchten, tränken hinlänglich die Heerden der Wüste. Gern schlagen die Mongolen auf diesen prächtigen Weiden ihre Zelte auf. Wenn sie auch unaufhörlich von Räuberhorden belästigt werden, sie verlassen nie das Land. Um den Verfolgungen der letzteren sich zu entziehen, verändern sie oft ihren Lagerplatz, und ist ein Zusammentreffen unvermeidlich, so kämpfen sie tapfer mit ihnen. — — Diese Räuberhorden gehören zu den Si-fan, den Osttibetanern, die an den Bayen-kharat-Bergen, an den Quellen des Gelben Flusses wohnen. Daselbst sind sie unter dem Namen Kolo bekannt. Sie stecken in Bergschluchten, wie man sagt, die man ohne Führer nicht auffinden kann; denn alle Zugänge sind durch wilde Bergströme und tiefe Abgründe gedeckt. Diese Orte verlassen die Kolo nur, um plündernd und raubend die Wüste zu durchstreifen. Ihre Religion ist der Buddhaismus, aber sie haben auch noch ein besonderes Idol, das sie den Gott des

gleich wurde das Chinesische bei Seite gelassen und die Unterhaltung mongolisch fortgesetzt.

Dieser junge Mann gehörte einer der edelsten Familien des Stammes Geschekten *) an, unter welchem wir zwei Jahre lang ge-

Raubes nennen. Vor diesem haben sie die meiste Scheu und ehren ihn mit besonderem Cultus. Ihre Lamas beten und opfern für den guten Erfolg ihrer Streifzüge. Man behauptet, dass diese Räuber das Herz der Gefangenen verzehren, um ihren Muth zu nähren und zu kräftigen. Ausserdem werden ihnen noch allerhand Scheusslichkeiten von den Mongolen in Kukunoor nachgesagt. Die Kolo zerfallen in mehrere Stämme, von denen jeder seinen besonderen Namen trägt. — — Das Land Kuku-noor ist übrigens nicht von so grosser Wichtigkeit, wie unsere Geographen sagen, auch wird es auf den Karten gewöhnlich zu gross angegeben. Wenn es auch in 29 Banner zerfällt, so sind seine Grenzen doch ziemlich eng; im Norden wird es begrenzt vom Khilian-schan-Gebirge, im Süden vom Gelben Fluss, im Osten von der Provinz Kan-su, im Westen vom Flusse Tsaidam, wo ein anderes Tatarenland beginnt, das von den sogenannten Tsaidam-Mongolen bewohnt wird. Nach den Volkssagen in Kuku-noor war das Blaue Meer früher an anderer Stelle, nämlich in Tibet, da, wo sich jetzt die Stadt Lha-ssa erhebt. Einst floss die gewaltige Wassermenge auf unterirdischen Wegen bis an den Ort, der gegenwärtig ihr Becken bildet."
D. Ueb.]

*) [Geschekten, von anderen Geographen und Reisenden Ketschikten genannt, ist ein Land der Mongolei, nördlich von der grossen Mauer. In den Reiseerinnerungen I, 41 ff. lesen wir, dass es „ein von Hügelketten durchschnittenes und von zahlreichen Bächen bewässertes Land" ist. „Weiden und Brennholz findet man hier im Ueberfluss. Aber Diebsbanden verwüsten unablässig das unglückliche Land. Die Chinesen haben es schon seit langer Zeit an sich gerissen und so zu sagen ein Asyl für Missethäter daraus gemacht. Der Ausdruck: Einwohner von Geschekten besagt eben so viel als: Mensch ohne Treu und Glauben, der vor keinem Verbrechen, vor keiner Mordthat zurückschreckt. Man möchte fast sagen, dass in diesem Lande die Natur nur mit Bedauern es zugelassen hat, dass Menschen sich Eingriffe in ihre Rechte erlaubten. Ueberall, wo der Pflug gegangen ist, hat das Land einen traurigen, dürren und sandigen Anblick bekommen. Man baut nur Hafer, von dem die Einwohner sich gewöhnlich nähren. Nur einen einzigen Handelsort findet man hier, welcher mongolisch: *Altan-some* (goldner Tempel) heisst. Anfänglich war es ein grosses Kloster mit nahe an 2000 Lamas. Nach und nach sind Chinesen hierher gezogen, um mit den Tataren Handel zu treiben. Im Jahre 1843 besuchten wir diesen Ort; damals hatte er schon die Wichtigkeit einer Stadt erlangt. Eine grosse Strasse führt von Altan-some nach Norden. Sie geht durch das Land der Khalkhas [vgl. die vorige Anmerkung], überschreitet den Fluss Kerulan, die King-gan-Berge, bis nach Nertschinsk im russischen Sibirien. — — Wir reisten zwei Tage durch das Land Geschekten, und überall hatten wir Gelegenheit, uns von der schlechten Lage der Bewohner zu überzeugen. Doch ist das Land von Natur ausserordentlich reich, namentlich an Gold- und Silberminen; aber diese Schätze selbst sind oft die Veranlassung zu grossem Unheil geworden. Trotz des strengen Verbotes, die Minen auszubeuten, kommt es doch bisweilen vor, dass chinesische Räuber sich zu grossen Banden vereinigen und mit bewaffneter Hand sich nach diesen Bergen begeben. Es gibt Leute, welche ein ausserordentliches Talent besitzen, Goldminen zu entdecken; sie richten sich, wie man sagt, nach der Art des Gesteins und nach den Pflanzen, welche auf den Bergen wachsen. Ein einziger Mann, der diese Gabe besitzt, bringt Unheil und Verwüstung in diese Gegenden; er zieht eine Masse Abenteurer nach sich, die sich zu Tausenden einfinden, und dann wird der heimgesuchte Punkt der Schauplatz der schrecklichsten Verbrechen. Während die Einen mit der Ausbeute der Minen sich beschäftigen, durchziehen die andern plündernd die Umgegend; sie achten nicht Eigenthum, nicht Person, und begehen undenkbare

lebt hatten. Wahrscheinlich waren wir uns mehrmals auf unsern Reisen durch die Wüste begegnet. Er sagte uns, als er in Peking gewesen sei unter der Begleitung seines Königs, bei dem feierlichen Besuche, den die tributpflichtigen Fürsten am Neujahrsfeste dem Kaiser abstatten, habe er den Wunsch gefasst, in der Hauptstadt zu bleiben. Sein Zweck war, die chinesische Literatur kennen zu lernen und sich auf die Examina der Graduirten vorzubereiten, um dann ein obrigkeitliches Amt anzunehmen. Nach mehreren Jahren Studium hatte er das Diplom als Baccalaureus erhalten, und erst seit einigen Monaten war er als überzähliger Mandarine in einen kleinen Gerichtshof der Hauptstadt von Kiang-si geschickt worden.

Wir wissen nicht, ob wir durch unsere Vorliebe für die Mongolen geblendet wurden; aber dieses Kind der Wüste schien uns höher als die Chinesen zu stehen. Die Civilisation von Peking, mit dieser Natur voll Saft und Kraft vereinigt, schien uns, so zu sagen, einen neuen Typus hervorgebracht zu haben, in welchem man die Einsicht und den Scharfsinn der Chinesen mit der derben Offenheit und Energie der Mongolen vortheilhaft gepaart fand.

Da wir mehrere Tage in Nan-tschang-fu blieben, sahen wir den jungen Mandarinen, dessen Gesellschaft für uns sehr anziehend war, noch mehrere Male. Wir fanden in seiner Unterhaltung zahlreiche und angenehme Rückerinnerungen an die Wüsten der Tatarei, die wir so lange bewohnt hatten. Der mongolische Baccalaureus war ausserdem gebildet und sehr unterrichtet. Wir sahen bei ihm nicht jene gezierte Verachtung fremder Länder, namentlich der Europäer und europäischen Verhältnisse, eine Verachtung, welche fast alle Chinesen gern zur Schau tragen. Er hörte im Gegentheile mit Interesse, mit offener und ungezwungener Bewunderung alles das an, was wir ihm von den Nationen des Westens erzählten. Seit einiger Zeit war Geographie sein tägliches und Lieblingsstudium; für einen Mongolen schien er uns ziemlich ausgedehnte Kenntnisse in dieser Wissenschaft zu besitzen. Ja er fragte uns sogar, ob wir von Frankreich nach Canton das Kap der guten Hoffnung, das Kap Hoorn oder das Rothe Meer passirt wären. Die Schifffahrt, fügte er hinzu, mag sehr bequem zum Reisen sein, aber man muss sich erst daran gewöhnen. Wenn ich in eurem Vaterlande zu reisen hätte, würde ich es vorziehen, mit Karawanen von Lager zu Lager nach Sitte der Mongolen zu reisen. Von Peking aus folgte ich der Wüste bis nach Kiachta an der Grenze von Sibirien. Dann reiste ich ganz gemächlich durch das Land der *Oros* (Russen), die verschiedenen Länder des Westens und käme endlich in das grosse Reich der Franzosen. — Und wenn du nun von da aus das Land der *In-ki-li* (Engländer) besuchen wolltest? — O! ich weiss es, dass das ganze Land der Rothhaarigen rings von Wasser umgeben ist. Die Rothhaarigen sind Insulaner. In diesem Falle verkaufte ich meine Kameele und miethete eine

Grausamkeiten. Dieser Unfug dauert so lange, bis sie sich in ihrem Uebermuthe an einem Mandarinen vergreifen, der Muth und Macht genug besitzt, um sie zu unterdrücken. Auf solche traurige Weise ist das Land Geschekten sehr oft verwüstet worden.“ D. Ueb.]

Feuerjunke (Dampfschiff), um nach der Insel der Rothhaarigen zu fahren. — Wir mochten ihm nicht erst bemerklich machen, dass er aller Wahrscheinlichkeit nach in Paris nur sehr wenig Kameelliebhaber finden würde. Eine solche Nachricht hätte ihn sicherlich traurig gestimmt und ihm eine schlechte Meinung von den Parisern beigebracht.

Seit einigen Jahren bemerkt man unter den gebildeten Chinesen eine sehr entschiedene Neigung, Geographie zu studiren und sich mit fremden Völkern zu beschäftigen. Unserer Ansicht nach ist dieses ein sehr wichtiger und weitgreifender Fortschritt, welcher bei den Chinesen, die so eingebildet auf ihr Wissen sind, sehr gut den Geschmack an den Wissenschaften Europas entwickeln könnte. Seit dem Kriege mit den Engländern sind mehrere chinesische Geographien erschienen, die sehr vollständig und sehr gut redigirt sind. Die Beurtheilung der verschiedenen Welttheile, und namentlich der Länder Europas, ist von bemerkenswerther Genauigkeit. Man sieht, dass diese Bücher mit Hülfe von Europäern verfasst sind, und die lobsprechende Art und Weise, mit welcher man darin von den Vereinigten Staaten spricht, lässt leicht erkennen, dass die Amerikaner diesen Veröffentlichungen nicht eben fern stehen.

Da die Methodisten-Geistlichen, welche sich aus den fünf dem europäischen Handel geöffneten Häfen nicht heraus wagen, eingesehen haben, dass die Unmasse von Bibeln, welche sie heimlich an den Küsten des Reiches verbreiteten, von sehr geringem Einfluss auf die chinesische Bevölkerung ist, haben sie dieser Art von Propaganda entsagt, die zwar wenig gefährlich, aber auch sehr unbedeutend und vollständig nutzlos ist. Sie scheinen überzeugt zu sein, dass ein Ballen mehr oder weniger gut gedruckter und gehefteter Bibeln, die man vorsichtig am Meeresufer niederlegt, das chinesische Reich nicht bekehren können. Sie haben daher ihren lebendigen Glauben an die Wunder, welche diese blosse Vertheilung von Bibeln herbeiführen soll, ziemlich verloren. Indess da es ihr Beruf ist, Bücher zu drucken und zu vertheilen, so haben sie mit Beihülfe von Gebildeten wissenschaftliche Werke verfasst, durch welche sie die Aufmerksamkeit des chinesischen Volkes auf sich zu ziehen meinen.

Im Jahre **1851** haben wir, wenige Tage vor unserer Abreise aus China, eine dieser neuen Productionen gesehen. Es war dies ein technisches Werk über die elektrischen Telegraphen. Man muss wahrlich das chinesische Volk sehr schlecht kennen, wenn man solche Schriften für dasselbe verfasst. Man kann es kaum glauben, dass jemand eine Theorie der elektrischen Telegraphen Leuten bringt, die in ihrer Sprache nicht einmal Ausdrücke haben, um die einfachsten Erscheinungen der Elektricität zu bezeichnen. Wir sind fest überzeugt, dass im ganzen chinesischen Reiche auch nicht ein Chinese im Stande ist, eine Seite in einem solchen Buche zu verstehen; denn um die neuen Begriffe wiederzugeben, hat man sich genöthigt gesehen, die entgegengesetztesten Charaktere zu verbinden und eine ganz besondere Sprache zu erfinden, mit welcher die Bewohner des himmlischen Reiches sich nicht so bald vertraut machen werden. Gewiss wird jedermann den Augenblick sehnlichst herbeiwünschen,

wo die Chinesen ihre alten Vorurtheile aufgeben und europäische Wissenschaft studiren. Aber jede Belehrung muss stufenweise und methodisch vor sich gehen. Methodisten sollten das freilich wissen. Es gäbe keinen einzigen Christen in China, wenn die katholischen Missionare, anstatt den Neubekehrten den Katechismus zu lehren, damit begonnen hätten, denselben ein Buch über die Gnade mit Abhandlungen über die Ketzerei der Jansenisten in die Hand zu geben.

Alles dies ist die Folge einer falschen Meinung, die man sich in Europa von den Bewohnern des himmlischen Reiches gemacht hat. Weil sie Finsternisse berechnet haben, und die mit Astronomie vertrauten Jesuiten am Hofe unter den ersten Kaisern der mandschu tatarischen Dynastie sich grosser Gunst erfreuten, hat man daraus geschlossen, dass die Chinesen leidenschaftlich für die Astronomie eingenommen seien, und dass man, wenn man nach China käme, es mit drei hundert Millionen Arago's zu thun hätte, welche alle mehr oder weniger sich mit Sternen und Planeten beschäftigten. Und doch, wenn es auf der Welt ein Volk gibt, welches von irdischen Verhältnissen in Anspruch genommen ist und sich wenig um das kümmert, was da oben unter den himmlischen Sphären vorgehen mag, so ist es gewiss das chinesische Volk. Die Gebildeteren wissen wohl, dass es eine Astronomie gibt, oder wie sie sagen: *Tien-wen*, d. h. himmlische Wissenschaft. Aber sie kennen die ersten Elemente dieser Wissenschaft nicht, und diejenigen, welche in einer Finsterniss ein Naturereigniss und nicht einen Drachen sehen, der Sonne oder Mond fressen will, sind schon sehr weit vorgerückt. Wenn die mit Astronomie vertrauten Missionare früher so viel Einfluss am Hofe hatten und grosses Ansehen genossen, so ist das ein Beweis, dass die Astronomen im Lande selbst eben nicht weit her waren. Sie konnten nicht einmal einen richtigen Kalender machen, bis endlich glücklicherweise die Jesuiten kamen und sie aus ihrer Verlegenheit retteten. Seit man aber die letzteren aus Peking vertrieben hat, sind die Mitglieder des mathematischen Collegiums wieder in ihre frühere Unwissenheit zurückgesunken, und alle Jahre muss die Regierung den neuen Kalender nach Canton schicken, um ihn von den Europäern verbessern zu lassen.

Die Chinesen haben, wie wir fest überzeugt sind, grosse Anlage zu allen Wissenschaften. Bei ihrem lebhaften, durchdringenden Geiste, namentlich bei ihrer unvergleichlichen Geduld, würden sie unstreitig bedeutende und schnelle Fortschritte machen. Aber bis jetzt haben sie die Wissenschaften nie um ihrer selbst willen studirt; sie haben nur ihre praktische und produktive Seite in's Auge gefasst. Die Kenntnisse, welche mit Physik, Chemie, Astronomie und Mathematik in Beziehung stehen, betrachten sie blos als mehr oder weniger sicheres Mittel, um leicht Geld zu verdienen. Unter ihren Händen wird alles zum Handwerk, zur Industrie. Wenn die Bücher über Astronomie und Electricität, welche die Methodisten für sie schreiben, ihnen Recepte böten, mit deren Hülfe sie in kurzer Zeit reich werden könnten, so würden sie gern ihre Vorurtheile bei Seite lassen und dieselben eifrig studiren. Mit grösstem Ernste würden sie denen zuhören, welche ihnen die unmittelbaren Mittel an die Hand gäben,

wie sie ihre Einkünfte vermehren könnten; aber sie lachen, wenn man nur den Kreis ihrer Kenntnisse vergrössern will. Sie sehen das als einen sehr schlechten Spass an.

Wir benutzten unsere Mussestunden, um Nan-tschang-fu näher in Augenschein zu nehmen, welches eine der bedeutendsten Städte der Provinz ist. Schon im Jahre 1840, gleich bei unserer Ankunft in China, hatten wir diese Stadt besucht, aber heimlich und zu eilig, als dass wir uns ein genaueres Bild davon hätten verschaffen können. Man sieht in Nan-tschang-fu, wie in andern grossen Städten Chinas, Denkmäler, welche die Aufmerksamkeit fesseln. Pagoden, Gerichtshöfe, Triumphbogen zu Ehren der Wittwen und Jungfrauen sind das Hervorstechendste in der Architektur. Aber die Strassen sind breit, recht reinlich, die Magazine und Verkaufsläden prächtig gehalten und geschmückt. Die Stadt ist im Ganzen betrachtet, nächst Tsching-tu-fu, der Hauptstadt der Provinz Sse-tschuen, die regelmässigste und schönste, die wir im chinesischen Reiche gefunden haben. Wenn gleich Kiang-si eine arme Provinz ist, die nicht selbstständig für sich bestehen kann, so ist doch der Handel von Nan-tschang-fu sehr bedeutend. Es steht dies in Zusammenhang mit seiner Lage an der grossen Strasse, welche die Hauptmittelpunkte der Bevölkerung und Industrie unter einander verbindet, wie Canton, Nan-king, Han-keu und Peking. Alle Waaren, welche vom Norden oder Süden kommen, müssen Nan-tschang-fu passiren.

Kiang-si ist zwar wenig reich an Erzeugnissen des Ackerbaues, aber doch seit Jahrhunderten schon im Besitze vielleicht der bedeutendsten Industrie im ganzen chinesischen Reiche. In dieser Provinz finden sich alle grossen Porzellanfabriken, deren Hauptwaarenlager natürlich Nan-tschang-fu ist, woselbst es mehrere ungeheure Magazine gibt, in denen man Porzellanfabrikate in allen Gestalten, Grössen und Qualitäten findet, von jenen grossartigen Urnen an, auf denen in erhabener Arbeit reich verzierte Scenen des chinesischen Lebens dargestellt sind, bis zu den kleinen, zerbrechlichen, zarten und durchsichtigen Tässchen, welche man „Eierschalen“ nennt.

Die erste Porzellanfabrik ist in King-te-tsching, östlich vom Phu-yang-See, am Ufer eines grossen Flusses, der sich in diesen See ergiesst. King-te-tsching ist nicht eigentlich eine Stadt, d. h. sie ist nicht mit Mauern umgeben, hat aber mehr als eine Million Einwohner, die fast alle von der Fabrikation des Porzellans oder vom Handel damit leben. In den zahlreichen Etablissements herrscht eine Thätigkeit und Regsamkeit, die sich schwer beschreiben lässt. Zu jeder Zeit des Tages sieht man dichte Rauchwolken und Feuersäulen sich erheben, welche King-te-tsching einen ganz eigenthümlichen Anblick geben. In der Nacht scheint die ganze Stadt in Feuer zu stehen; man möchte sagen, es wüthe eine ungeheure Feuersbrunst darin. Mehr als fünfhundert einzelne Fabriken und Tausende von Oefen sind unaufhörlich damit beschäftigt, jene Unmasse von Gefässen herzustellen, die man in alle Provinzen Chinas, ja man kann sagen, in die ganze Welt versendet.

Bei der Porzellanfabrikation, so wie bei aller chinesischen Industrie, ist die Arbeit bis ins Unendliche getheilt. Jeder Arbeiter

hat seine besondere Beschäftigung, seine besondere Fertigkeit. Der eine zeichnet eine Blume, der andere einen Vogel, dieser malt blau, jener roth. Man hat beobachtet, dass ein Porzellangefäss, ehe es fertig ist und in den Handel kommt, schon mehr als fünfzig verschiedenen Arbeitern durch die Hände gegangen ist.

Der Pater d'Entrecolles, welcher im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Mission in Kiang-si leitete und oft Gelegenheit hatte, King-te-tsching zu besuchen, wo sehr viele Arbeiter das Christenthum angenommen hatten, hat sehr interessante und ins Einzelne eingehende Berichte über das Geheimniss der Porzellanfabrikation nach Frankreich geschickt. Mit Hülfe dieser kostbaren Dokumente und zahlreicher Proben von *Kao-lin* und *Pe-tun-tze* *) hat man es endlich auch bei uns dahin gebracht, Gefässe herzustellen, welche den chinesischen und japanischen sehr ähnlich sind, deren herrliche Vollendung den Nachahmungstrieb der Europäer so lange gequält hat.

Die Porzellanbereitung geht in China bis in ein sehr hohes Alterthum zurück. Schon unter der Han-Dynastie, etwa im Anfange der christlichen Zeitrechnung, war diese Industrie sehr blühend. Man findet bei den chinesischen Alterthumsliebhabern schöne Gefässe aus dieser Zeit. Sie sind nicht so durchsichtig, wie diejenigen, welche man heute fertigt; aber ihre Glasur ist feiner und von lebendigerer Farbe. Die Kenner bewahren sorgfältig gewisse Porzellane, zu deren Fabrikation das Geheimniss heutigen Tages wieder verloren gegangen ist. So gibt es Doppeltassen; von aussen sind sie ganz ciselirt und wie Spitzen durchbrochen, von innen aber glatt und blendend weiss. Andere haben, so zu sagen, magische Zeichnungen, die erst zum Vorschein kommen, wenn die Tasse gefüllt ist. Diese Zeichnungen sind auf der innern Seite angebracht und ihre Farben sind ganz eigens zubereitet, so dass sie unsichtbar werden, wenn nichts Flüssiges darin ist. Endlich gibt es noch Bruchporzellan (*porcelaine craquelée*), das man nicht mehr so herstellen kann, wie früher, und das auf der ganzen Oberfläche nach allen Seiten hin gebrochene Linien zeigt, so dass das ganze Gefäss aus an einander gesetzten Stückchen zu bestehen scheint. Man möchte es Mosaik von der ausgezeichnetsten und zartesten Arbeit nennen. Die Geheimnisse dieser Fabrikation und noch eine Menge anderer sind verloren gegangen. Wenn man die Annalen Chinas liest, so möchte man, sonderbar genug, behaupten, dass diese ganze Kunst fünf bis sechs Mal in Folge der grossen Revolutionen und Umwälzungen, deren Schauplatz das Reich so oft gewesen ist, verloren gegangen sei. Diese so werthvolle Industrie hat dann jedesmal von Neuem erfunden werden und von vorn anfangen müssen, ohne je ihre frühere Vollkommenheit wieder erreichen zu können.

Es gibt in China eine besondere Klasse von Kennern, welche gierig nach alten Porzellan- uund Bronzearbeiten suchen, denen man den Namen *Ku-tung* **) gibt. Man schätzt sie als Kunstwerke, namentlich aber wegen des geheimnissvollen Werthes, der sich immer

*) Die Hauptstoffe zur Bereitung des Porzellans.
**) Altes Gefäss.

an Dinge aus vergangenen Jahrhunderten knüpft. Die chinesischen Arbeiter sind boshaft genug, diese *Ku-tung* nachzumachen, was ihnen oft auf eine Weise gelingt, dass sie das geübteste Auge damit täuschen. Manche Alterthumsliebhaber stellen in ihrem Cabinet mit dem besten Glauben von der Welt solche vermeintliche alte Vasen auf, welche höchstens einige Monate alt sind. Die Leute, welche sich mit diesen Fälschungen der *Ku-tung* abgeben, benutzen gewöhnlich einen röthlichen Stein, aus dem sie die Masse für ihre Vasen gewinnen; wenn sie gebrannt sind, wirft man sie in sehr fette Brühe, wodurch sie ein zweites Mal gebrannt werden; dann legt man sie in eine Schleusse, aus der man sie erst nach vierzig bis fünfzig Tagen wieder herausnimmt. So fabricirt man die alten Porzellanarbeiten aus der Dynastie Yuen.

Die Porzellanfabrikanten haben einen Schutzgott, dessen Ursprung der Pater d'Entrecolles auf folgende Weise erzählt: „Da jede Profession ihr besonderes Götzenbild hat und da man den Titel Gottheit ebenso leicht bekommen kann, wie in gewissen Ländern Europas den Grafen- oder Marquis-Titel, so darf es nicht überraschen, dass es auch einen Gott des Porzellans gibt. Dieser Gott verdankt seinen Ursprung gewissen Zeichnungen, welche die Arbeiter auszuführen nicht im Stande sind. Man sagt, dass einstmals ein Kaiser durchaus verlangte, dass man Porzellanarbeiten nach einem Muster machen sollte, welches er selbst angab. Man stellte ihm mehrmals vor, dass dies eine Unmöglichkeit sei; aber alle diese Vorstellungen reizten ihn nur und bestärkten ihn mehr und mehr in seinem Verlangen. Die Kaiser sind, so lange sie leben, die gefürchtetsten Götter Chinas, und sie glauben oft, dass sich nichts ihren Wünschen widersetzen darf. Die Beamten wandten also doppelte Sorgfalt an und ersannen alle mögliche Strenge gegen die Arbeiter. Diese Unglücklichen verbrauchten ihr Geld, gaben sich alle Mühe und bekamen dafür nur Schläge. Einer von ihnen stürzte sich in einem Anfalle von Verzweiflung in den brennenden Ofen und wurde augenblicklich von den Flammen verzehrt. Das Porzellan, das man in diesem Ofen brannte, ging, wie man sagte, aus demselben vollkommen schön und nach dem Wunsche des Kaisers hervor, der nun ganz befriedigt war. Von dieser Zeit an galt jener Unglückliche für einen Heros und wurde in der Folge der Gott, welcher den Porzellanarbeiten vorsteht. Ich weiss nicht, ob seine Erhöhung andere Chinesen veranlasst hat, mit Aussicht auf ähnliche Ehren denselben Weg einzuschlagen." *)

In der Provinz Kiang-si blüht auch noch eine andere Industrie, die allerdings weniger werthvoll und wichtig ist, als die Porzellanfabrikation, aber ausserordentlich bemerkenswerth wegen ihrer Originalität und des nicht zu verachtenden Nutzens, den sie gewährt. Wir haben schon früher erwähnt, dass diese Provinz sehr sumpfig ist; überall trifft man Teiche, und man findet fast keinen Grundbesitzer, der nicht einen Wasserbehälter in der Nähe seines Hauses hätte. Man benutzt diese Behälter, um Fische darin zu ziehen, die

*) *Lettres édifiantes et curieuses, Theil III, S.* 221.

denen, welche dieser Industrie ihre Sorgfalt widmen, jährlich ein schönes Einkommen verschaffen.

Seit einigen Jahren beschäftigt man sich in Frankreich mit dem, was man jetzt allgemein Piscicultur (Fischzucht) nennt, und man bemüht sich, die Mittel zu vervollkommnen, um die Fische künstlich auszubrüten und gross zu ziehen. Die Chinesen kennen seit langer Zeit diese für die Europäer ganz neue Verfahrungsweise. In der Provinz Kiang-si macht man es folgendermassen: Gegen Anfang des Frühlings durchreisen eine grosse Menge Fischlaichhändler, die, wie man sagt, aus der Provinz Canton kommen, das Land, um ihren kostbaren Samen an die Besitzer von Teichen zu verkaufen. Ihre Waare, welche in Fässer eingeschlossen ist, die sie auf Karren fahren, ist nichts, als eine dicke, gelbliche, schlammähnliche Flüssigkeit. Es ist ganz unmöglich, mit dem blossen Auge das geringste Thierchen zu bemerken. Für einige Sapeken kauft man einige Löffel voll von diesem schlammigen Wasser, welches hinreicht, um, wie man dort sagt, einen ziemlich grossen Teich zu besäen. Man wirft nun diesen Schlamm ohne weiteres in das Wasser, und nach einigen Tagen kriechen die Fische in Menge aus. Wenn sie etwas gewachsen sind, füttert man sie mit zarten und klein gehackten Gräsern, die man in die Fischhälter wirft; diese Portionen vermehrt man, je grösser sie werden. Die Entwickelung dieser Fische geht unglaublich schnell vor sich. Einen Monat höchstens, nachdem sie ausgekrochen, sind sie schon kräftig, und nun gibt man ihnen Futter in Ueberfluss. Früh und Abends gehen die Besitzer von Teichen auf die Felder, um Gras zu sicheln, und bringen dann ihren Fischen ungeheure Ladungen mit. Die Fische kommen auf die Oberfläche des Wassers empor und fallen gierig über das Gras her, das sie lustig herumspringend und unter beständigem Lärm verzehren; man möchte meinen, es sei eine grosse Heerde hungriger Kaninchen. Die Gefrässigkeit dieser Fische ist nur der der Seidenwürmer vergleichbar, wenn sie sich einspinnen. Sind sie auf diese Weise vierzehn Tage lang gefüttert worden, so erreichen sie gewöhnlich ein Gewicht von zwei bis drei Pfund, und wachsen dann nicht mehr. Hierauf nimmt man sie heraus und verkauft sie lebendig in allen grossen Städten.

Die Fischzüchter in Kiang-si ziehen nur solche Fische, welche vorzüglich wohlschmeckend sind. Vielleicht gibt es auch andere, aber wir haben nichts darüber erfahren. Auch wissen wir nicht, ob der Laich, den man in Kiang-si verkauft, vorher irgend welche Zubereitung erfahren hat.

Unser Aufenthalt in Nan-tschang-fu dauerte fünf Tage. Während dieser Zeit war es unser Hauptgeschäft, unsern Reiseplan von der Hauptstadt von Kiang-si bis nach Canton auf's Beste zu ordnen. Der Gouverneur der Provinz, der Stadtpräfekt, die Civil- und Militär-Beamten, alle bezeugten uns ausserordentlich viel Wohlwollen. Ja man beeilte sich sogar, den Plan in Ausführung zu bringen, den wir für unsere Reise gefasst hatten.

Die grosse Hitze und das Bedürfniss nach Ruhe veranlassten uns, unsere Reise zu Wasser fortzusetzen. Wir konnten von Nantschang-fu bis zu dem Berge Mei-ling, der auf dem halben Wege

liegt, auf einem grossen Flusse stromaufwärts fahren. Ein Tag reicht für diese Strecke Weges hin, und dann hat man den Fluss Kiang erreicht, dem man bis nach Canton folgen kann. Wir wussten, dass dieser Weg weit besser als der Landweg war, namentlich, wenn man auf Mandarinenjunken fährt und sich gut verproviantirt hat. Alle unsere Erwartungen gingen herrlich in Erfüllung; zuerst hatten wir eine Art Kriegsfregatte, die so ganz leidlich ausgerüstet war, als Geleit, dann zwei herrliche Junken, die eine für die uns führenden Mandarinen und ihr Gefolge, die andere für uns selbst. Wir hatten es ausdrücklich verlangt, allein zu bleiben, damit wir ruhig sein, ungestörter unsern Beschäftigungen obliegen und uns einrichten konnten, wie wir wollten. Wir behielten jedoch unsern alten Diener Wei-schan und einen Koch, der nach dem Zeugnisse des Präfekten von Nan-tschang-fu ein Künstler ersten Ranges war.

Die Frage wegen der Verproviantirung wurde vom Gouverneur mit einer Freigebigkeit gelöst, welche an grossartige Verschwendung grenzte. Damit wir ganz nach unserem Geschmack und unsern Wünschen verfahren könnten, erliess er ein Dekret, welches den Verwaltungsbehörden aller Städte längs des Flusses, auf dem wir fuhren, zur Pflicht machte, uns bei unserer Ankunft fünf Unzen Silber zu liefern, was ungefähr fünfzig Francs ausmacht. Diese Summe sollte ganz zu unserer Verfügung in Betreff des Mittagstisches stehen. Da auf diesem Wege die Städte sehr nahe an einander liegen, so fand es sich, dass wir eine bedeutende Summe übrig hatten, als wir nach Canton kamen. Wie wir sie verwandten, wird man später sehen.

Die Behörden von Nan-tschang-fu waren grossartig, das muss man ihnen lassen, und behandelten uns mit ausserordentlicher Pracht. Man vergleiche diese Freigebigkeit und würdevolle Behandlung von Seiten des Gouverneurs von Kiang-si mit dem jämmerlichen Reglement, welches man in Betreff des russischen Capitäns beobachtet, welcher aller zehn Jahre eine Gesandtschaft von Kiachta nach Peking geleitet. Nach einem Gesetze, welches pünktlich ausgeführt wird, ist täglich für diesen Repräsentanten des Zaren bestimmt: ein Hammel, eine Tasse Wein, ein Pfund Thee, ein Krug Milch, zwei Unzen Butter, zwei Fische, ein Pfund Salzkräuter, vier Unzen saure Bohnen, eine Unze Weinessig, eine Unze Salz und zwei Untertassen Lampenöl; dann aller neun Tage ein Mittagsmahl von vier Gedecken *à la chinoise.*

Das Personal der Escorte, welche uns von der Hauptstadt von Hu-pe aus geleitete, wurde in Nan-tschang-fu gewechselt. „Trauerweide“ nahm Abschied von uns, und wir nahmen dankbar seine Wünsche und seine Thränen entgegen. In dem Augenblicke, als wir uns einschiffen wollten, traten auf dem Kai zwei einfache Bürgersleute mit offenherzigem Gesicht zu uns heran und wünschten uns glückliche Reise. Wir brauchten ihnen nur einen Blick ins Gesicht zu thun, um zu erkennen, mit wem wir es zu thun hatten. — Ihr seid Christen? fragten wir sie. — Ja, Pater, antworteten sie, und blickten sich nach beiden Seiten um, um zusehen, ob sie jemand beobachte. Wir fragten sie in aller Eile nach der Mission und unsern

Collegen, aber mussten uns von ihnen trennen, um auf die Junke zu gehen.

Die Mission von Kiang-si, welche der Lazaristen-Congregation anvertraut ist, zählt fast zehn tausend Christen, welche über alle Punkte der Provinz zerstreut sind. Sie sind im Allgemeinen arm und sehr schüchtern. Es kommen alle Jahre viele Bekehrungen vor; aber die Verbreitung des Glaubens geht langsam vorwärts, wie in allen andern Missionen des himmlischen Reiches.

Eilftes Kapitel.

Abreise von Nan-tschang-fu. — Eine Mandarinenjunke. — Luxus und Annehmlichkeiten der Wasserfahrten. — Fahrgelegenheiten und Gasthäuser in China. — Fiaker- und Cabrioletstationen in Peking. — Leichte Literatur der Chinesen. — Sammlung von Sentenzen und Sprüchwörtern. — Uebergang über den Berg Mei-ling. — Nan-hiung, Grenzstadt der Provinz Canton. — Chinesische Seiltänzer. — Die Füsschen der Frauen. — Ursprung dieser Sitte. — Fahrt auf dem Tiger. — Erinnerungen an unsere Ankunft in China im Jahre 1840. — Ansicht des Hafens von Canton. — Europäische Schiffe. — Erste Nacht in der Stadt Canton. — Erzählung von unserem Märtyrerthume in der Mongolei. — Wir weisen unsere Reiseersparnisse unserem Diener Wei-schan zu. — Aufenthalt in Macao. — Gabet's Tod. — Abreise nach Peking. — Landung in Marseille im Jahre 1852.

Die Junke, auf welcher wir uns einschifften, um den Fluss Tschang stromaufwärts zu fahren, war ein kleiner schwimmender Palast. Wir hatten einen Gesellschaftssaal, ein Schlafzimmer und einen Speisesaal; alle diese verschiedenen Zimmer waren ausserordentlich reinlich und prachtvoll meublirt. Die Malereien und Vergoldungen, die überall verschwenderisch angebracht waren, hatten ausserdem den durch schönen chinesischen Firniss gehobenen Glanz, der seines Gleichen in der Welt nicht mehr hat. Auf dem Vordertheil der Junke war die Küche und die Wohnung der Matrosen, welche bequem ihren Beschäftigungen obliegen konnten, ohne in unsere Zimmer zu kommen. Am Back- und Steuerbord hatten wir grosse, sonderbar geschnittene Fenster, die nicht nach chinesischer Sitte mit Papier, sondern mit Glasscheiben versehen waren, was in diesem Lande der höchste Grad von Luxus ist. Für das Befahren der Flüsse kann man sich nichts Bequemeres und Schöneres denken, als die Mandarinenjunke, welche der Präfekt von Nan-tschang-fu für uns ausgewählt hatte. Während unseres Aufenthaltes in China, wo wir gewöhnlich auf Kaufmanns- und Transportbarken reisten, glaubten wir gar nicht, dass die Chinesen von Stande sich so angenehm ausgerüstete Junken herzustellen verstünden.

Der Fluss, auf dem wir stromaufwärts fuhren, war nicht sehr reissend. Indess bei Windstille oder bei entgegengesetztem Winde musste man zum Rudern seine Zuflucht nehmen. So geschah es den ersten Tag. Der Capitän, welcher ohne Zweifel sehr genaue Instructionen für unsere Reise bekommen hatte, fragte uns, ob es uns auf dem Schiffe gefiele, und ob uns das Schaukeln seiner schlechten Junke incommodire. — Wir befinden uns ganz vortrefflich; dein ausgezeichnetes Fahrzeug ist für uns ein köstlicher Aufenthalt. — Aber ich sehe, dass das Schwanken auf dem Hintertheile des Schiffes sehr bedeutend ist, und die Matrosen lärmen so sehr mit ihren Rudern. Ich weiss ein Mittel, diesen Unannehmlichkeiten abzuhelfen; ich thue es sogleich. Bei diesen Worten machte der Capitän eine tiefe Verbeugung und ging zu seiner Mannschaft.

Einige Augenblicke später hörten wir den Lärm der Ruder nicht mehr, und die Junke schien uns völlig unbeweglich zu sein. Wir blickten durch eines der Fenster und sahen die Bäume, die am Ufer des Flusses standen, pfeilschnell vorüberfliehen. Es ging, als wäre ein Zauber im Spiele. Die Schaluppe war ins Wasser gelassen worden, und durch ein langes Rotangseil, das am Vordertheil des Schiffes fest gebunden war, wurden wir ruhig gegen den Strom ins Schlepptau genommen. Das war doch in der That eine Behandlung von nicht eben gewöhnlicher Aufmerksamkeit. Wir glaubten dem Capitän bemerken zu müssen, dass um unsertwillen solche Vorsicht nicht nöthig sei; da wir lange Zeit auf stürmischen Meeren gefahren seien, so könnten wir leicht das unbedeutende Schwanken einer Junke, die nur auf einem Flusse führe, aushalten. — Ob die Matrosen hier oder in der Schaluppe rudern, erwiderte er, die Arbeit bleibt dieselbe; ausserdem befolge ich nur die Befehle, die ich in Nan-tschang-fu bekommen habe. Es ist so Sitte, die Junken ins Schlepptau zu nehmen, wenn sie höhere Mandarinen an Bord haben.

Solche Reisen sind wahre Vergnügungspartien. Man geniesst einmal tiefe und ungestörte Ruhe, und dann bietet das Land, welches längs des Weges sich entfaltet, Zerstreuung von unerschöpflicher Abwechselung. Wir vergassen einige Tage lang die Mühen und Beschwerden, die wir seit länger als zehn Jahren ausgestanden hatten. Die so väterliche Güte der Vorsehung wollte uns wohl diese wenigen Augenblicke von Ruhe und Frieden als Ersatz für die Leiden gewähren, denen wir so lange in den schrecklichen Einöden der Tatarei und Tibets ausgesetzt waren, und wir empfingen diese Erholungsstunden aus der Hand Gottes mit Dankbarkeit, wie wir die Tage der Prüfung und der Trübsal mit Ergebung und Resignation entgegen genommen hatten.

Wir brachten zwei Wochen auf unserer schwimmenden Einsiedelei zu, ohne sie ein einziges Mal zu verlassen; befanden wir uns doch hier so wohl. Wenn wir längs des Flusses, rechts oder links, gleichviel, eine steuerpflichtige Stadt trafen, so legten wir uns vor Anker, und hielten nur so lange an, als es eben nöthig war, dass die uns geleitenden Mandarinen ihren Befehl am Gerichtshofe vorzeigen und die vorgeschriebene Steuer erheben konnten. Die Lieferung erfolgte pünktlich und schnell. Es gab wohl von Zeit zu Zeit einige Schwie-

rigkeiten zu besiegen. Die Beamten zeigten nicht immer sehr thätigen Eifer, die durch den Tarif bestimmten Sapeken an Bord zu bringen. Sie schickten manchmal Deputationen an uns, um zu handeln und tausend und einen Grund anzuführen, um einen Theil der Summe erlassen zu bekommen. Wir waren recht gern bereit und immer bei der Hand, ihnen absolut gar nichts abzuverlangen, jedoch unter der Bedingung, dass sie uns ein Schreiben gaben, welches die Gründe der Verweigerung enthielt und von der Ortsobrigkeit unterzeichnet war. Da das Niemand thun wollte, brachte man endlich das Geld. Wenn wir an Bord der Junke zu viel liegen hatten, wechselte es Wei-schan in Banknoten an den Inhaber zahlbar um, und bewahrte sie unter seiner Obhut; wir begnügten uns mit seiner mündlichen Notiz.

Es ist in China nicht gewöhnlich, bei Nacht zu reisen, weder zu Lande, noch zu Wasser. Alle Abende nach Sonnenuntergang suchten wir daher in einem Hafen Zuflucht. Die Kriegsfregatte, welche uns escortirte, ging voran und wählte einen passenden Ort. Unsere Junke und die unserer Führer stellten sich dann neben jene, und wenn jedermann bereit war, schoss man eine Kanone los und warf die Anker aus. Wir brauchen nicht erst zu bemerken, dass zugleich Schwärmer knatterten und Musik auf den Tam-tam ertönte. Am Abend statteten wir gewöhnlich unsern Reisegefährten Besuch ab, indem wir von einem Schiffe auf das andere gingen. Der Capitän der Fregatte war ein alter Seemann aus Fo-kien. Man konnte sich nicht lange mit ihm unterhalten, denn er sprach nur das Idiom seiner Provinz, worein er manchmal mehr oder weniger entstellte chinesische Ausdrücke mischte. Nachdem wir daher allerhand Geberden und Pantomimen gewechselt hatten, gingen wir auf die Junke des Civil-Mandarinen. Dieser, ein ächter Pekinger, hatte artige und feine Manieren, wie es einem Manne zukommt, der aus der Hauptstadt der Blume der Mitte stammt. An seiner Sprache erkannte man sogleich einen Bürger aus der Metropole des himmlischen Reiches. Aber unglücklicherweise sprach er nicht gern viel. Sein immer trauriges und melancholisches Gesicht verrieth, dass seine Seele lebhaften und tiefen Kummer empfand. Wir mussten seinen Schmerz ehren und uns mit kurzen und rein ceremoniellen Besuchen bei ihm begnügen.

Am Morgen, sobald der Tag sich zeigte, kündigte ein Kanonenschuss den Augenblick der Abfahrt an, und wir setzten unsern angenehmen Weg von Neuem fort. Eisenbahnen, Dampfschiffe, Postwagen, alle unsere bequemen und schnellen Reisemittel sind gewiss wundervolle Erfindungen, die jedermann anstaunt und die man nie zu viel preisen kann, wenn man sich schnell von einem Orte zum andern zu begeben hat; aber man muss auch eingestehen, dass diesen beschleunigten Reisen alles Interesse abgeht. So könnte man die ganze Erde durchfliegen, ohne auch nur einen Begriff von den Ländern zu bekommen, welche man durchreist, und von den Völkern, die man angetroffen hat. Heutigen Tages kann man wohl sagen, dass die Reisenden in Europa wie Waarenballen hin und her geschafft werden. Wer künftighin Vergnügungs- und Erholungsrei-

sen machen will, wird sich nach China begeben und eine der Mandarinen-Junken miethen müssen, die ihn sanft von Provinz zu Provinz, über die Flüsse und Kanäle bringt, von denen das Reich durchschnitten ist. Die reichen Bürger der Blume der Mitte können in den grossen Häfen schöne Barken mit aller der chinesischen Civilisation bekannten Bequemlichkeit zu miethen bekommen. Auf diese Weise führt man Reisen oder vielmehr lange Promenaden aus, indem man anhält, wo man will, je nachdem es die Geschäfte erfordern oder die Laune es gut findet. Da die wichtigsten Städte gewöhnlich am Ufer des Wassers liegen, so kann man mit Leichtigkeit das Land studiren, die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner kennen lernen.

Im Allgemeinen lieben die Chinesen das Stillsitzen sehr wenig. Ohne über die Grenzen ihres Reiches hinaus zu gehen, können sie lange Reisen machen und sich ein Bild von allen Klimaten und allen Produkten der Erde verschaffen. Obgleich ihre Transportmittel langsam und unbequem sind, machen sie sich doch sehr leicht auf den Weg. In den südlichen Provinzen muss man fast immer zu Schiffe reisen. Mit Ausnahme der aristokratischen Schiffe, von denen wir eben sprachen, treffen die Reisenden nur schmutzige und vollgepfropfte Junken, in denen sie sich so zu sagen dicht über einander schichten müssen, jedoch, wie es scheint, ohne sich dadurch im mindesten genirt zu fühlen. Da bleiben sie ganze Monate drin eingesperrt, mit unglaublicher Geduld, leben von Reis in Wasser gekocht, rauchen und hülsen Melonenkerne aus. Wer sparen will, schläft immer, den Tag sowohl wie die Nacht. Nichts stört ihn, weder die Hitze, noch das Tabak- oder Opiumrauchen, noch die lärmende Unterhaltung, die unaufhörlich zu seinen Ohren dringt.

Im Norden sind die Reisegelegenheiten sehr ermüdend, aber wohl weniger langweilig. Die Wohlhabenderen reisen im Palankin oder zu Wagen, die andern zu Fusse. Manche reiten auf Maulthieren, Pferden, Eseln, oder lassen sich auf Karren ziehen. Die chinesischen Kutschen hängen nicht und haben keine Sitze. Man muss darauf mit untergeschlagenen Beinen wie die Schneider kauern. Da die Wege entsetzlich uneben und holperig sind, so wird man immer hin und her geworfen, und die armen Reisenden schweben unaufhörlich in Gefahr, sich den Kopf einzustossen. Die Vorsichtigeren versehen die Wände ihrer Kutsche mit Kissen, um die immerwährenden Stösse nach rechts und links abzuschwächen. Man wirft oft um, und das mag wohl der Grund sein, warum die Chinesen so grosse Fortschritte in der so schweren Kunst, gebrochene Glieder einzurenken, gemacht haben. Es wäre viel einfacher, bessere Wege anzulegen, und die Wagen so einzurichten, dass sie ruhiger gingen.

Die besuchtesten Wege in den nördlichen Provinzen sind mit zahlreichen Wirthshäusern versehen, die man nicht immer nach dem Schilde beurtheilen darf. Wenn man blos diese pomphaften Schilder ansähe, mit denen sie geschmückt sind, so möchte man denken, dass man an den Wohnort der tugendhaftesten Menschen der Welt komme, und der Wirth unter seinen Gästen sich wie ein Patriarch unter seiner zahlreichen Familie ausnehmen müsse. Die grossen Charak-

tere, welche man an der Eingangsthür liest, versprechen Friede, Eintracht, Uneigennützigkeit, Edelmuth, alle fundamentalen Tugenden, und ausserdem Ueberfluss an allem Möglichen und die Erfüllung aller Wünsche. Kaum hat man die Schwelle überschritten, so befindet man sich, so zu sagen, in einer Diebshöhle, in der man ausgeplündert wird und vor Hunger und Elend fast umkommt. Da die Reisenden recht gut wissen, was sie von den Schildern, welche unerschöpflichen Ueberfluss verkünden, zu halten haben, so reisen sie nie, ohne sich gehörig mit Lebensmitteln versehen zu haben. Es ist Sitte, dass jeder am Gürtel ein Säckchen voll Theeblätter trägt, und wer sich nicht mit Weizenbrot und in Wasser gekochtem Reis begnügen kann, hat einen Koffer bei sich, der in mehrere Fächer getheilt ist, welche gehacktes Fleisch, eingesalzene Fische und Sauerkraut enthalten. Die Chinesen nennen diesen Reisevorrath *Kan-leang*, d. h. Trocknes und Kaltes.

Man findet jedoch in den grösseren Städten ziemlich gute Wirthshäuser, welche besondere Zimmer für alle Reisenden haben. Europäer, die nicht zu sehr an Luxus gewöhnt sind, könnten sie noch mit Vergnügen bewohnen, obgleich sie bei weitem nicht die Pracht und Feinheit unserer schönen Hotels bieten. Man kann *à table d'hôte* und *à la carte* speisen und wählt sich wie in unseren Restaurationen die Gerichte aus, welche man wünscht. Die Bedienung ist sehr prompt und die Gäste haben selten zu warten. Da man mit dem Theetrinken anfängt und dann sich mit unzähligen Leckerbissen vergnügt, so haben die Köche oder, um einen passenderen und würdigeren Ausdruck zu gebrauchen, die Topfmandarinen, Zeit genug für alle ihre culinarischen Manipulationen. Man trägt die Speisen mit grossem Pomp auf. Wenn die Kellner die Schüsseln vor die Gäste stellen, sagen sie dabei in singendem Tone den Namen des Gerichtes, so dass es jedermann hören kann. Man sieht, diese Methode ist sehr geistreich, um die Consumenten aufmerksam zu machen. Es kommt oft vor, dass man aus Eigenliebe sehr ausgesuchte und theure Gerichte verlangt, die man gern entbehren würde, wenn man bei verschlossenen Thüren speiste. Ist das Mahl vorbei, so stellt sich der erste Kellner an die Thür und stimmt einen Gesang an, welcher nichts weiter ist, als eine Aufzählung der verschiedenen Gerichte mit einem Refrain, der die Preise der Speisekarte nennt. Jetzt gehen die Gäste fort, und man muss gestehen, dass dies der entscheidendste und feierlichste Augenblick ist. Wer ökonomisch gespeist hat, geht mit betrübtem und demüthigem Gesichte fort und sucht sich den Blicken der Umstehenden zu entziehen. Die chinesischen Lords dagegen, welche mit Verschwendung und sehr theuer gespeist haben, gehen langsam hinaus, die Pfeife im Munde, den Kopf hoch gehoben, mit stolzem und verächtlichem Blicke. Wenn man in Europa diese Methode annehmen wollte, feierlichst an der Thüre der Restaurationen die Speisekarte der Stammgäste herzusagen, so wäre wohl zu befürchten, dass mehr als ein Gast aus Eitelkeit und Eigenliebe Verdauungsbeschwerden bekäme.

Die Chinesen, welche gewöhnlich sehr mässig sind, essen kaum, wenn sie sich auf Reisen befinden. In gewissen Provinzen haben

sie einen eigenthümlichen Gebrauch, an den wir uns nur sehr schwer gewöhnen konnten. Ehe man die Reise antritt, verschlingt man am frühen Morgen eine reichliche Tasse heisses Wasser, in welchem man vorher einige Körner Salz aufgelöst hat. Man sieht hierin ein der Gesundheit sehr zuträgliches Mittel. Es ist wahr, die Chinesen haben einen unbegreiflichen Magen, über den sie nach Willkühr gebieten können. Sie ertragen Hunger und Durst mit der grössten Leichtigkeit, und wenn sich dann eine günstige Gelegenheit zeigt, verschlingen sie Unmassen von Reis, ohne die geringste Beschwerde davon zu empfinden. Es sind wahre Schlünde. Wir sind in nördlichen Distrikten Chinas gereist, wo man absolut nichts zu kaufen bekam. Die Chinesen, welche sich nicht gern mit Lebensmitteln versehen wollten, berechneten, wie viel sie in Zeit von vierundzwanzig Stunden vertilgen könnten, und am Morgen, wenn sie kaum aufgestanden waren, verzehrten sie Frühstück, Mittag- und Abendessen gleich auf einmal. Wenn sie nur drei Mahlzeiten hatten, so waren sie zufrieden; ob sie dieselben auf einmal verzehrten oder in gewissen Zwischenräumen, das war ihnen ganz gleich.

Die Einwohner grosser Städte reisen im Palankin oder zu Fusse. Mehrere bedeutende Städte im Süden, welche nach Art von Venedig erbaut sind, haben unzählige kleine, niedliche Barken, welche die in prächtige Kanäle umgewandelten Strassen durchfahren. Peking bietet etwas ganz besonders Bemerkenswerthes; man findet in den volkreichsten Stadtvierteln Wagenstationen mit ein und zwei Maulthieren. Die chinesischen Fiaker und Cabriolets miethet man auf eine Stunde oder auf eine Fahrt, ganz wie in Paris. Dieser Gebrauch im himmlischen Reiche ist sehr alt und scheint nicht erst aus Europa entliehen zu sein. Er bestand wahrscheinlich schon zu einer Zeit, als unsere Vorfahren noch in den Wäldern lebten.

Obgleich die Chinesen seit sehr langer Zeit die Erfindung der Wagen kennen, so sind sie doch bei weitem noch nicht so weit vorgerückt als wir. Die Fiaker in Peking sind nicht besser, als jene abscheulichen Reisewagen, von denen wir schon gesprochen haben. Sie sind nur kleiner, eleganter, bunt gemalt und prächtig lackirt, innen mit rothem oder grünem Taffet ausgeschlagen, aber hängen nicht. Diese Unannehmlichkeit wird in der Hauptstadt fühlbarer, als anderwärts. Die Hauptstrassen, welche früher mit grossen Steinplatten gepflastert waren, sind vielleicht seit länger als zwei Jahrhunderten nicht mehr ausgebessert worden, und so fehlt heute beinahe eben so viel davon, als noch vorhanden ist, so dass man überall grosse viereckige Löcher neben den Quadersteinen findet. Man begreift leicht, wie unangenehm das Fahren in diesen Wagen sein muss; sie springen auch immer von einer Seite auf die andere. Ihre Räder sind zwar sehr massiv und brechen selten, aber trotzdem werfen die Fiaker sehr oft um. Während unseres Aufenthaltes in Peking haben wir ein einziges Mal zu einer langen Fahrt eine solche abscheuliche Maschine benutzt; wir wurden so furchtbar maltraitirt, dass wir den festen Entschluss fassten, zu einem solchen Transportmittel nie wieder unsere Zuflucht zu nehmen. Die Chinesen sind damit zufrieden; sie sitzen ganz ruhig darin, rauchen ganz gemäch-

lich ihre Pfeife und überlassen sich mit bewundernswürdiger Elasticität dem entsetzlichsten Gestosse und Gespringe. Wir haben nie gehört, dass sich jemand den Kopf eingestossen hätte. Die Kutscher, welche keinen andern Sitz als die eine Gabel der Deichsel haben, sitzen darauf mit unveränderlichem Gleichgewichte fest.

Um es kurz zusammenzufassen, alle Reisegelegenheiten in China sind entweder ermüdend oder gefährlich oder langweilig. Manchmal vereinigen sie, wie die Wagen, alle drei Unannehmlichkeiten auf einmal. Die Mandarinenjunken sind das Beste und Bequemste, was wir getroffen haben. Seit wir von Nan-tschang-fu den Fluss Tschang stromaufwärts fuhren, vergingen die Tage reissend schnell und höchst ruhig. Wir benutzten diese stille und friedliche Zeit, um unsere Reiseerinnerungen zu sammeln und die Bemerkungen zusammenzutragen, welche uns heute bei diesen Berichten zur Hand sind. Ein Rückblick auf alle unsere frühere Trübsal war für uns eine Quelle von angenehmen Empfindungen und Gefühlen. Man kann die Süssigkeit der Ruhe nur nach langen Mühen vollkommen geniessen. Ist der Seemann in den Hafen gelangt, dann denkt er gern an die wüthenden Stürme auf dem Ocean, und das höchste Glück ist von der Vorsehung nur den Herzen aufbewahrt, welche durch Leiden niedergedrückt waren.

In den Tagen dieser ruhigen und friedlichen Schifffahrt lernten wir die leichte Lektüre der Chinesen kennen. Unser Diener Wei-schan las sehr gern; sobald er an's Land ging, kam er mit einem reichen Vorrathe von kleinen Schriften zurück, die er in seiner Kajüte eifrig durchstudirte. Diese ephemeren Erzeugnisse der Pinsel unbedeutender Gelehrten enthalten gewöhnlich Erzählungen, Novellen, Gedichte, kleine Romane, Biographien berühmter Männer und grosser Bösewichter des Reiches, sowie allerhand wunderbare und phantastische Geschichten. Die Griechen hatten den Aufenthalt der Ungeheuer und eingebildeten Wesen in die unbekannten Länder des Ostens verlegt. Die Chinesen haben es gerade umgekehrt gemacht; in den Westen, weit jenseit der Meere, versetzen sie die Menschen, die halb Hunde sind, das Volk mit langen, bis zur Erde herabhängenden Ohren, das Reich der Weiber und das Land, dessen Bewohner mitten in der Brust ein Loch haben. Wenn die Mandarinen in diesem merkwürdigen Lande auf Reisen gehen, steckt man ihnen höchst einfach einen Stock durch die Brust, und die Reise geht fort, indem der Stock auf den Schultern zweier Diener ruht. Sind die Träger stark, so reihen sie gleich mehrere Reisende an einen Stock. Alle diese Erzählungen sind ungefähr im Geschmack der Abenteuer Gulliwers bei den Lilliputern.

Unter der Unmasse von Broschüren gibt es manche, deren ekelhafte und widerliche unmoralische Tendenz fast auf jeder Seite zum Vorschein kommt. Die Chinesen ergötzen ihre Einbildungskraft gern an solcher wollüstiger Lektüre, die ihnen übrigens nichts Neues lehrt. In Wei-schans Sammlung fanden wir aber auch einige sehr interessante Heftchen, die wir mit grossem Interesse lasen. Es waren Sammlungen von Sprüchwörtern und Aphorismen aller Art aus dem Volksmunde. Wir machten einen Auszug daraus, den wir hier wie-

dergeben wollen, und sind der Ueberzeugung, dass man sie mit Vergnügen lesen wird, als ein Specimen des chinesischen Charakters und Geistes. Man wird darunter manche geist- und witzreiche Worte finden, die La Rochefoucauld gewiss nicht verschmäht haben würde.*)

„Der Weise thut Gutes gerade so, wie er athmet; Gutes thun ist sein Leben.

„Man kann sittsam sein, ohne weise zu sein; aber man kann nicht weise sein, ohne sittsam zu sein.

„Die Sittsamkeit ist die Farbe der Tugend und die Schminke des Lasters.

„Die Bücher reden zu meinem Geiste, die Freunde zu meinem Herzen, der Himmel zu meiner Seele, alles übrige zu meinen Ohren.

„Der Weise sagt nicht, was er thut; aber er thut nichts, das nicht gesagt werden könnte.

„Die Aufmerksamkeit auf unbedeutende Dinge ist die Wirthschaftlichkeit der Tugend.

„Der Spott ist der Blitzstrahl der Verläumdung.

„Der Mensch kann sich der Tugend anbequemen; aber die Tugend bequemt sich nie dem Menschen an.

„Die Reue ist der Frühling der Tugenden.

„Die Tugend verleiht nicht Talente, aber sie ersetzt sie; Talente aber können die Tugend weder verleihen, noch ersetzen.

„Wem das Laster Vergnügen, die Tugend aber Mühe macht, der ist in beiden noch Neuling.

„Menschen kann man entbehren, aber einen Freund braucht man.

„Das Ceremoniell ist der Dunst der Freundschaft.

„Wenn das Herz mit dem Geiste nicht theilt, so verbreiten die gediegensten Gedanken nur Licht; daher ist das Wissen so wenig überredend, die Rechtschaffenheit so beredt.

„Das Vergnügen, Gutes zu thun, ist das einzige, das sich nicht abnutzt.

„Die Tugend pflegen, ist das Wissen der Männer; dem Wissen entsagen, ist die Tugend der Frauen.

„Man muss seine Frau anhören, aber ihr nicht glauben.

„Man müsste denn dumm oder taub sein, sonst ist es grässlich, Schwiegervater zu sein. Wenn man ausser Frau und Schwiegertochter auch noch Schwestern und Schwägerinnen, Töchter und Nichten hat, muss man es dahin bringen, dass man wie ein Tiger gefürchtet wird, um es aushalten zu können.

„— — — — — — — — — — — — —**)

„Der Geist der Weiber ist von Quecksilber, ihr Herz von Wachs.

*) [Man sieht es dem französischen Texte der hier folgenden Reihe von Sprüchwörtern an, dass sie eine wörtliche Uebertragung aus dem chinesischen Originale sind. Namentlich spricht dafür ihre theilweis ungefüge Ausdrucksweise, die hie und da auch mehrfache Deutung zulässt. Aus diesem Grunde konnten wir nicht nach entsprechenden deutschen Sprüchwörtern suchen, und mussten es uns an einer blossen Uebersetzung genügen lassen, die so genau als möglich sich dem französischen Texte anschliesst. D. Ueb.]

**) [S. die Anmerkung auf S. 247. D. Ueb.]

„Die interessantesten Frauen schlagen gern die Augen nieder, damit man sie ansehen soll.

„Die Zunge der Weiber wächst um so länger, je kürzer ihre Füsse sind.

„Wenn Männer beisammen sind, so hören sie einander; Weiber und Mädchen sehen einander.

„Das schüchternste Mädchen hat den Muth zu verläumden.

„Schöne Wege führen nicht weit.

„Ein vom Winde umgerissener Baum hatte mehr Zweige als Wurzeln.

„Ein Hund im Stall bellt seine Flöhe an; ein Hund, der jagt, bemerkt sie gar nicht.

„— — — — — — — — — — — — — *)

„Man singt am Hofe, um zu trinken; man trinkt auf dem Dorfe, um zu singen.

„Grosse Seelen wollen; die andern wollen nur wollen.

„Das Gefängniss ist Tag und Nacht geschlossen, und doch ist es immer voll; die Tempel sind immer offen, und doch sieht man Niemanden darin.

„Alle Irrthümer bestehen nur eine Zeit lang; nach hundert Millionen Schwierigkeiten, Spitzfindigkeiten, Sophismen, Verdrehungen und Lügen ist die geringste Wahrheit immer noch, was sie war.

„Wer ist der unerträglichste Mensch? Der, den man beleidigt hat und dem man nichts vorwerfen kann.

„Nehmt eure Gedanken auf wie Gäste und behandelt eure Wünsche wie Kinder.

„Wem Gutes thun Mühe macht, der hat es noch selten gethan; wer dabei gesehen und betrachtet sein will, wird es nicht lange fortsetzen; wer es aus Laune und Eigensinn thut, dem wird es schlecht glücken; wer damit nur Schuld und Vorwürfe vermeiden will, wird sich dadurch nie Tugenden erwerben.

„Ein Tag gilt drei für den, der alles zur rechten Zeit thut.

„Je weniger man nachsichtig gegen sich selbst ist, um so leichter wird man es gegen andere sein.

„Man misst die Thürme nach ihrem Schatten und grosse Männer nach denen, die sie beneiden.

„Man muss schnell thun, was nicht eilt, um langsam thun zu können, was eilt.

„Wer das Gute Anderer fördern will, hat das seine schon in Sicherheit.

„Es ist am Hofe wie auf dem Meere; der Wind, welcher weht, entscheidet alles.

„O welches Vergnügen gewährt es, zu geben! Es würde keine Reichen geben, wenn sie dies zu fühlen fähig wären.

*) [An den beiden auf dieser und der vorigen Seite durch Striche bezeichneten Stellen finden sich im französischen Texte noch folgende zwei Sprüchwörter: „*La mère la plus heureuse en filles est celle qui n'a que des garçons*“ und „*Qui se laisse donner n'est pas bon à prendre.*“ Wir haben es unterlassen, sie in's Deutsche zu übertragen. Der kundige Leser wird die Schwierigkeiten leicht finden, und uns entschuldigen. D. Ueb.]

„Die Reichen finden Verwandte selbst in den entferntesten Ländern; die Armen finden sie nicht einmal im Schoosse ihrer eigenen Familie.

„Zu Ruhm gelangt man durch den Palast, zu Glück über den Marktplatz, zur Tugend durch Einöden.

„Die Wahrheiten, die man am wenigsten gern kennen lernt, sind die, welche man am nothwendigsten zu wissen braucht.

„Man verzeiht alles dem, der sich selbst nichts verzeiht.

„Die Reichsten haben den grössten Mangel.

„Wer ist der grösste Lügner? Der am meisten von sich spricht.

„Man muss die nicht anstellen, gegen welche man Verdacht hat, und gegen die nicht Verdacht haben, welche man anstellt.

„Ein Dummer bewundert sich am meisten dann, wenn er eine Dummheit gemacht hat.

„Wenn man durch blosses Geplapper berühmt werden kann, wird man es durch Tugend gewiss nicht.

„Man hat seinen Verstand nie so nöthig, als wenn man mit einem Dummen zu thun hat.

„Alles ist verloren, wenn das Volk den Tod weniger fürchtet, als das Elend."

Nach vierzehn Tagen der schönsten Wasserfahrt kamen wir an den Fuss des Berges Mei-ling. Wir sagten der Mandarinenjunke Lebewohl und stiegen wieder in die Palankine. Bei Sonnenaufgang fingen wir an, den rauhen und steilen Mei-ling hinaufzuklettern. Es gibt hier mehrere Wege, aber man wählt nicht gern lange; fast alle bieten die nämlichen Schwierigkeiten. Diese vielen Pfade rühren von der Unzahl Reisender und Lastträger her, welche diesen Berg übersteigen müssen. Es ist dies nämlich wirklich die einzige Strasse für alle Waaren, welche der Handel von Canton beständig in die innern Provinzen des Reiches sendet. Nicht ohne inniges Bedauern sieht man alle die Unglücklichen, die mit bedeutenden Lasten befrachtet sich mühsam über diese krummen, oft senkrecht aufsteigenden Wege hinschleppen. Wen das Elend zu diesen Zwangsarbeiten verdammt, der lebt nicht lange, wie man sagt. Aber doch bemerkten wir unter den langen Zügen von Lastträgern einige Greise, die gebückt unter ihrer Last einhergingen und sich bei ihrem schwankenden Gange kaum aufrecht erhalten konnten. In bestimmten Zwischenräumen trifft man Schuppen aus Bambusrohr, in denen die Reisenden sich in den Schatten hinstrecken, einige Tassen Thee trinken und eine Pfeife Tabak rauchen, um sich neuen Muth zu holen.

Gegen Mittag kamen wir auf dem Gipfel des Berges an. Hier steht eine Art Triumphbogen in Form eines ungeheuren Thores; an der einen Seite hört die Provinz Kiang-si auf, an der andern fängt die Provinz Canton an. Wir waren unwillkührlich gerührt, als wir dieses Thor durchschritten hatten; denn endlich setzten wir den Fuss in die Provinz, welche direkt mit Europa in Verbindung steht. Es war uns, als wären wir nur noch wenige Schritte von Canton, und Canton war für uns Europa, war für uns Frankreich, das Vaterland mit den theuersten Herzenserinnerungen! Wir stiegen den Mei-ling langsam und vorsichtig hinab, um uns nicht an die Fels-

stücke zu stossen, mit denen der Weg übersäet ist, und kamen am Abend nach Nan-hiung. Diese Stadt ist berühmt durch ihre Waarenniederlagen und ihren grossen Hafen, in welchem sich alle Junken vor Anker legen, die den Fluss aufwärts nach Canton fahren. Wir kehrten auf dem Kai in einem geräumigen und prächtigen Gemeindepalaste ein. Die letzten vierzehn Tage Schifffahrt waren uns so günstig gewesen, dass wir uns beeilten, dem Stadtpräfekten unsern Wunsch auszusprechen, auch von hier aus auf einer Mandarinenjunke den Fluss von Canton stromabwärts zu fahren.

Am folgenden Tage wurde alles genau nach unserm Wunsche eingerichtet. Indess beschloss man, dass wir den Tag in Nan-hiung zubringen sollten, damit die Capitäne der Junken Zeit genug hätten, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Wir speisten Mittags sehr feierlich mit den Hauptbeamten, welche uns eine Aufmerksamkeit erwiesen, wie wir sie nicht erwartet hatten. Sobald wir von Tische aufgestanden waren, wurden wir eingeladen, in einem grossen Hofe unter dem dichten Laubwerke einer Allee hoher Bäume zu rauchen und Thee zu trinken. Es war in Nan-hiung gerade eine berühmte Seiltänzertruppe, und der Stadtpräfekt wollte uns zu Ehren eine Vorstellung geben lassen. Als wir mit den Mandarinen in den Hof traten, wurden wir von rauschender Musik empfangen, deren Harmonie aber sehr unklar war; die Seile waren schon gespannt und die Künstler zögerten nicht, ihre Evolutionen auszuführen. Die Chinesen sind sehr geschickte Seiltänzer; man kann sich leicht denken, dass Menschen, deren Glieder so sehr elastisch und geschmeidig sind, nothwendigerweise für solche Exercitien ganz geeignet sein müssen. Man sah unter dieser Truppe Frauen, welche trotz ihrer unglaublich kleinen Ziegenfüsschen mit einer Leichtigkeit und Behendigkeit auf dem Seile voltigirten, die an's Wunderbare gränzte.

Obgleich es den Frauen untersagt ist, auf der Bühne aufzutreten, so erlauben ihnen die chinesischen Gebräuche doch, auf dem Seile zu tanzen und Kunstreiter-Exercitien auszuführen. Sie zeigen sich im Allgemeinen viel tauglicher und geschickter für solche Darstellungen, als die Männer. Im nördlichen China gibt es wandernde Rennbahnen, und namentlich die Frauen sind es, welche sich darin auszeichnen, Pferde zu führen und die grösste Geschicklichkeit in den schwierigsten Touren entwickeln. Man begreift nicht, wie sie auf einem Fusse stehen, sich herumdrehen, durch den Reifen springen und Cabriolen machen können, während das Pferd durch die Rennbahn jagt.

Die kleinen Füsse sind in China allgemein an der Mode, und gehen, wie man sagt, bis in das früheste Alterthum zurück. Die Europäer behaupten gewöhnlich, dass die Chinesen, indem sie einen an sich sehr lobenswerthen Gedanken übertrieben, diesen Gebrauch eingeführt haben, um die Frauen im Innern des Hauses festzuhalten und nicht zu viel ausgehen zu lassen. Wenn auch Eifersucht bei dieser sonderbaren und barbarischen Verstümmelung mit ins Spiel kommen mag, so glauben wir doch nicht, dass sie die Veranlassung zu dem genannten Gebrauche gewesen ist. Er ist nach und nach und ohne besondere Verabredung aufgekommen, wie es ja übrigens

mit allen Moden geht. Man erzählt, dass im Alterthume eine Prinzessin Aller Aufmerksamkeit durch ihre ausserordentlich kleinen und zarten Füsschen auf sich zog. Da sie sich auch ausserdem durch die bemerkenswerthesten Eigenschaften auszeichnete, gab sie bei chinesischen Moden den Ton an, und die Damen der Hauptstadt erkannten sehr bald in ihr das Muster der Feinheit und des guten Geschmacks. Die Bewunderung, welche man den kleinen Füsschen zollte, machte sehr schnelle Fortschritte, und so hatte man denn endlich das Kriterium der Schönheit gefunden. Da man nun immer für derartige Neuigkeiten sich leidenschaftlich interessirt, so gaben sich auch die Chinesen alle erdenkliche Mühe, der Mode nachzukommen. Die Frauen von vorgerückterem Alter wandten freilich vergeblich alle möglichen Fesseln und Zwangsmittel an, sie konnten die naturgemässe Entwickelung einmal nicht mehr unterdrücken und ihrer Basis die so heiss ersehnte niedliche Gestalt verleihen. Die Jüngeren hatten den Trost, wenigstens einigen Erfolg zu erzielen, aber doch blieb er noch unentschieden, ziemlich mittelmässig und von kurzer Dauer. Erst der folgenden Generation war es vorbehalten, den vollen Triumph mit den kleinen Füsschen davon zu tragen. Die Mütter, die der neuen Mode am eifrigsten ergeben waren, unterliessen nicht, gleich nach der Geburt einer Tochter die Füsse dieses kleinen Wesens mit Binden zusammen zu drücken und zu schnüren, um jede Entwickelung zu verhindern. Da man mit diesem Verfahren die gewünschten Resultate erreichte, wurde es allgemein im ganzen Reiche eingeführt.

Die chinesischen Frauen, die reichen wie die armen, in Städten und auf dem Lande, sind also alle verkrüppelt; sie haben an den Beinen so zu sagen nichts, als unförmliche Stümpfchen, die immer in Binden eingehüllt sind, und denen alles Leben entzogen ist. Sie tragen kleine, sehr niedliche und reichgestickte Stiefelchen, und so gehen sie in fast beständig hin und her wackelnder Haltung. Ihr Gehen sieht immer wie ein Hüpfen aus, und hat mit dem Stelzengange der Basken grosse Aehnlichkeit.

Die chinesischen Frauen haben trotz ihrer Ziegenfüsschen beim Gehen durchaus nicht so viel Schwierigkeit, als man denkt. Da sie von Jugend auf daran gewöhnt sind, macht es ihnen eben so wenig Beschwerde, wie manchen Hinkenden, die man ja oft mit ziemlicher Behendigkeit laufen sieht. Trifft man sie auf der Strasse, so möchte man sagen, dass sie sich bei ihrem wackelnden Gange kaum aufrecht erhalten können; aber öfters affektiren sie nur diesen Gang und wollen kokett erscheinen. Im Allgemeinen macht es ihnen so wenig Mühe, dass sie, wenn sie sich für unbeobachtet halten, mit bewundernswürdiger Leichtigkeit laufen und springen. Die Lieblingsbeschäftigung kleiner Mädchen in China ist das Ballspiel; aber statt des Schlagnetzes nehmen sie ihre Stiefelchen und werfen mit der Sohle derselben den Ball hin und zurück. Sie stehen also dabei immer auf einem Beine, und da sie oft ganze Tage lang dieses Spiel treiben, so kann man wohl annehmen, dass ihre Füsschen ihnen weder viel Schmerz, noch grosse Ermüdung verursachen.

Alle Bewohner des himmlischen Reiches sind in die Füsschen

der Frauen wie vernarrt. Junge Mädchen, denen man sie nicht gleich nach der Geburt zusammen geschnürt hat, bekommen sehr schwer einen Mann. Die Mütter verwenden daher alle Sorgfalt auf diesen Punkt. Die mandschu-tatarischen Frauen haben ihre natürlichen Füsse beibehalten; aber die Sitten des eroberten Landes sind von so grossem Einfluss auf sie gewesen, dass sie, um einen Gang nach der Mode zu bekommen, Schuhe erfunden haben, deren sehr hohe Sohle in einen Kegel ausläuft. So gehen sie vielleicht noch wackeliger, als die Chinesen.

Die Mode der kleinen Füsschen ist gewiss ohne Widerrede barbarisch, lächerlich und der Entwickelung der physischen Kräfte nachtheilig; aber wie soll man dieser beklagenswerthen Gewohnheit abhelfen? Es ist eben die Mode, und wer möchte sich ihrer Herrschaft zu entziehen wagen? Haben denn übrigens die Europäer ein Recht dazu, die Chinesen wegen eines so delikaten Punktes bitter zu tadeln? Bilden sie sich nicht auch etwas auf kleine Füsschen ein? Entschliessen sie sich nicht täglich, Schuhwerk von ungenügender Weite zu tragen, das ihnen heftige Schmerzen verursacht? Was würden die Chinesinnen sagen, wenn man ihnen eines Tages mittheilte, die Schönheit bestände nicht darin, fast unwahrnehmbare Füsschen zu haben, sondern vielmehr in einer unbegreiflichen Taille, und dass es unendlich schöner sei, eine Wespentaille, als Ziegenfüsschen zu haben? — Wer weiss es? Die chinesischen und europäischen Frauen würden sich vielleicht gegenseitig Zugeständnisse machen und endlich beide Moden zugleich annehmen. Unter dem Vorgeben, ihre Schönheit zu erhöhen, würden sie nicht anstehen, das Werk des Schöpfers vollständig zu reformiren.

Die Vorstellung, welche uns die Seiltänzer in Nan-hiung gaben, dauerte fast den ganzen Abend. Ihre Evolutionen waren sehr unterhaltend; aber wir schenkten ihnen nur eine sehr mittelmässige Aufmerksamkeit. Der Gedanke, dass wir in einigen Tagen nach Macao kommen würden, beschäftigte uns unaufhörlich und regte uns zu lebhaft auf, als dass wir der Geschicklichkeit der Seiltänzer hätten eine angestrengte Aufmerksamkeit widmen können.

Am folgenden Tage früh schifften wir uns in Junken ein, welche eben so gebaut und nach demselben Geschmacke verziert waren, wie diejenigen, welche uns bis an den Berg Mei-ling gebracht hatten. Was wir noch von unserer langen und mühsamen Reise übrig hatten, war nur eine Spazierfahrt. Wir brauchten so zu sagen nur dem Laufe des Wassers zu folgen, um ruhig bis nach Canton zu kommen. Sobald man den Anker gelichtet hatte und wir unsere Junke schnell längs des Ufers hinfahren sahen, durchdrang plötzlich süsse Melancholie unsere Seele. Wir erinnerten uns daran, dass wir im Jahre 1840 auf demselben Strome aufwärts in das Innere des Reiches vorgedrungen waren. Damals schrieben wir an einen guten Freund in Frankreich und theilten ihm unsere Abreise von Canton und unser erstes Auftreten in China mit. Unser Brief war von einer Christengemeinde in der Nähe des Berges Mei-ling datirt.

„Gegen sechs Uhr des Abends liess ich mir die Toilette *à la chinoise* machen; man schor mir die Haare ab, mit Ausnahme der-

jenigen, welche ich seit ungefähr zwei Jahren auf dem Scheitel wachsen liess; man nahm fremde Kopfhaare dazu, flocht alles zusammen, und so hatte ich einen prächtigen Zopf, der bis auf die Kniekehlen herabreichte. Mein Gesicht, das ohnedies nicht zu weiss war, wie Sie wissen, wurde noch künstlich mit einer gelblichen Farbe gebräunt. Die Augenbrauen wurden nach der Landessitte verschnitten; durch einen langen und dichten Schnurrbart, den ich seit längerer Zeit wachsen liess, wurde der europäische Schnitt meiner Nase unkenntlich; der chinesische Anzug endlich machte die Täuschung vollständig.

„Als die Nacht hereingebrochen war, gingen wir feierlich auf die Junke zu, welche den Fluss von Canton stromaufwärts fuhr und uns bis Nan-hiung, an der Gränze der Provinz Kiang-si, bringen sollte. Ein grosser munterer Chinese auf seinen hohen Beinen eröffnete den Zug, einer unserer Boten ging unmittelbar hinter ihm, ich folgte dem Boten, und hinter mir kam ein chinesischer Seminarist, der für die Mission in Kiang-si bestimmt war. So bildeten wir vier gewissermassen einen elektrischen Leiter, der uns in dem grossen Labyrinthe, das man Canton nennt, führen sollte.

„Diese Stadt, wie ich sie flüchtig sah, machte auf mich den Eindruck eines grossen Diebsnestes. Ihre Strassen sind unreinlich, eng, krumm und gewunden wie Korkzieher. Man möchte behaupten, dass es für die Einwohner dieser Stadt nicht wie für jedermann als Wahrheit gelte, dass die gerade Linie die kürzeste sei, um von einem Orte zum andern zu kommen. Wenn man zu diesen verzwickten Strassen und all den bizarr geformten Häusern noch eine reiche Menge kleiner und ungeheuer grosser Laternen, Laternen von allen Gestalten und mit chinesischen Charakteren in allen Farben hinzunimmt, so hat man einen Begriff von Canton, wie es flüchtig gesehen sich bei Beleuchtung ausnimmt.

„Unter der ungeheueren Bevölkerung, die sich nach allen Seiten hin in den zahllosen Strassen drängt, war es unsere Hauptaufgabe, uns nicht gegenseitig aus den Augen zu verlieren, und die Kette zu brechen, die uns führte; leider geschah dies. Bei der Wendung eines dunkeln Gässchens sah der vor mir her steigende Bote den Chinesen nicht mehr, der den Zug eröffnete und der allein den Weg kannte. Einmal verschwunden, wo sollten wir ihn wieder finden? Die Strasse, welcher wir folgten, lief in einen Kreuzweg aus, und wir wussten nicht, welchen Weg unser Führer eingeschlagen hatte. Unsere Verlegenheit war gross, wir schrieen, wir riefen unserem Führer nach allen Seiten; die Vorsehung liess uns ihn endlich wiederfinden. Er hatte bemerkt, dass ihm Niemand folgte, und indem er denselben Weg wieder zurückging, fand er uns noch auf derselben Stelle, wo er uns verloren hatte. Fröhlich setzten wir unsern Weg wieder fort und kamen endlich auf die Junke, wofür wir Gott aus tiefster Seele dankten. Da die Schiffer ihre Vorbereitungen noch nicht vollendet hatten, konnten wir erst am folgenden Tage abreisen. Wir brachten also die Nacht auf dem Flusse, im Angesicht der Stadt und so zu sagen dem Vicekönig auf der Nase zu. *)

*) Dieser Vicekönig war Ki-schan. Wir dachten damals nicht, dass wir einst in der Hauptstadt von Tibet mit ihm Bekanntschaft machen würden.

„Der Fluss von Canton ist bei Nacht in der That das Phantastischste, was ich je gesehen habe. Man kann sagen, dass er fast ebenso bevölkert ist, als die Stadt selbst. Das Wasser ist mit einer Unmasse von Barken in allen Grössen und schwer zu beschreibender Mannigfaltigkeit bedeckt. Die Mehrzahl hat die Gestalt verschiedener Fische, und wir brauchen nicht erst zu bemerken, dass die Chinesen die sonderbarsten und bizarrsten Fischgestalten zu Mustern genommen haben. Einige sind wie Häuser gebaut, und diese haben einen ziemlich zweideutigen Ruf; alle sind reich verziert; einige glänzen von Vergoldungen, andere zeigen elegantes Schnitzwerk, so dass sie wie Spitzen und durchbrochene Arbeit aussehen, gleich dem Tafelwerk unserer alten Kathedralen. Alle diese schwimmenden Wohnungen, die von schönen Laternen umgeben sind, bewegen und kreuzen sich unaufhörlich, ohne einander hinderlich zu sein. Es ist wirklich bewundernswerth. Man sieht wohl, dass es ein Seevolk ist, ein Volk, das auf dem Wasser geboren wird, lebt und stirbt. Jeder findet auf dem Flusse, was er für seinen Unterhalt braucht. Bei Nacht machte es mir lange Zeit Vergnügen, vor unserer Junke eine Menge kleiner Fahrzeuge gehen und kommen zu sehen, welche nichts anderes waren, als Proviantniederlagen, Bazare im Kleinen. Man verkaufte da Suppe, gebratene Fische, Reis, Kuchen, Früchte u. s. w.; endlich, um das Gaukelspiel vollständig zu machen, muss man sich noch den beständigen Lärm der Tam-tam und das unaufhörliche Knattern der Schwärmer hinzudenken.

„Am folgenden Tage, es war Mittwoch, fuhren wir bei frühem Morgen mit hoffnungsvollem Herzen ab. Unsere kleine Barke gefiel uns ausserordentlich wohl, die Schiffsmannschaft war nicht zahlreich, drei junge Leute dienten uns als Matrosen, und ihre alte Mutter, die am Steuerruder sass, gab den Piloten ab. Die jungen Leute schienen uns sehr einfach und treuherzig zu sein, und wir flüsterten es uns gegenseitig zu: Es ist gut, diese treuherzigen Matrosen werden in uns keine verdächtigen Personen sehen.

„Der Tiger *) schien mir an seinen Ufern nichts besonders Bemerkenswerthes zu bieten. Er schlängelt sich ganz ruhig durch eine lange Bergkette hin, und wo sein Bett nicht im eigentlichen Sinne des Wortes in hohe, senkrecht abgeschnittene Felsen eingezwängt ist,

*) [Der Name Tiger oder Tigris, *le Tigre*, wird hier von Huc in weiterem Sinne gebraucht, als es sonst von Geographen und Reisenden geschieht. Wir verweisen hier auf: „Williams, das Reich der Mitte. Aus dem Englischen übersetzt von C. L. Collmann. Kassel 1852.“ Daselbst lesen wir S. 120: „Der Tschu kiang oder Perlfluss, welcher bei Canton vorüberfliesst, wird durch die Vereinigung von drei Flüssen, dem West- Nord- und Ost-Fluss, gebildet, von welchen die beiden ersten zu Sanschwui, westlich von der Stadt, sich vereinigen und der Ostfluss sich mit ihnen zu Whampoa verbindet. Der Sikiang oder Westfluss ist bei Weitem der grösste Arm; er entspringt im östlichen Theil von Yunnan, nimmt durch ganz Kwangsi, längs der südlichen Abhänge des Nan ling, Nebenflüsse auf, und ergiesst sich nach einem Laufe von 500 Meilen durch zahlreiche Mündungen, von welchen die bekannteste die Bocca Tigris ist, in das Meer.“ Ferner S. 121: „— — Hauptmündung des Flusses, genannt Fu Mun, d. i. Bocca Tigris oder Bogue.“ Huc dehnt also den Namen der Mündung des Flusses auf den früheren Lauf desselben aus. D. Ueb.]

lässt er nach beiden Seiten hin auf den Ufern mehr oder weniger ausgedehnte Ebenen voll feinen und weissen Sandes blicken. Einige Reis- und Weizenfelder, reiche Bambus- und Trauerweidenpflanzungen, viele hohe Hügel, die grösstentheils unfruchtbar und kahl sind, andere, die als einzige Zier auf einer leichten Schicht rother Erde dünne Fichtenwäldchen und vertrocknetes Gras tragen, welches grosse Büffelheerden gemächlich abweiden, das ist, was man am öftesten trifft, wenn man stromaufwärts fährt. An mehreren Stellen sieht man ungeheure Kalksteinmassen, die aussehen, als wären sie von unten bis oben von Menschenhand behauen oder entzwei geschnitten, um dem Flusse ein Bett zu öffnen. Ich frug die Chinesen, woher diese Eigenthümlichkeit käme, und meine Frage brachte sie gar nicht in Verlegenheit. — Der grosse Kaiser Yao, antwortete man mir, hat mit Hülfe seines Premier-Ministers Schun diese Berge trennen lassen, um den Abfluss des Wassers nach der grossen Ueberschwemmung zu erleichtern. — Sie wissen, lieber Freund, dass nach der chinesischen Chronologie diese grosse Ueberschwemmung mit der Noachischen Fluth der Zeit nach zusammenfällt.

„Eines der Ufer, das sich senkrecht wie eine colossale Mauer aus einem Stück erhob, zeigte ausserdem ein Phänomen, das ich lange nicht begreifen konnte. Man sah in bedeutender Höhe zwei Galerien im Felsen ausgehöhlt. Auf diesen Galerien erschien etwas, das wie menschliche Figuren aussah, welche sich unter zahllosen Lichtern hin und her bewegten; von Zeit zu Zeit fielen brennende Stoffe herunter und verlöschten im Flusse. Unsere Junke näherte sich, und da sahen wir denn am Fusse des Hügels eine Menge Nachen voll Passagiere fest gebunden. Diese Stelle war ein berühmter Teufels-Wallfahrtsort. Diejenigen, welche ihm ihre Verehrung darbringen wollten, gingen aus ihren Barken in ein unterirdisches Gewölbe, dann stiegen sie auf einer im Innern des Berges ausgehöhlten Treppe hinauf bis auf die obersten Galerien. Dort stehen die privilegirten Götzenbilder, welche weit aus der Ferne eine grosse Zahl Pilger herbeilocken." *)

Als wir sechs Jahre später diesen Fluss von Neuem befuhren, machte es uns Vergnügen, an die Eindrücke von damals zurückzudenken und diese Orte zu betrachten, welche unsere Blicke bei unserem Eintritt in China gefesselt hatten; wir sahen voll Rührung jene wilden Berge wieder, die einen natürlichen Damm gegen das Wasser des Tiger bilden, jene in den harten Felsen gehauene Pagode und die Zollhäuser längs des Stromes, welche, als wir sie das erste Mal passirten, uns so viel Plackereien verursacht hatten. Je weiter wir kamen, um so breiter wurde das Bett des Stromes, und die Junken aus Canton, welche stromaufwärts fuhren, wurden zahlreicher. Der Lärm der Ruder und der feine, näselnde Gesang der Matrosen erfüllte die Luft mit einer wildmelancholischen Harmonie, die wir mit einem unbestimmten Gefühle von Traurigkeit und Freude anhörten. Es war uns, als kämen wir zum ersten Male in das himm-

*) Annalen der Verbreitung des Glaubens, No. 88, S. 212 fg.

lische Reich, als sagten wir der europäischen Colonie Canton oder Macao für immer Lebewohl. Und doch war es ein Wiedersehen!

Am sechsten Tage nach unserer Abreise aus Nan-hiung liess der Tiger seine bläulichen Wasser nicht mehr zwischen Felsen dahinströmen, und wir kamen in eine weite, reich bebaute Ebene. Von Zeit zu Zeit fühlten wir starke und belebende Luftströmungen, die uns die Brust ausweiteten. Es war der Duft des Meeres, Canton lag nicht mehr fern. Am Bord der Junke stehend, die Augen ängstlich vorwärts gerichtet, durchbebte uns schon der angenehme Schauer, welcher tiefen Empfindungen bei der Rückkehr nach langer Abwesenheit immer vorausgeht. Die letzten Strahlen der Sonne erloschen am Horizont, als wir so zu sagen einen ungeheuren Wald ohne Laubwerk und Zweige sahen, von dem nur noch die starken Baumstämme übrig waren. Die Strömung des Flusses, der günstige Fahrwind und die Fluth brachte uns mit reissender Geschwindigkeit in die Rhede von Canton. Unter den unzähligen Masten chinesischer Junken bemerkten wir einige, die weit höher als die übrigen waren. Bei dem eigenthümlichen Baue ihrer Raaen fühlten wir plötzlich ein freudiges Erbeben, und unsere Augen füllten sich mit Thränen. Bald darauf zeigten sich unter den Barken von Canton die grossartigen und prächtigen Gestalten eines Dampfschiffes und anderer Fahrzeuge der Ostindischen Compagnie. Unter den Flaggen in allen Farben, welche sich in den Lüften hin und her bewegten, unterschieden wir die der Vereinigten Staaten, Englands und Portugals. Die französische Flagge war nicht zu sehen. Aber wenn man sich an den Enden der Erde, auf unwirthlichem Boden, mit einem Worte in China befindet, da scheinen alle Völker des Westens nur eine einzige grosse Familie zu bilden. Beim blossen Anblick einer europäischen Flagge schlägt das Herz; denn sie erweckt alle Erinnerungen an die Heimath.

Als wir den Hafen von Canton auf unserer Mandarinenjunke durchfuhren, suchten sich unsere Augen mit wahrer Gier alles heraus, was nicht Chinese war. Wir fuhren längs einer englischen Brigg vorüber und konnten uns gar nicht satt sehen an den Matrosen in ihren Wachstuchhütchen, welche der Reihe nach an die Verschanzung gelehnt, uns vorüberfahren sahen, gewiss ohne zu vermuthen, dass sie zwei *Frenchmen* vor ihren Augen hätten, die eben erst aus Hochasien ankamen. Sie mochten wohl sehr lustige Bemerkungen über unsere chinesische Tracht machen, während wir vor Freude über ihre staunenden Physionomien fast ausser uns waren. Die hochrothen Gesichter mit blauen Augen, langer Nase und blondem Haar, die engen Kleider, die wie angeleimt an dem Körper sassen, alles das kam uns höchst spasshaft vor. Ein feines grün angestrichenes Fahrzeug, mit einem Zelte von weisser Leinwand, fuhr neben uns vorbei. Es waren drei Gentlemen darin, welche die Cigarre im Munde zum Vergnügen eine Wasserfahrt machten. Es gibt nichts Groteskeres für asiatische Augen, als ihren Anputz. Sie trugen schwarzen Hut, weisse Pantalons, weisse Weste und weissen Paletot. Ein Tibetaner hätte laut aufgelacht, wenn er diese bartlosen Gesichter gesehen hätte, die auf jeder Wange nur ein Büschel rother,

gekräuselter Haare trugen. Da sahen wir ein, wie lächerlich die Europäer in Ländern erscheinen müssen, welche keine Kenntniss von ihren Gebräuchen und Moden haben.

Nach tausend Kreuz- und Querfahrten im Hafen hielten wir an einem kleinen Landeplatze an. Ein Mandarine erwartete uns. Man liess uns in Palankine steigen, und so ging es im Trabe durch die Stadt in das Privathaus eines Civilbeamten niederen Ranges. Endlich waren wir also in Canton; es war dies im October 1846, sechs Monate nach unserer Abreise aus Lha-ssa. Als wir die Hauptstadt von Tibet verliessen, glaubten wir nicht, dass wir je unser gestecktes Reiseziel erreichen würden, so lang und voller Klippen aller Art war dieser Weg. Nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit mussten wir vor Ermattung oder Elend umkommen. Aber die Vorsehung verliess uns nie und führte uns fast wunderbar bis an's Ende, mitten durch die Gefahren, die uns unaufhörlich umgaben. Sobald wir in die uns angewiesenen Zimmer getreten waren, fielen wir auf die Knie nieder und dankten Gott für alle Wohlthaten, die er uns auf den mühsamen Reisen so reichlich erwiesen, welche wir zur Ehre seines Namens und zur Ausbreitung seines Reiches auf Erden unternommen hatten.

Kurze Zeit nach unserer Ankunft in Canton besuchte uns ein langer Chinese, der sich als officieller Dolmetsch der Verwaltung vorstellte. Nachdem er, so gut er konnte, alles ausgekramt hatte, was er von englisch, französisch, portugiesisch und spanisch wusste, sagten wir ihm, dass es weit besser gehen würde, wenn er die Güte haben wollte, mit uns chinesisch zu sprechen. Aber dazu wollte er sich nicht entschliessen. Weil er einmal Dolmetsch war, bestand der Unglückliche hartnäckig darauf, eine unverständliche Sprache zu radebrechen. Wir fragten ihn, ob van Bazel, der niederländische Consul, sich in Canton befände. — *Yes, yes, signor*, antwortete er. — So wollen wir ihm einen Brief schreiben, und wir bitten dich, denselben sogleich zu ihm zu befördern.

Wir kannten van Bazel seit langer Zeit und wussten, wie hoch er jeder Zeit die katholischen Missionare geschätzt hatte. Wir baten ihn, er möchte uns Zeitungen schicken, denn wir hätten seit drei Jahren nichts mehr von Europa gehört. Der Dolmetsch ging und kam bald mit einem Lastträger zurück, der einen ungeheuren Ballen englischer Zeitungen trug. Der holländische Consul war so liebenswürdig gewesen, seiner Sendung einige Flaschen Bordeaux beizulegen, damit wir, wie er sagte, uns wieder in die Erinnerungen an das Vaterland versenken könnten. *) Die ganze Nacht hindurch suchten wir in diesem unzusammenhängenden Haufen von Zeitungen herum, die in unserm Zimmer aufgethürmt lagen. Gleich am Anfange eines der ersten Journale, das uns der Zufall in die Hand fallen liess, lasen wir einen der interessantesten Artikel. Er lautet übersetzt folgendermassen: „Wir haben vor Kurzem den beklagenswerthen Tod zweier Patres der Mission in der Mongolei erfahren.“

Nach einem kurzen Ueberblick der tatarischen Völker fährt der

*) [*Pour nous retremper dans les souvenirs de la patrie.*]

Schreiber jenes Artikels folgendermassen fort: „Ein französischer Lazarist, Namens Huc, kam vor ungefähr drei Jahren zu einigen chinesischen Familien, welche im Thale der Schwarzen Wasser, ungefähr zwei hundert Lieues Weges von der grossen Mauer wohnen. Ein anderer Lazarist *), dessen Name mir unbekannt ist, vereinigte sich mit ihm in der Absicht, eine Mission unter den mongolischen Buddhisten zu gründen. Sie studirten die tatarische Sprache bei den Lamas der benachbarten Klöster. Wie es scheint, wurden sie für fremde Lamas gehalten und sehr freundschaftlich aufgenommen, namentlich von den Buddhisten, welche sehr unwissend sind und das Latein ihres Breviariums für Sanskrit ansahen, das sie nicht verstehen, vor dem sie aber eine geheimnissvolle Hochachtung empfinden, weil die Vorschriften in ihren religiösen Büchern, die man aus dem Sanskrit ins Mongolische übersetzt hat, roth geschrieben sind.

„Als die Missionare die Sprache hinlänglich zu kennen glaubten, drangen sie weiter in das Innere vor, in der Absicht, ihr Bekehrungswerk zu beginnen. Seit dieser Zeit hat man nur unsichere Nachrichten über sie erhalten; aber im letzten Mai erfuhr man aus dem Innern der Mongolei, dass sie an den Schweif eines Pferdes gebunden und zu Tode geschleift worden seien. Der wahre Verhalt dieser Nachrichten ist noch nicht bekannt.“

Ein solcher Artikel setzte uns, wie man leicht denken kann, etwas in Erstaunen, und wir glaubten ein Recht zu haben, die volle Wahrheit desselben zu bestreiten. Indess waren alle Einzelnheiten so gut zusammengestellt, dass das Ganze das Gepräge der Wahrscheinlichkeit trug. Nur unsere persönliche Rückkehr konnte einer Widerlegung Glauben verschaffen.

Am folgenden Tage sehr früh hatten wir eine feierliche Sitzung, bei welcher einige hohe Würdenträger von Canton und die Mandarinen zugegen waren, die uns von der Hauptstadt von Kiang-si an begleitet hatten. Da unsere Reise beendigt war, hielten wir es für angemessen, öffentlich der chinesischen Verwaltung Rechenschaft abzulegen. Wir liessen also unsern alten Diener Wei-schan das ganze Geld herbeibringen, welches wir seit unserer Abreise von Nan-tschang-fu erspart hatten. Es war eine so grosse Masse, dass es den Anwesenden vor den Augen funkelte. — Das ist eine bedeutende Summe, sagten wir. Nach dem Befehle des Gouverneurs von Kiang-si haben alle Städte, welche wir passirten, eine Steuer zu unserem Unterhalt entrichten müssen. Unser Gewissen verbot uns, unnütze Ausgaben zu machen. Jetzt muss das Geld an diejenigen zurückkommen, denen es gehört. Gehört es euch, sagten wir zu den Beamten der Stadt Canton, so nehmet es. — Diese bestanden fest darauf, dass sie kein Recht hätten, diese Summe anzunehmen. Die Mandarinen unserer Escorte sagten dasselbe; jeder zeigte eine wahrhaft exemplarische Uneigennützigkeit, und alle erklärten einstimmig, dass diese Summe uns gehöre, da sie uns gesetzlich zuerkannt sei. Die Missionare, entgegneten wir, verlassen ihr Vaterland nicht desshalb, um in fremden Ländern Reichthümer zusammenzuscharren. Da eure

*) Gabet.

Regierung uns Tibet zu verlassen zwang und uns wider Willen nach Canton bringen liess, so mussten wir auf ihre Kosten reisen. Jetzt, wo wir das Land verlassen, mögen wir nicht eine Sapeke mit uns nehmen. Da Niemand Ansprüche auf dieses Geld hat, so bitten wir darum, dass es unserem Bedienten zugewiesen werde. Hat jemand etwas wider diesen Vorschlag? — Da alle Anwesenden unsern Worten beistimmten, so sagten wir Wei-schan, dass dieser Schatz ihm gehöre, und aus Furcht, dass die Mandarinen später Lust bekommen möchten, ihm denselben wegzunehmen, riethen wir, es sogleich in Sicherheit zu bringen. Wei-schan machte sich eiligst an seine Arbeit, nahm das Geld und ging. Seitdem haben wir ihn nicht wieder gesehen.

Der kaiserliche Commissar Ky-yn*) war damals noch Vicekönig der Provinz Canton. Er bot uns eine Junke an, um uns noch denselben Tag nach Macao zu bringen; aber da wir den Wunsch äusserten, einige Zeit in Canton bleiben zu wollen, wo wir Freunde aus Europa hatten, so begleitete man uns auf unsere Bitte in die holländische Faktorei. Der ausgezeichnete van Bazel stellte dem Vicekönig einen Empfangsschein aus, und von diesem Augenblicke waren unsere offiziellen Beziehungen mit den chinesischen Behörden beendigt.

Zwei Tage nachher schlossen wir unsere Collegen und alten Freunde in Macao in unsere Arme. Lange Zeit kamen wir uns in ihrer Mitte wie Männer vor, welche plötzlich aus einer langen und tiefen Lethargie erwachen. Wir waren ganz erstaunt, als wir nicht mehr tibetanische, tatarische und chinesische Gesichter um uns sahen, und nur die süsse Muttersprache hörten, deren harmonische Töne an alle Saiten unserer Seele schlugen und uns süsse Thränen entlockten. Frankreich war zwar noch sehr weit, aber doch hatten wir es so zu sagen schon ganz wieder gefunden. Es lag gerade eine französische Corvette, *la Victorieuse,* auf der Rhede, und es machte uns Freude, an das Meeresufer zu gehen und zu betrachten, wie ihre Flagge im Winde wehete; und wenn wir unser kleines Frankreich besuchten (denn so nannten wir die Corvette), so war es uns, als wehe die Luft des Vaterlandes, als lebten wir in seiner Atmosphäre.

Einen Monat nach unserer Ankunft in Macao bestieg Gabet, der seine Schwäche und seine Leiden nicht achtete und nur auf seinen Beruf hörte, ein Schiff, das nach Europa abging. Er wünschte von Herzen den Eifer und die Liebe der Katholiken für die interessante Bevölkerung der Tatarei und Tibets zu erwecken, für deren Heil er so gern sein Leben hingegeben hätte. Wir hofften, diesen Gefährten unserer Mühen bald wieder zu sehen, diesen Freund, dessen Dasein so zu sagen mit dem unsern eines war. Aber der Wille Gottes hatte es anders beschlossen. Eines Tages bekamen wir die traurige Nachricht, dass dieser unermüdliche und muthige Missionar seine letzten Seufzer an der Küste Brasiliens ausgehaucht habe. Als wir auf den Schneegefilden Hochasiens waren und uns mit aller Sorgfalt bemühten, die Lebenswärme in die erstarrten Glieder unse-

*) Derselbe, welcher die Gesandtschaft De Lagrenée's empfangen hatte.

res Freundes zurückzubringen, waren wir weit entfernt zu denken, dass Gott sein Grab an den heissen Ufern Süd-Amerikas bestimmt hatte.

Nach einem ziemlich langen Aufenthalte in Macao reisten wir nach Peking zurück und durchwanderten China zum dritten Male. In unseren Reiseerinnerungen haben wir erzählt, dass unsere angegriffene Gesundheit uns nöthigte, nach Europa zurückzukehren, nachdem wir unterwegs Indien, Aegypten, Palästina und Syrien besucht hatten. *)

Im Anfange des Jahres 1838 hatten wir uns nach China eingeschifft. Im Jahre 1852 war es uns vergönnt, unser Vaterland wieder zu sehen. Im Monat Juni, zur Zeit des Frohnleichnamsfestes, war es. Marseille prangte in einem Festschmucke, den wir nie vergessen werden. — —

*) [Vergleiche den 1. Band unserer Uebersetzung. Seite V. D. Ueb.]

Register.

(Das folgende alphabetische Register enthält zunächst sämmtliche in diesem Werke vorkommende geographische, historische und literaturgeschichtliche Namen, sowie alle sich hier findenden Worte, welche dem Chinesischen oder dem Gebiete der Tatarischen Sprachen angehören; sodann die wichtigsten Realien. Sämmtliche Artikel, bei denen nicht ausdrücklich etwas Anderes bemerkt ist, beziehen sich auf China. Wo innerhalb eines Artikels mehrere Citate aus demselben Theile unmittelbar hinter einander stehen, ist nur bei dem ersten derselben durch I. oder II. der Theil bezeichnet.)

Abel-Rémusat; Begründer des Studiums der chinesischen Sprache in Europa. I. 186, sein Urtheil über Confucius und Meng-tze. 73 fg., über chinesische Mahlzeiten. 114 fg., über Besuche und Höflichkeiten der Chinesen. 120 fg., über Acupunctur. II. 8. 10 fg., über den vermeintlichen Stillstand des Ostens. 30 fg., über Sse-ma-kuang und Wang-ngan-sche. 37 fg., über den vermeintlichen Despotismus Asiens. 55 fg., über Lao-tze. 110 fg.

Abneigung gegen Fremde. I. 212 fg.

Ackerbau. II. 183 fg.

Ackerbaufest. II. 184 fg.

Acupunctur in China und Japan. II. 7 fg., in Europa angewandt. 8, chinesische Abhandlung darüber. 11.

Adam's Pic auf Ceylon, mit der Fussspur des Buddha, der von hier in den Himmel aufstieg. II. 121.

Adel in China. I. 53

After-Baccalaureen. I. 177.

Akademie, kaiserliche, der Hanlin. I. 57.

Akademischer Stil. I. 184.

Al-Aswad, Name eines Arabers. I. 194.

Aleschan - Gebirge in der Mongolei. II. 73.

Almanach, kaiserlicher. I. 60.

Altan-some, mongolisch = goldner Tempel, Handelsort in Geschekten in der Mongolei. II. 230.

Aeltern, chines. Titel für die Obrigkeit. I. 63, ihre hohe Gewalt über die Kinder. II. 138 fg.

Altersstufen, Classification derselben nach dem Buche der Riten. II 138.

Alterthumsliebhaber, chinesische. II. 235 fg.

Amiot, Pater, seine Angaben über die Bevölkerung China's. II. 63.

Amur oder Schwarzer Fluss in der Mandschurei. II. 72.

Andrada, Fernando d', vom Vicekönig von Goa 1517 als Gesandter nach Canton geschickt. I. 85.

Anschlagezettel, sehr gewöhnlich als Ausdruck der Opposition gegen die Regierung. II. 47 fg.

Antiker oder erhabener Stil. I. 183 fg.

Apotheker und Aerzte in einer Person. II. 5 fg.

Araber, Berichte der, über China. I. 194 fg. 206 fg. II. 79. 80. 203.

Arddha-Schiddi, der Name, den Buddha bei der Taufe bekam. II. 117.

Argun, Nebenfluss des Amur, in der Mongolei. II. 72

Armee, chinesische. I. 227, schlecht equipirt und disciplinirt. I. 235.

Arzeneimittel. II. 5.

Arzeneipflanzen in Sse-tschuen. I. 167.

Arzeneiwissenschaft der Chinesen. II. 2 fg., geniesst vollkommene Freiheit. 16.

Aerzte II. 2 fg., Anlage der Chinesen Aerzte zu werden. 2, Aerzte und Apotheker in einer Person. 5 fg., sind in grosser Menge vorhanden. 16 fg., ihre Verantwortlichkeit. 17, beschäftigen sich immer nur mit gewissen Krankheiten. 17.

Associationsrecht, freies. II. 51.

Astronomisches Collegium, kaiserliches, in Peking. I. 59.

Ausfuhr aus China. II. 81 fg.

Baburenu, ein Weiser, Lehrer des Buddha. II. 117.

Baccalaureen. I. 177.

Bahar, Provinz in Indien. II. 116.

Bakholi, Sohn des Buddha. II. 117.

Bambus, Bambusrohr, seine Wichtigkeit. II. 77. 189 fg.
Barbiere, heilen Krankheiten an Augen, Ohren und Füssen. II. 17 fg.
Barka-Berge in der Mongolei. II. 228.
Barrow, Geschichtschreiber der Gesandtschaft des Lord Macartney nach China 1793, seine Berechnung des Baumaterials der grossen Mauer. II. 73.
Bassora (Bosra), ehemals berühmte Handelsstadt der Araber in der jetzigen asiatischen Türkei. I. 194.
Bauart der Chinesen. II. 105 fg., religiöse B. 125.
Bauschena, chinesischer Rebell II. 80.
Bayen-kharat-Berge in Osttibet. II. 229.
Bazel, van, niederländischer Consul in Canton. II. 256 fg.
Beamte, Gesetze für. II. 161 fg.
Beaumont, Elie de, Geolog, seine Ansicht über den Zusammenhang der Kette der chinesischen Vulkane mit den Cordilleren Amerikas. II. 75.
Bedune, Stadt am Songari in der Mandschurei. II. 72.
Beerdigungen der Chinesen. II. 135.
Beile, mongolische Benennung eines Banneroberhauptes. II. 229.
Beisse, mongolische Benennung eines Banneroberhauptes. II. 229.
Benares, s. Varanasi.
Besuche der Chinesen. I. 120 fg.
Bettlerbanden. II. 198 fg.
Bettlerkönig. II. 200.
Bevölkerung Chinas. II. 62 fg.
Bibliothek, kaiserliche, in Peking. I. 185.
Billete aus rothem Papier schickt man, um seinen Besuch anzumelden. I. 121. u. ö.
Biot, Eduard, sein Urtheil über den literarischen Werth der dramatischen Dichtungen der Chinesen. I. 153, sein statistisches Werk über China. II. 72.
Blaue Berge, Thsin-ling, in China. II. 74.
Blauer Fluss, Yang-tse-kiang, d. h. Sohn des Meeres. I. 101. II. 75. u. ö., Fahrt auf demselben. I. 102 fg. 151. 158. 187. 192. II. 69. 149, unglückliche Fahrt auf demselben. I. 214 fg.
Blaues Meer, s. Kukunoor.
Blumen, chines. Benennung für Obscönitäten aller Art. II. 208.
Blutsauger, eine besondere Klasse von Aerzten. II. 17.
Bocca Tigris, Hauptmündung des Perlflusses bei Canton. II. 253.
Bodenbeschaffenheit China's. II. 74 fg.
Bogue, s. Bocca Tigris.
Bokte-ula, d. h. heilige Berge, in der Tatarei. II. 228.
Bonzen, die Priester des Buddhismus. II. 121. u. ö., ihre Lage. 123 fg., weibliche Bonzen. 130.
Bonzenklöster. II. 124 fg., ihr Verfall. 130, Bonzenkloster in der Nähe von Tsching-tu-fu in der Provinz Sse-tschuen. I. 21, in Putu. II. 124.
Boschkhon, mongolisch = Banner, Provinz. II. 227.
Bouvet, 1685 Missionar in China. I. 87.
Brahmanismus, verdrängt durch den Buddhismus. II. 119.
Briefe. II. 174 fg., ihre Beförderung. ebend.
Bruchporzellan. II. 235.
Brücken von vorzüglicher Bauart. II. 106.
Buch der Stellen, eine Art Beamten-Adressbuch. I. 60.
Buddha II. 106. 115 fg., seine Geburt. 116, Ableitung seines Namens aus dem Sanskrit. 116., Legende vom Buddha nach mongolischen Quellen. 116 fg.
Buddhismus. II. 33, aus Indien in China eingeführt 115 fg., seit der Han-Dynastie officiell in China anerkannt. 115, sein Kampf mit dem Brahmanismus. 119.
Buddhistischer Tempel in U-tschang-fu. II. 102 fg.
Buir, See in der Mongolei. II. 72.

Cancrelats (Schaben). II. 149. 182. 196.
Candi auf Ceylon, mit einem Buddha-Tempel. II. 121.
Cangue. I. 157. u. ö.
Canton, Provinz in China. II. 248, Stadt daselbst. I. 36. u. ö. II. 81. 251 fg.
Capitalgesellschaften. II. 91 fg.
Carayon, französischer Lazarist, sein Schicksal. I. 3.
Cassini beschliesst mit Colbert französische Missionare nach China zu schicken. I. 87.
Catay, Königreich, alter Name China's. I. 81. 85.
Centralverwaltung in Peking. I. 55.
Charaktere, schriftliche, der Chinesen, s. Chinesische Schrift.
China, Chinesen, Ursprung des Namens. I. 199, die früheren einheimischen Namen dafür. 200.
Chinesische Schrift. I. 180 fg. 182 fg., Charakter der Schrift. 182.
Chinesische Sprache. I. 179 fg., Charakter derselben. 180, geschriebene Sprache. 180. 183, gesprochene Sprache. 180. 184, ihr Studium in

Europa. 186 fg., begründet von Abel-Rémusat. 186.
Cholera, ihr erstes Auftreten 1820 in der Provinz Schan-tong. II. 15 fg.
Christen in China, im Allgemeinen. I. 17. 22. 27. 37. 80 120 124 fg. 128, in Leang-schan-hien. 133 fg., in Sse-tschuen. 175 fg., in Hu-pe. II. 148, in Kiang-si. 239, chinesische Christen in Manilla. I. 94.
Christenthum, Anfänge desselben in China im 5. und 6. Jahrhundert. I. 81 fg., weitere Geschichte desselben. ebend.
Christenverfolgung durch die Bonzen im Jahre 712. I. 82.
Christinnen. I. 143, ihre Stellung in den chinesischen Familien. 145 fg.
Clemens V. errichtet im Anfange des 14. Jahrhunderts in Peking ein Erzbisthum. I. 85.
Clet, französ. Missionar in China, sein Märtyrthum. II. 101, sein Grabmal bei U-tschang-fu. 147.
Cloquet, J., französischer Arzt, machte Versuche mit der Acupunctur. II. 8.
Colbert, französischer Finanzminister, beschliesst Missionare nach China zu schicken. I. 87.
Collegien, s. Nationalcollegium. Astronomisches Collegium. Medicinisches Collegium.
Communismus. II. 200 fg.
Confucius. I. 51. 53. 69 fg. 185, gebürtig aus der Provinz Schan-tong. II. 104, wo es noch jetzt sehr viele Nachkommen von ihm gibt. I. 53, seine sonderbaren Gewohnheiten. 73, seine Philosophie, Gegengewicht gegen die kaiserliche Macht. II. 34 fg., Reformator der Lehre der Gelehrten, Ju-kiao. 108, Darstellung seiner Lehre. 108 fg., seine Verehrung 110, sein Urtheil über Lao-tze. 115, sein Urtheil über das Yo-king oder Buch der Musik. 178.
Corpus juris sinici. II. 156.
Cultus der Vorfahren. II. 136 fg.
Curen der Chinesen, grenzen oft an's Wunderbare. II. 13 fg.

Dandschur, eine Art Kirchengeschichte des Buddhismus in 232 Bänden. II. 124.
Datol, ein Lieblingsschüler Buddha's. II. 118.
Debeltun, ein Feind Buddha's. II 118.
Decorationen in chines. Theatern I. 152.
Delaplace, französ. Missionar in China. II. 209, ein Brief von ihm über den Kindesmord. ebend.
Desflèches, Bischof von Sinite, in Tschung-khing, Coadjutor des apostolischen Vicars von Sse-tschuen; unsere Missionare erhalten einen Brief von ihm. I. 124 fg.
Detsin-dzug, Ort in Tibet an der Strasse von Tsching-tu-fu nach Lha-ssa. I. 8.
Dialekte, chinesische. I. 184.
Diebe in China. I. 126 fg. II. 52, Verein gegen dieselben. 52 fg.
Dorfrichter. I. 177.
Drache aus Holz oder Papier, Symbol des Regendrachens. I. 130.
Dramatische Dichtkunst in China. I. 153.
Drouyn de Lhuys, sein Urtheil über die Tatareneinfälle in Europa. II. 44.
Dschiamdschan, ein Tibetaner, Huc's und Gabet's Begleiter von Lha-ssa bis an die chinesische Grenze. I. 4.
Dufraisse, Bischof von Tabraca, apostolischer Vicar der Provinz Sse-tschuen, 1815 in Tsching-tu-fu, der Hauptstadt der Provinz Sse-tschuen, hingerichtet. I. 27.
Dünger aller Art wird überall sehr fleissig gesammelt. II. 186 fg.

Edelsteine. II. 76 fg.
Edikte, kaiserliche, zu Gunsten der chinesischen Christen. I. 36 fg., gegen den Kindesmord. II. 216 fg.
Ehe. II. 139 fg. 167 fg.
Ehescheidung. II. 168.
Eilboten der Regierung. II. 173 fg.
Einrenken gebrochener Glieder, Geschicklichkeit der Chinesen darin. II. 14.
Elementarunterricht in China. I. 66 fg.
Entrecolles, Pater d', Missionar in Kiang-si. II. 235, seine Angaben über Porzellan u. s. w. ebend.
Equilibristen, gewöhnlich Frauen. I. 154. II. 249
Eriztu, ein Feind Buddha's. II. 118.
Ertrunkene. I. 162.
Erwürgte. I. 162.
Esel, wie man sie am Schreien verhindert. II. 195 fg.
Esrum Tingri, mongolisch, eine Incarnation des Brahma. II. 117.
Essigpolyp. II. 219 fg.
Europäer, ihr Urtheil über China. I. 50 fg., ihre Vorurtheile über China. II. 27 fg. 55 fg.

Familie, ihre Organisation. II. 166 fg.
Fei-tsao, fei-mu, d. h. weder Gras noch Baum, Bezeichnung des Bambus in Khang-hi's Wörterbuch. II. 189.
Feldschlangen werden von den Solda-

ten selbst getragen. I. 232, auch auf Kameelen transportirt. ebend.
Fen-yen, Stadt in China. I 83.
Feuerbrunnen, Ho-tsing. I. 168 fg.
Feuerjunke = Dampfschiff II 232.
Feuersbrünste in China sehr häufig. I. 126 fg.
Feuerspritzen I. 127.
Feuerwerke, sehr beliebt in China. II. 176 fg.
Fey-yue-ling, ein sehr hoher Berg in der Provinz Sse-tschuen. I. 8.
Fiaker in Peking II. 244.
Fischfang mit Seeraben. II. 64 fg.
Fischhaut-Tataren. II 228.
Fischlaichhändler. II. 237.
Fischzucht in Kiang-si. II 236.
Fliegende Sonne, Name eines kleinen Räderwerkes, das man bei Feuerwerken abbrennt. II. 176 fg.
Flüsse China's. II. 75, ihre Classification. ebend.
Fo, chinesische Verstümmelung des Namens Buddha. II. 115, Religion des Fo = Buddhismus. ebend.
Fo-kien, Provinz China's. I. 93. II. 241, Sprache von Fo-kien. I. 184.
Fontaney, Pater de, 1685 französischer Missionar in China. I. 87
Formosa, Insel an der Ostküste China's. II. 75.
Fourierismus. II. 200 fg.
Fourmont, seine Nachrichten über die Höflichkeit der Chinesen sind falsch. I. 120.
Französische Missionare in China seit 1685. I. 87.
Französischer Friedhof bei Peking. I. 78.
Frauen, ihre traurige Stellung im Allgemeinen. I. 143 fg., ihr eheliches Verhältniss. II. 140 fg., nehmen sich sehr oft das Leben. I. 145, dürfen nicht auf der Bühne auftreten, aber auf dem Seile tanzen und Vorstellungen zu Pferde geben. 154. II. 249, ihr grosses Geschick dabei. ebend.
Freiheiten der Chinesen. II. 49 fg.
Freizügigkeit. II. 50.
Fremde, Abneigung gegen, namentlich erst seit der Mandschu-Dynastie. I. 212 fg.
Fu, d. h. Stadt ersten Grades, Ober-Präfektur. I. 23. 59.
Fu-hi, Begründer der chinesischen Civilisation. I. 74. und Nationalität. 181.
Fu-ki-hien, Stadt dritten Grades in der Provinz Sse-tschuen am linken Ufer des Blauen Flusses. I. 154 fg.
Fu-lan-sai-jin, d. h französische Menschen, Franzosen. I. 199.
Fu-lan-si, d. h. Frankreich. I. 36.
Fu Mun, d. h. Bocca Tigris, s. d.
Füsse, die kleinen, der Chinesinnen. II. 249 fg.
Fu-yuen, Titel des Unter-Gouverneurs in den Provinzen. I. 59.

Gabet, Huc's Begleiter, stirbt in Süd-Amerika. II. 259, sein angebliches Märtyrthum in der Mongolei. 257.
Gandschur, d h. wörtlicher Unterricht, das Lehrbuch Buddha's, eine Sammlung von 108 Bänden. II. 118. 124.
Ganz-Kleine, der, Benennung der Chinesen in Gegenwart der Mandarinen. I. 139.
Garnison in den wichtigsten Städten der Provinzen. I. 227.
Garten, englischer. I. 110, Garten Sse-ma-kuang's I 110 fg.
Gasthaus zur Glückseligkeit in Yao-tschang, ein fürchterlicher Aufenthalt. I. 149.
Gaubil, Pater, französischer Missionar in China 1722. I. 88.
Gebirge China's II. 74 fg., ihre Classification in fünf Hauptgebirge. 75.
Gelber Fluss, Hoang-ho. I. 60. II. 73. 75. u. ö.
Gelbes Meer. II. 15. u. ö., aus seinen Dünsten entwickelte sich nach den Angaben der Chinesen 1820 die Cholera. 15 fg.
Geldsystem. II. 84 fg. 95 fg.
Gelehrte, Gesellschaft der Gelehrten, Gegengewicht gegen die kaiserliche Macht. I 52 fg., Typus des chinesischen Gelehrten. 65, Leben der armen Gelehrten. 178.
Geographie China's. II. 72 fg.
Geographische Kenntnisse der Chinesen I 193 fg. II. 231.
Gerbillon, 1685 Missionar in China. I. 87.
Gerichtshöfe in China, ihre Einrichtung. I. 26. 30 fg.
Gerichtsverfahren. II. 155 fg.
Gerichtsverhandlung im Beisein unserer Missionare. I. 30 fg., unter dem Vorsitze unserer Missionare. 135 fg., in Kuang-tsi-huen II. 151 fg.
Geschekten, Land in der Mongolei. II. 230.
Gesetze zu Gunsten der Christen. I. 36 fg., in Beziehung auf Aerzte. II. 17, für Beamte. 161 fg.
Gesetzgebung. II. 156 fg.
Getreidearten. II. 188 fg., Classification derselben. 192.
Gewächse China's. II. 76. 188 fg.
Gewerbefreiheit. II. 50.
Gleichgültigkeit der Chinesen in Sachen der Religion. I. 91 fg. 95 fg.

II. 122 fg., in Sachen der Politik. 55.
Gobi, Wüste im Norden China's. II. 72. 228.
Godinia, ein Lieblingsschüler Buddha's. II. 118.
Gotamâ, d. h. der die Sinne Ertödtende, Name, den sich Buddha als Büsser beilegte. II. 117.
Grasland, Tsao-ti, die unbebauten Länderstrecken der Tatarei. II. 16. 227.
Grenzen China's. II. 72.
Grosse Mauer. II. 72 fg.
Grosser See, Tai-hu, auf der Grenze der Provinzen Kiang-su und Tsche-kiang. II. 75.
Gross-Kuren, ein berühmtes Lamakloster im Lande der Khalkhas. II. 227 fg.
Guison-Tamba, der Ober-Lama, der lebendige Buddha der Khalkhas, der Heilige von Kuren genannt. II. 227.
Guizot, 1845 französischer Gesandter in China. I. 37.
Gurken, gekochte, als Medicin. II. 3

Habbar, Name eines Arabers. I. 194.
Hai-nan, Insel an der Südküste von China. II. 74.
Hallerstein, Pater, seine Angaben über die Bevölkerung China's. II. 62.
Halsbänder, wohlriechende. I. 133. 134 fg.
Han, alter Name China's nach der Han-Dynastie. I. 200.
Handel China's. II. 81 fg.
Handelsgeist der Chinesen. I. 127. II. 94.
Handwerke, Schriften der Chinesen über. I. 185.
Han-Dynastie. I. 201. II. 205, nahm officiell den indischen Buddhismus an. 115.
Hanf, Hanfenes, hindert die Heilung der Raserei. II. 14.
Han-jin, d. h. Menschen von Han, Chinesen. I. 200.
Han-keu, d. h. Mündung des Handels, Stadt in der Provinz Hu-pe, in unmittelbarer Nähe von U-tschang-fu. II. 71. 92 fg.
Hanlin, kaiserliche Akademie der. I. 57.
Hanswürste. I. 152
Han-tscheu-fu, Hauptstadt der Provinz Tsche-kiang. II. 80.
Han-tschuan, Stadt zweiten Grades in der Provinz Hu-pe. II. 45 fg.
Han-yang, grosse Stadt am Blauen Flusse, U-tschang-fu gegenüber, in der Provinz Hu-pe. II. 65 fg. 92 fg.
Hao-ki-jin, d. h. Menschen mit blumiger Flagge, Benennung der Amerikaner. I. 199.
Häuser, ihre Bauart. II. 106.
Heilige Bücher, King, s. d. I. 74 fg.
Heilige und klassische Bücher. I. 185.
Heilkunde. II. 2 fg., wird frei von jedermann ausgeübt. 16.
Heirathsceremonien. II. 139 fg.
Heirathsverbote. II. 167 fg.
Heu, chinesischer Titel, etwa Marquis. I. 54.
Hia, alter Name China's nach der Hia-Dynastie. I. 200.
Hiang yu, d. h. wohlriechendes Oel, chinesische Benennung des Sesamöles. I. 21.
Hien, d. h. Stadt dritten Grades, Unter-Präfektur. I. 23 59.
Him-kim, Name eines Palastes. I. 82.
Hing-ngan-Berge auf der Grenze zwischen China und Russland. II. 72.
Hing-pu, fünfter Gerichtshof, Strafgerichtshof. I. 56.
Hin-pu, Ober-Criminalhof. I. 36.
Hirse (gros millet, Holcus sorghum, petit millet), zur Branntweinbereitung benutzt. II. 206 fg.
Historische Schriften. I 185.
Hitze, fürchterliche. I. 240.
Hiuen-Thsang, seine Reise nach Indien. I. 194.
Hiung nu-Tataren, an den Ufern des Caspischen Meeres. I. 84.
Ho, d. h. Fluss. II. 75.
Hoang-ho, chines. Name des Gelben Flusses. II. 75.
Hoang-mei-hien, Stadt dritten Grades in der Provinz Hu-pe. II. 176 fg.
Hoang-schan, d. h. erhabene Höhe, Titel des chinesischen Kaisers. I. 51.
Hoang-ti, d. h. erhabener Herrscher, Titel des chinesischen Kaisers. I. 51.
Hoang-tsao-ping, d. h. Thal der gelben Gräser, in der Provinz Sse-tschuen. I 6.
Hoa-yuen, d. h. Blumengarten, einer der Gerichtshöfe in Tsching-tu-fu. I. 24 fg.
Höflichkeit der Chinesen. I. 66 fg. 120 fg., eigenthümliche Begriffe der Chinesen davon. 164 fg.
Ho-nan, Provinz China's. I. 60. 201. II. 209. u. ö.
Hong-kong, englische Niederlassung in der Provinz Canton. I. 85.
Hormusta-Tingri, mongolisch, eine Incarnation des Indra. II. 117.
Hortensie, von Lord Macartney aus China verpflanzt. II. 189.
Ho-tsing, d. h. Feuerbrunnen, in der Provinz Sse-tschuen. I. 168 fg.
Huc's angebliches Märtyrthum in der Mongolei. II. 257.

Huen, d. h. Geist, Genius, Lebenskraft; jeder Mensch hat drei Huen. II. 209 fg.
Hui, d. h. Corporation. II. 51.
Hui, d. h. Fluss. II. 75.
Hu-keu, d. h. Mündung des Sees, kleine Stadt am See Phu-yang in der Provinz Hu-pe. II. 181.
Hu-nan, Provinz China's. II. 75.
Hundertfuss, Name einer Kriegsjunke. I. 234.
Hung-mao-jin, d. h. Menschen mit rothen Haaren, Benennung der Engländer. I. 199.
Hung-schan, d. h. der rothe Berg, Landstrich in der Gegend von U-tschang-fu. II. 147.
Hung-tse, See in der Provinz Kiang-su. II. 75.
Hu-pe, d. h. Norden des Sees. II. 183, Provinz China's I. 28. 41. 166. u. ö, sehr verschieden von Sse-tschuen. II. 26 fg.
Hu-pu, zweiter Gerichtshof, Gerichtshof der Staatseinkünfte. I. 55.
Hyacinth, Pater, russischer Archimandrit in Peking, hat eine Geographie Tibets aus dem Chinesischen übersetzt. I. 8.

Ibn-Wahab, aus Bassora, vom Stamme der Koreischiten, besucht China; sein Bericht darüber. I. 194 fg.
Jen-dze-tsu, sin-pen-schan, d. h. der Mensch ist ursprünglich von völlig heiliger Natur, Anfangsworte des San-dze-king (s. d.). I 69.
Jin, d h. Mensch. I. 199.
Jin-schen = Ginseng (eine Pflanze). II. 189.
I-ko-yen, leang-ko-yen-tsin, d. h. ein Mann und zwei Augen. I. 48.
Ili, Fluss in der Provinz Torgot in der Dzungarei. I. 130, Stadt gleiches Namens ebenda. II. 73.
I-lu-fu-sing, d. h. möge der Glücksstern euch auf eurer Reise begleiten, Grussformel beim Abschied. I. 79.
Imbert, französischer Missionar in China, später apostolischer Vicar von Korea, starb 1838 den Märtyrertod. I. 168, sein Bericht über die Salzbrunnen in der Provinz Sse-tschuen. I. 168 fg.
Industrie China's. II. 77 fg.
In-ki-li, d. h. Engländer. I. 199 II. 231.
Innocenz IV. sendet 1246 Plan-Carpin als Missionar zu den Tataren. I. 84.
Insurrection, jetzige chinesische. I. 168, ihre Hauptursachen. I. Vorr. VII fg.
Itinerarium, chinesisches. I. 7 fg.
I-tschang-fu, Stadt ersten Grades in der Provinz Hu-pe am Blauen Flusse. I. 188 fg.
I-tu-hien, Stadt dritten Grades in der Provinz Hu-pe am Blauen Flusse. I. 193 fg.
Ju-kiao, d. h. Lehre der Gelehrten, die älteste Religion China's, von Confucius reformirt. II. 108.
Julien, Stanislas, berühmter Sinolog. I. 186. 194. II. 115.
Junken, ihre Einrichtung. I. 101 fg. 224, 234. II. 197. u. ö., auffällig bemalt. I. 234.
Jurien de la Gravière, über den Handel China's. II. 81 fg.
Justiz, Käuflichkeit der. I. 62 fg.

Kaberschara, Hauptstadt von Magadha in Indien. II. 116.
Kaiser von China, seine Stellung und Titel. I. 51.
Kanäle. I. 117 fg. II. 93 fg., der kaiserliche Kanal. I. 118.
Kan-leang, d. h. Trockenes und Kaltes, Benennung des Reisevorraths. II. 243.
Kan-su, Provinz China's. II. 73, reich an Steinkohlen. 76.
Kao-leang, eine Getreideart, Varietät des Holcus sorghum. I. 118.
Kao-lin, einer der Hauptstoffe zur Bereitung des Porzellans. II. 235.
Kao-pan, d h. Institut, in Pa-tung, Schauplatz der Prüfungen. I. 177.
Kao-wang, chinesische Gottheit. I. 76.
Katze, als Uhr benutzt. II. 194.
Kerulan, Fluss in der Mongolei. II. 230.
Ketschikten, s. Geschekten.
Khalkhas, Land der. II. 72. 227.
Khan-fu, Seehafen in der Provinz Tsche-kiang. I. 194. 206. II. 80.
Khang-hi, zweiter Kaiser der Mandschu-Dynastie I. 59. 63. 232, Beförderer des Christenthums. 88, Verfasser einer Sammlung Sentenzen zum Unterrichte des Volkes. II. 121, sein Urtheil über religiöse Dinge. 121 fg., Verfasser eines Wörterbuchs. 189, verbreitet den Anbau des Reises. 191 fg., lässt Trauben aus fremden Ländern kommen. 205.
Khara-Khorum, Hauptstadt der Mongolei. I. 84.
Khata, Glücksbinden. I. 11.
Khiaktha, russische Station an der Karawanenstrasse nach China. II. 16.
Khilian-schan - Gebirge in der Mongolei. II. 230.
Khiung-tscheu, Stadt zweiten Grades in der Provinz Sse-tschuen. I. 15.

Khiu-ping, Benennung der neun Klassen der Civil- und Militärbeamten in China. I. 54.
Khom-dan, alter Name von Si-nganfu (s. d.) in der Provinz Ho-nan. I. 194. 197 fg. 206 fg.
Khung-fu dze, d. h. Confucius. I. 69.
Kia-king, Kaiser der Chinesen. I. 38. 89, verurtheilt den Regendrachen zu ewiger Verbannung in die Tatarei. 130.
Kiang, d. h. Fluss. II. 75, Fluss in China. I. 112 fg., Kiang, der grosse Fluss, der Fluss κατ' ἐξοχήν. II. 74, Fluss in der Provinz Kiang-si. 238.
Kiang-kiun, Titel des Militärkommandanten. I. 226.
Kiang-nan, Provinz in China. I. 175.
Kiang-si, Provinz China's. II. 75. 104. 183 fg. 197 fg.
Kiang-su, Provinz China's. II. 75.
Kiao-yu, d. h. Freunde, Name, den die chinesischen Christen sich gegenseitig geben. I. 135.
Kien-long, zweiter Kaiser der Mandschu-Dynastie. I. 8. II. 72, Freund der Christen. I. 89. II. 184, lässt Trauben aus fremden Ländern kommen. 205.
Kien-tscheu, Stadt zweiten Grades in der Provinz Sse-tschuen. I. 100. 104 fg.
Ki-mao-fan, d. h. Hühnerfederhaus, eine Art Phalanstère in Peking. II. 200 fg.
Kin, eine Art chinesischer Flöte. I. 113.
Kindesmord. II. 208 fg., Edikte dagegen. 216 fg.
Kindliche Liebe, Ausdruck der geheimnissvollen Achtung der Vorzeit, ihr weitgreifender Einfluss im chines. Staats- und Familienleben. II. 157 fg.
King, d. h. die fünf heiligen Bücher, drittes Schulbuch. I. 74 fg., ihre Verehrung. 179.
King-gan-Berge in der Mongolei. II. 230.
King-te-tsching, Stadt in der Provinz Kiang-si, östlich vom See Phuyang, enthält die grösste Porzellanfabrik. II. 234 fg.
Kin-tscheu, Stadt in Hu-pe am Blauen Flusse. I. 214. 220 fg.
Ki-schan, chinesischer Gesandter in Lha-ssa. I. 2. 16. 28. u. ö. II. 252.
Kiun-ke-tschu, Benennung des zweiten Rathscollegium in China. I. 55.
Kiun-wang, mongolischer Titel eines Banneroberhauptes. II. 229.
Klaproth, hat die chinesischen Geographen fleissig benutzt. I. 194, hat das sogenannte chinesische Itinerarium nach Hyacinth's Uebersetzung revidirt und im Journal Asiatique herausgegeben. 8, sein Auszug der Legende des Buddha. II. 116, er stellt englisch silk, russisch scholk und mongolisch sirk (alles Ausdrücke für Seide) zusammen. I. 101.
Klassische Bücher, Sse-schu, s. d. I. 69 fg.
Kleine Frauen, d. h. Nebenfrauen. II. 140.
Kleinmüthigkeit der Chinesen. I. 142.
Klima China's. II. 75 fg.
Klöster der Bonzen. II. 124 fg., ihr Verfall. 130, für weibliche Bonzen. ebend.
Knöpfe, besser Kugeln, s. d.
Ko, eine Art Epheu, woraus man dauerhafte Stoffe webt. II. 77.
Kochkunst, Anlage der Chinesen zu derselben. I. 116 fg.
Kolo, räuberisches Volk in Osttibet. II. 229.
Komödianten in China. I. 152 fg., Anlage der Chinesen dazu. ebend.
Krankheiten, Gebräuche der Chinesen während derselben. II. 5. 22 fg. 131 fg., den Chinesen eigenthümliche Krankheiten. 15.
Krautland, Tsao-ti, die unbebauten Länderstrecken der Tatarei. II. 16.
Kriegsbaccalaureen, Kriegsdoctoren. I. 235.
Kriegsjunken. I. 234. auffällig bemalt. ebend.
Kua, die Linien im Y-king, s. d. I. 74.
Kuang-fu, Gattungsname der chinesischen Civil- und Militärbeamten. I. 54.
Kuang-ping, Sohn des Kuang-ti, s. d. I. 167, seine Verehrung. ebend.
Kuang-si, Provinz China's. I. 38.
Kuang-ti, der chinesische Kriegsgott, aus der Provinz Sse-tschuen gebürtig. I. 167, seine Verehrung. ebend.
Kuang-tong = Canton, Provinz China's. I. 38. II. 216, Sprache von Kuang-tong. I. 184.
Kuang-tsi-huen, eine Stadt dritten Grades in der Provinz Hu-pe. II. 150.
Kuang-tung, s. Kuang-tong.
Kuang-yn, bei den Chinesen Göttin des Porzellans und der Fruchtbarkeit; nach der buddhistischen Mythologie eine Person der indischen Trimurti. II. 126.
Kuan-hoa, d. h. allgemeine Sprache. I. 184.
Kuan-kuen, eine Art Banditen. II. 154 fg.
Kuan-si, II. 74. s. Kuang-si.
Kuan-tse, berühmter chines. Staatsökonom. II. 83, seine Ansicht vom Handel. ebend.

Kuei-tscheu, Stadt am Blauen Flusse in der Provinz Hu-pe. I. 187 fg.
Kuen-kiang-hien, Stadt dritten Grades in der Provinz Hu-pe. I. 243. II. 2 fg.
Kugeln auf den officiellen Kopfbedekkungen der Chinesen. I. 54.
Kugur-Berge in der Mongolei. II. 228.
Kuku-noor, mongolisch = Blaues Meer, Land und See, westlich von China. II. 74. 227 fg.
Kulun, See in der Mongolei. II. 72.
Kumbum, Stadt in Tibet, mit einem berühmten Lamakloster. I. 25.
Kung, chinesischer Titel, etwa Herzog. I. 54.
Kung, mongolischer Titel eines Bannerobcrhauptes. II. 229.
Kung-kuan, d. h. Gemeindepalast. I. 16. u. ö.
Kung-pu, sechster Gerichtshof, Ministerium der öffentlichen Bauten. I. 56.
Kuo-tze y, erster Präsident des Ministeriums unter der Tang-Dynastie. I. 82 fg.
Ku-pi, d. h. Orangenschale. II. 4.
Kure bokte ain schabi, mongolisch = ich bin ein Schüler des Heiligen von Kuren (s. d.). II. 228.
Kuren, mongolisch = enceinte, Umfriedigung. II. 228. s. Gross-Kuren. — Der Heilige von Kuren, s. Guison-Tamba.
Ku-tung, d. h. altes Gefäss, Benennung alter Porzellan- und Bronzearbeiten. II. 235 fg.
Kwangsi. II. 253. s. Kuang-si.
Ky, chinesisch = Banner, Provinz. II. 227.
Ky-yn, kaiserlicher Commissar. I. 22. 38, früher Vicekönig von Canton. II. 258.

Lagrenée, französischer Gesandter in China. I. 22. 38.
La-ko-nie, chines. Name des französischen Gesandten Lagrenée I. 22. 38.
Lama, Lamakloster. II. 227 fg.
Landwirthschaft. II. 183 fg. 188 fg., landwirthschaftliches Fest. 184 fg.
Langba, ein Lieblingsschüler Buddha's. II. 118.
Lao-niu-hui, d. h. Gesellschaft zum alten Ochsen. II. 52 fg.
Lao-tze, d. h altes Kind. II. 111, Zeitgenosse des Confucius, Begründer der Lehre der Tao-sse. 110, verfasste das Buch der Vernunft und der Tugend. 111.
Leang, Militär-Mandarine, Begleiter unserer Missionare. I. 101 fg.
Leang, ehemals Name einer Provinz China's. II. 100.
Leang-schan-hien, Stadt dritten Grades in der Provinz Sse-tschuen. I. 122.
Leao-tong, Provinz China's. I. 67, kam nebst der Mandschurei unter Kienlong an China. II. 72, hier findet man Essigpolypen. 219 fg.
Le Comte, 1685 Missionar in China. I. 87.
Leichenceremonien II. 133 fg.
Leichname, Besichtigung derselben. I. 161 fg., Verantwortlichkeit für dieselben. II. 18 fg.
Leichte Lektüre der Chinesen. II. 245.
Lha-ssa, Hauptstadt von Tibet. I. 8. u. ö.
Li, der zehnte Theil der französischen Meile. I. 4. u. ö.
Liebe, kindliche, s. kindliche Liebe.
Lien-hoa, chines. Name des Nenuphar. II. 190 fg.
Lieu, d. h. Weide, Mandarine aus der Gelehrtenklasse, der unsere Missionare von U-tschang-fu bis Nan-tschang-fu begleitete. II. 104.
Lieu-khieu, Inselgruppe an der Ostküste China's. II. 75.
Li-ki, d. h. Buch der Riten, das vierte der fünf heiligen Bücher. I. 75. II. 178.
Li-ma-teu, chinesischer Name des Pater Matthäus Ricci. I. 93.
Ling-pao-ju-y-tan, d. h. übernatürlicher Schatz für alle Wünsche, rothe Pillen, eine Art Panacee der Chinesen. II. 12 fg.
Li-pu, erster Gerichtshof, Ministerium der Civilbehörden. I. 55.
Literatur. I. 178 fg. 184 fg., die vier Sektionen derselben. 185.
Li-tschi, ein Gewächs. II. 189.
Liu-pu, Benennung der sechs vollziehenden Gerichtshöfe in China. I. 55.
Liu-siu-yen, Verfasser der Inschrift von Si-ngan fu. I. 82.
Lo-han, chinesischer Priester. I. 82.
Louvois, Marquis von, schickt Missionare nach China. I. 87.
Lo-yang, Stadt in der Provinz Ho-nan, früher Residenzstadt. I. 201 fg.
Lu, Militär-Mandarine, compromittirt sich. I. 134, wird von der Tafel ausgeschlossen. 136, und abgesetzt. 141.
Lu, ein reissender Strom in der Provinz Sse-tschuen. I. 6.
Lu, früher Königreich, jetzt Provinz Schan-tung. I. 75.
Ludwig der Heilige sendet im 13. Jahrhundert Rubruk als Missionar zu den Tataren. I. 84.
Lu-hua-tschu, ein Mandarine, Verfasser des chinesischen Itinerariums (s. d.). I. 8.

Lung-tschuan, d. h. Schiffsdrache, Benennung der Junken. I. 224.
Lung-yen, d. h Drachenauge, eine Pflanze. II. 189.
Lun-yu, d. h. philosophische Unterhaltung, das dritte der vier klassischen Bücher. I. 72 fg. 75.
Lu-schan, lu-hia, siao-sin-ho, d. h. im Erdgeschosse und im ersten Stock nehme man das Feuer in Acht, Ruf der chinesischen Nachtwächter. I. 126.
Lu-schi, chines. Naturforscher, seine Ansicht vom Wegzuge der Schwalben. II. 193.
Lu-ting-khiao, eine berühmte Brücke in der Provinz Sse-tschuen. I. 6.
Luxus der Chinesen. II. 98.
Ly, Friedensstifter der Königreiche. I. 160.
Ly, d. h. Rationalismus. II. 123.
Ly-fang, Name eines berüchtigten Schmiedes. II 153.
Ly-fan-yuen, Colonial-Bureau. I. 56.
Ly-kuo-ngan, Name eines Chinesen I. 8.
Ly-pu, dritter Gerichtshof, Cultusministerium. I. 56

Ma, chinesischer Name Perocheau's, Bischof von Maxula. I. 28.
Macao, portugiesische Niederlassung in der Provinz Canton in China. I. 42. 85 fg. II. 258.
Macartney, Lord, seine Angaben über die Bevölkerung China's. II. 62, leitet 1793 eine Gesandtschaft nach China. 73, verpflanzt die Hortensie aus China. 189.
Magadha, ein Land im südlichen Bahar in Indien. II. 116.
Mahamaia, d. h. die grosse Täuschung, Mutter des Buddha. II. 116.
Mahlzeiten, chinesische. I. 27. 114 fg., Abgeschmacktheiten, die man sich davon erzählt. 115 fg.
Mailla, Pater de, 1725 Missionar in China. I. 88, Uebersetzer von Ssema-kuang's Annalen. 185.
Malu-Toni, Schüler des Buddha. II. 118.
Mandarine, Ursprung des Namens. I. 54, Leben der Mandarinen. 64, früher und jetzt. 204 fg., ihre Sorglosigkeit. II. 60.
Mandarinenjunke. II. 239 fg.
Mandarinensprache, falsche Benennung der Kuan-hoa (s. d.). I. 184.
Mandschu-Tataren, ihr Einfluss auf das chinesische Volk und die chinesische Verwaltung I. 208 fg., haben die wichtigsten militärischen Stellen an sich gerissen. 227.
Manilla, chinesische Christen daselbst. I. 94.
Marco Polo, venetianischer Reisender. I. 50. 85. 198. 212.
Marine. I. 233.
Marktschreier in China. I. 152.
Ma-tuan-lin, Verfasser einer historischen Encyclopädie. I. 185.
Mauer, grosse, s. Grosse Mauer.
Medicin, chinesische. II. 2 fg., gerichtliche. I 161 fg.
Medicinisches Collegium in Peking. I. 59.
Mei-ling, Berg am Flusse Kiang in der Provinz Kiang-si. II. 237. 248.
Meng-tze, der zweite Weise China's. I. 73 fg. II. 100.
Messerstrafe. II. 164.
Metalle China's. II. 76.
Methodisten, ihre Thätigkeit in China. II. 232 fg.
Militärprüfungen. I. 235.
Militärverwaltung. I. 60.
Militärwesen. I. 227 fg.
Mincius, europäischer Name des Meng-tze, s. d. II. 73.
Ming, alter Name China's nach der Ming-Dynastie. I. 200.
Ming-Dynastie, gegen Ende des 16. Jahrhunderts. I. 38. 93. 161, berühmt durch Erbauung von Pagoden. II. 108.
Ming-jin, d. h. Menschen von Ming, Chinesen. I. 200.
Missernte, Ceremonien dabei. I. 130.
Mission, Geschichte der, in China. I. 81 fg.
Mohnbau in den südlichen Provinzen China's. I. 20.
Montcorvin, Jean de, französischer Missionar in China im Anfange des 14. Jahrhunderts. I. 85.
Montesquieu's Urtheil über China. I. 50 fg.
Morand, französischer Arzt, macht Versuche mit der Acupunctur. II. 8.
Moschus, Moschusgeruch, in China allgemein. II. 12.
Muhammedaner in China. II. 123.
Muigtsan, ein Lieblingsschüler Buddha's. II. 118.
Mukden, Hauptstadt der Mongolei. I. 36. 54.
Musik der Chinesen. II. 177 fg.
Muskitos. I. 240.

Nachtwächter. I. 125 fg.
Nan, chinesischer Titel, etwa Ritter. I. 54.
Nan-hiung, Stadt in der Provinz Canton. II. 249 fg.
Nanking, d. h. Hof des Südens. I. 37. 184, Sprache von, die allgemeine Sprache des Südens. ebend.

Nan-li, d. h. Ceremonie des südlichen Landes, chinesische Höflichkeitsformel. I. 122.
Nan-ling, d. h. Südgebirge, in China. II. 74. 253.
Nan-tschang-fu, Hauptstadt der Provinz Kiang-si. II. 104. 181. 222 fg.
Narakara, Fluss in Indien. II. 117.
Nationalcollegium in Peking. I. 59.
Nautische Spiele. I. 224 fg.
Nebenfrauen erlaubt. II. 140.
Nei ko, Benennung des ersten Rathscollegium in China. I. 55.
Nenuphar, die chinesische Nymphäa, wichtige Wasserpflanze. II. 190 fg., Sekte vom weissen Nenuphar, Pe-lien-kiao (s. d.). I. 93.
Nertschinsk, Stadt im russischen Sibirien an der Karawanenstrasse nach China. II 230.
Ngan-tscha-sse, d. h. Ausspürer der Verbrechen, eine Art Generalanwalt, zweiter Commissar einer Provinz. I. 30 fg. II. 172.
Ngan-ty, Kaiser von China. II. 193.
Ning-hia, Stadt in der Provinz Kansu, am Gelben Flusse. II. 74.
Ning-po, Hafenstadt der Provinz Tschekiang. I. 15. 86, hier landen 1687 die ersten französischen Missionare. 87.
Niu-schu, christlicher chinesischer Priester. I. 82.
Nordfluss, Arm des Perlflusses bei Canton. II. 253.
Nymphäa, chinesische, s. Nenuphar.

Obscönitäten in den dramatischen Dichtungen der Chinesen. I. 153.
Ohrenkrankheit durch den Saft eines gewissen Krautes geheilt. II. 14.
Olopen, ein Syrer, Priester in China. I. 82.
Opium. I. 18 fg.
Opiumkrieg im Jahre 1840 zwischen China und England. I. 18.
Orangenschale, Ku-pi, als Medicin. II 4.
Orden der Enthaltsamen, ein weiblicher Orden. II. 145.
Oros = Russen. II. 231.
Ortus, Volk in der Mongolei. II. 73.
Ostfluss, Arm des Perlflusses bei Canton. II. 253.

Pagoden II. 107 fg. 124 fg., Pagode des Confucius in Fu-ki-hien. I. 157.
Palankinträger. I. 9. u. ö.
Palissadenwall in Leao-tong. II. 72.
Pan-hui-pan, eine chinesische Schriftstellerin. I. 144.
Pao-hing, Vicekönig der Provinz Ssetschuen. I. 43. 176. u. ö.
Pao-ngan, d. h. verborgener Schatz, Name des Friedensrichters in Tsching-tu-fu. I. 61 fg.
Papier, beschriebenes, wird von den Bonzen überall zusammengelesen. II. 129.
Papierbereitung. I. 182.
Patois, chinesische. I. 184.
Pa-tung, Städtchen in der Provinz Hu-pe. I. 176 fg.
Pauperismus. II. 197 fg.
Pebum, Volk in Tibet auf dem Himalaya. II. 228.
Peking, d. h. Hof des Nordens, Hauptstadt von China. I. 36. 54. 184. u. ö., Lokalverwaltung von Peking. I. 58 fg., Sprache von Peking, die allgemeine des Nordens. 184, Cholera in Peking. II. 16.
Pekinger Zeitung, allgemeine Staatszeitung. I. 57.
Pe-li, d. h. Ceremonie des nördlichen Landes, chinesische Höflichkeitsformel. I. 122.
Pe-lien-kiao, Sekte vom weissen Nenuphar. I. 93.
Perboyre, französischer Lazarist, 1840 in U-tschang-fu, der Hauptstadt der Provinz Hu-pe, hingerichtet. I. 28. 41, Erinnerung an seine Leiden. II. 60 fg. 96 fg., sein Grabmal bei U-tschang-fu. 147.
Perlfluss bei Canton. II. 253.
Perocheau, Bischof von Maxula. I. 28, unsere Missionare bekommen einen Brief von ihm. 80.
Pe-tsche-li, Provinz China's. II. 73.
Pe-tun-tze, einer der Hauptstoffe zur Bereitung des Porzellans. II. 235.
Pfauen, sehr selten in China. I. 115.
Pferde selten. II. 221 fg.
Phalanstère in Peking. II. 200 fg.
Phu-yang, See in der Provinz Kiang-si. II. 75. 176. 181 fg. 196 fg.
Phy, chinesischer Titel, etwa Graf. I. 54.
Physik auf niedriger Stufe in China. I. 173 fg.
Pillen, rothe, Ling-pao-ju-y-tan, eine Art Panacee der Chinesen. II. 11 fg.
Ping, d. h. Soldat, steht vorn und hinten auf dem Rocke des Soldaten. I. 230.
Ping-fang, Stadt in China. II. 49.
Ping-hu, See in der Provinz Hu-pe. II. 61, Fahrt über denselben. ebend.
Ping-pu, vierter Gerichtshof, Kriegsministerium. I. 56.
Pinsel zum Schreiben. I. 67 fg. 182, schöner Pinsel, d. h. Kalligraph. I. 68.

Piscicultur in Kiang-si. II. 237.
Placate, sehr gewöhnlich als Ausdruck der Opposition gegen die Obrigkeit. II. 47 fg.
Plan-Carpin, 1246 von Innocenz IV. als Missionar zu den Tataren gesandt. I. 84.
Politik wird von den Chinesen nicht viel getrieben. II. 55.
Polygamie erlaubt. I. 145. II. 140.
Polypenessig. II. 219 fg.
Porcelaine craquelée. II. 235.
Portugiesen in China im Anfange des 16. Jahrhunderts. I. 85.
Porzellan. II. 234 fg.
Porzellanfabrikation. II. 77. 242, ihr Schutzgott. 236.
Porzellanthurm in Nanking. II. 106.
Possenreisser. I. 152.
Posten giebt es nicht. II. 174.
Pouillet, französischer Arzt, machte Versuche mit der Acupunctur. II. 8 fg.
Pressfreiheit. II. 54.
Privilegien der Chinesen. II. 50 fg.
Processe. I. 178.
Produkte China's. II. 75 fg. 188 fg.
Provinzialverwaltung. I. 59.
Provinzialzeitungen. I. 58.
Prüfungen, literarische. I. 155. 177 fg., militärische. 235.
Pu-kan, d. h. ich möchte nicht wagen, chinesische Höflichkeitsformel. I. 122.
Pulse, deren der Mensch nach der Ansicht der Chinesen mehrere hat. II. 3.
Pu-tsching-sse, chinesische Benennung des ersten Commissars einer Provinz. I. 30.
Put-tun-kiao, tun-ly, d. h. die Religionen sind verschieden, die Vernunft ist eine, Ausdruck der religiösen Gleichgültigkeit der Chinesen. II. 123.
Pu-tu, eine Insel des Archipels von Tschu-san an der Küste der Provinz Tsche-kiang, mit einem berühmten Bonzenkloster. II. 124.

Raserei, von den Chinesen glücklich geheilt. II. 14.
Räuber in China. II. 152 fg.
Rauch, Rauchblatt, chinesische Benennung des Tabaks; Rauch essen, d. h. rauchen; Rauchrohr, d. h. Tabakspfeife. I. 118, Rauch für die Nase, d. h. Schnupftabak; Rauch für die Nase riechen, d. h. schnupfen. 119.
Rauchen, Rauchtabak. I. 118.
Recepte. II. 4.
Regendrache. I. 130, wird in die Verbannung geschickt. ebend.
Regierungsform China's. I. 51 fg.
Reis, Hauptnahrung der niederen Klassen, vorzüglich im Süden. II. 188, kaiserlicher Reis. 191.
Reisen, Reisegelegenheiten. II. 241 fg.
Reiswein. II. 205. u. ö.
Religionen in China. II. 33 fg. 108 fg. 121 fg., Gleichgültigkeit in religiösen Dingen. I. 91. 95 fg.
Religion des Herrn des Himmels, chinesische Benennung der christlichen Religion. I. 38.
Revolutionen, religiöse und politische, in China. II. 34 fg.
Revue der Truppen. I. 231.
Rhabarber, Ta-hoang. II. 4.
Rhâkko-Mansu, Name eines grossen Affen, der den Buddha (Gotamâ) häufig besuchte, und mit Lebensmitteln versah, als er als Büsser lebte. II. 117 fg.
Ricci, Pater Matthäus, im 16. Jahrhundert Missionar in China. I. 81 fg. 86 fg. 212, stirbt 1610. 87.
Ricinusbaum, sein Oel in China nur zur Beleuchtung gebraucht. I. 115.
Rizzolatti, apostolischer Vicar von Hu-pe. II. 148, von den Mandarinen nach Hong-kong gebracht. ebend.
Rollvorhänge in Leang-schan-hien. I. 133.
Rubruk, im 13. Jahrhundert von Ludwig dem Heiligen als Missionar zu den Tataren gesandt. I. 84 fg.

Salz, Regierungsmonopol. I. 192 fg.
Salzbrunnen, Yen tsing (s. d.). I. 168 fg.
Salzduanen. I. 188.
Samdadschiemba, Huc's und Gabet's Kameelführer auf der Reise durch die Tatarei und Tibet. I. 25. 30.
Sancian, kleine Insel an der südlichen Küste China's. I. 86.
San-dze-king, d. h. heiliges trimetrisches Buch, erstes Schulbuch. I. 68 fg.
Sangdan, ein Lieblingsschüler Buddha's. II. 118.
San-kiao, y-kiao, d. h. die drei Religionen sind nur eine, Ausdruck des chinesischen Skepticismus und Unglaubens. II. 123.
Sanschwui, Stadt westlich von Canton. II. 253.
Sapeke, chines. Münze. II. 95 fg. u. ö.
Särge werden gewöhnlich noch bei Lebzeiten angeschafft u. sind Luxusartikel. II. 21 fg., Brüderschaft der unentgeltlichen Särge. 199.
Sarlyk, mongolische Benennung des Grunzochsen. II. 219. 228.

Schakia, Name einer Brahmanenfamilie, aus welcher Buddha abstammt. II. 116.
Schakia-Muni, d. h. Büsser von Schakia, Name, den sich Buddha beilegte. II. 118.
Schal, Adam, Missionar in China. I. 87.
Schamo, d. h. Sandmeer, chinesischer Name der Wüste Gobi. II 72
Schang-hai, Stadt in der Provinz Kiang-su. I. 42.
Schang-tong, Provinz China's. I. 53. 60. 69. II. 74. 104. 170, hier trat 1820 zuerst die Cholera auf. 15.
Schan-hai-kuan, ein Thor der Grossen Mauer in der Provinz Leao-tong. II. 72.
Schan-si, Provinz China's. I. 62. II. 73, reich an Solfataren. 75.
Schan-tong, s. Schang-tong.
Schan-tung, s. Schang-tong.
Schan-ty, d. h. der unumschränkte Herrscher, Gott. II. 178.
Schan-yu, d. h. heilige Erlasse, nämlich des Kaisers, welche am 1. und 15. jedes Monats vorgelesen werden sollen. I. 205.
Schan-yu-ting, d. h. Saal der heiligen Belehrungen, Name des Ortes, wo die Mandarinen dem Volke Belehrung ertheilen sollen. I. 204.
Schao-hing, Ort der Provinz Tsche-kiang, erzeugt den besten Reiswein. II. 205.
Schao-kuo, d. h. Brennereien. II. 207. u ö.
Schari, Sohn des weisen Baburenu, Schüler des Buddha. II. 118.
Schauspieler in China. I. 152.
Schauspielertruppen. I. 153.
Sche-king, d. h. Buch der Verse, das dritte der fünf heiligen Bücher. I. 75.
Schen-si, Provinz China's II. 41. 73. u. ö.
Schen-tsung, Kaiser der Song-Dynastie. II. 37 fg.
Schiffsdrache, Lung-tschuen (s. d.), Benennung der Junken. I. 224.
Sching-ho, d. h. harmonische Mitte, die Quelle des Wahren, Schönen und Guten. I. 71.
Sching-king, chinesischer Name von Mukden, Hauptstadt der Mandschurei. I. 36.
Schiram, armenisch = Seide. I. 201.
Schlauheit der Chinesen. II. 95.
Schnupfen, Schnupftabak. I. 119.
Scholk, russisch = Seide. I. 201.
Schoten, als kühlendes Arzeneimittel. II. 2 fg.
Schreibmaterialien. I. 182.
Schrift, Hochachtung der Chinesen vor der Schrift. II. 129, s. Chinesische Schrift.
Schriftsteller, Verhältnisse derselben. I. 178 fg.
Schui-lung, d. h. Wasserdrache, chinesische Benennung der Feuerspritze. I. 127.
Schui-niu, d. h. Wasserochse, beim Bestellen der Reisfelder verwendet. II. 187.
Schu-king, d. h. Buch der Geschichte, das zweite der fünf heiligen Bücher. I. 74.
Schullehrer in China. I. 65.
Schun, Gründer der chines. Monarchie. II. 178, hielt die Musik sehr hoch. ebend.
Schun, Premier-Minister des Kaisers Yao. II. 254.
Schuo-schu-ti, d. h. öffentlicher Vorleser. II. 55.
Schwalben, Sagen von ihrem Wegzuge. II. 193.
Schwarzer Fluss, Amur, in der Mandschurei. II. 72. 75.
Schwimmende Inseln. II. 61 fg.
Schwindsucht unheilbar. II. 15.
See, chinesisch = Seide. I. 201.
Seen China's. II. 75.
Seeraben, auf dem See Ping-hu in der Provinz Hu-pe beim Fischfang benutzt. II. 64 fg.
Seide. I. 201.
Seidenwirkerei. II. 77.
Seiltänzer, gewöhnlich Frauen. I. 154. II. 249 fg.
Selbstmord, sehr häufig in China. I. 163 fg., vorzüglich bei den Frauen. 145, Verantwortlichkeit für Selbstmörder 163.
Ser, nach griechischen Schriftstellern Seidenwurm und Bewohner von Serica. I. 201.
Ser, koreanisch = Seide. I. 201.
Seres. I. 201.
Serica, Land aus dem die Seide kommt. I. 201.
Servietten, in heisses Wasser getaucht, um sich Gesicht und Hände abzuwischen. I. 99.
Si, d. h. Westen. I. 199.
Sian-yo, Benennung der Dorfrichter im nördlichen China. I. 53. 177.
Siao, der Schmied. I. 229.
Siao-hoai, sein Plan über das Kanalsystem. II 93.
Siao-sin, d. h. verkleinere dein Herz (mässige deinen Muth), Ausdruck der chines. Feigheit und Kleinmüthigkeit. I. 142.
Si-fan, räuberisches Volk in Osttibet. II. 229 fg.
Si-hai, d. h. Westmeer, sonst chines. Benennung des Kuku-noor. II. 229.

Si-hu, d. h. westlicher See, in der Provinz Tsche-kiang. II. 75.
Sikiang, d. h. Westfluss, Arm des Perlflusses bei Canton. II. 253.
Si-men-yuen, d. h. Garten des Westthores, Name eines grossen Etablissements in U-tschang-fu. II. 105 fg.
Sin, Sina, arabische Benennung China's. I. 200.
Sinae, Sinenses. I. 200.
Si-ngan-fu, sonst Khom-dan genannt, I. 194, ehemals Hauptstadt China's. 81, Inschrift von Si-ngan-fu. 81 fg., ihre Glaubwürdigkeit von Voltaire bezweifelt. 82.
Si-ning, Stadt in der Provinz Kan-su. II. 74.
Siraf, Hafenort in Persien. II. 80.
Sirghe, mandschu = Seide. I. 201.
Sirke, mongolisch = Seide. I. 201.
Si-tshang, chinesischer Name von Tibet. I. 36. 45.
Si-yang-jin, d. h. Leute von den westlichen Meeren, Benennung der Europäer. I. 199.
Si-yuen, d. h. Waschen der Grube, ein gerichtlich medicinisches Werk. I. 161 fg.
Skepticismus der Chinesen. II. 122 fg.
Socialismus in China unter der Song-Dynastie im 11. Jahrhundert. II. 36 fg.
So-fan, Provinz in Osttibet. I. 82.
Sohn des Himmels, Titel des chines. Kaisers. I. Vorr. X. 36.
Sohn des Meeres, chinesischer Name des Blauen Flusses. II. 69.
Soldaten. I. 227 fg., schlecht equipirt und disciplinirt. 235.
Solidaritäts-System. II. 159 fg.
Song-Dynastie, im 11. Jahrhundert. I. 111 fg. 161. 185. II. 36, erbaute grosse Strassen und Brücken. I. 117. II. 108, Revolutionen unter dieser Dynastie. 36 fg.
Songari, Fluss in der Mongolei und Mandschurei. II. 72.
Song-tsche-hien, Stadt in Hu-pe. I. 202 fg.
Spanische Dominicaner in der Provinz Fo-kien in China. I. 93.
Sperberschnabel, Name einer Kriegsjunke. I. 234.
Spiel verboten. II. 51, Verein gegen die Spieler. 51 fg. 202 fg.
Sprache, s. Chinesische Sprache.
Sprüchwörter, chinesische. II. 246 fg.
Sse, d. h. Commissar, chines. Benennung der ersten Civilbeamten nächst dem Vicekönig. I. 30.
Sse-dze-king, d. h. heiliges Buch in vier Charakteren, kleine christlich-theologische Encyclopädie. I. 69.
Sse-lu, Name eines Mannes. I. 71.
Sse-ma-kuang, erster Minister des Reichs I. 110 fg., einer der berühmtesten Historiker China's. 185. II. 37, seine Annalen. I. 185, Gegner der socialistischen Partei. II. 37 fg., Abel-Rémusat's Urtheil über ihn. 37 fg., sein Garten. I. 110 fg.
Sse-ma-tsien, kaiserlicher Historiker. I. 185. II. 205.
Sse-schu, d. h. die vier klassischen Bücher, zweites Schulbuch. I. 69 fg., ihre Verehrung. 179.
Sse-tschuen, d. h. vier Thäler, Provinz China's. I. 14. 166 fg. u. ö., Erzeugnisse. 118 fg. 166 fg., Charakter seiner Einwohner. 167.
Sse-tu, d. h. die vier Ergüsse, Bezeichnung, wonach man die Flüsse classifizirt. II. 75.
Sse-ye, d. h. Rathgeber oder Pädagog. I. 159.
Städte China's, ihre Eintheilung in Fu, Tscheu und Hien. I. 23. 59, ihre Bauart. II. 105 fg.
Staunton, George Thomas, hat das Strafgesetzbuch China's übersetzt. II. 156.
Stiefel, Geschenk für einen abgesetzten Mandarinen, wofür ihm die seinigen ausgezogen und am Stadtthore aufgehängt werden. II. 46 fg.
Stil, Stilgattungen, die drei, der geschriebenen Sprache. I. 183 fg.
Strafen. II. 156. 164. 244 fg.
Strassen in China. I. 117. II. 180 fg.
Südgebirge, Nan-ling, in China. II. 74.
Sutadanna, Herrscher von Magadha, Vater des Buddha. II. 116.
Su-tscheu, Stadt in der Provinz Kan-su. II. 74.
Su-tsung, Kaiser von China. I. 83.

Tabak von Leao-tong. I. 67.
Tabaksbau, von den Mandschu in China eingeführt. I. 118 fg.
Tabaksdosen in China. I. 119.
Tachard, 1685 Missionar in China. I. 87.
Tagalen, Ureinwohner der Philippinen. I. 95.
Ta-hio, d. h. grosses Studium, das erste der vier klassischen Bücher. I. 69 fg.
Ta-hoang, d. h. Rhabarber. II. 4.
Tai-hu, d. h. grosser See, auf der Grenze der Provinzen Kiang-su und Tsche-kiang. II. 75.
Tai-ping-sche, d. h. Agentur der allgemeinen Friedensstiftung. II. 53.
Tai-tsi, mongolische Benennung eines Banneroberhauptes. II. 229.

Tai-tsing-hui-tien, d. h. Sammlung der Verordnungen der grossen Dynastie der Tsing, chinesisches juristisches Werk. I. 55.
Tai-tsung, Kaiser von China, Beförderer des Christenthums. I. 82.
Tambaku, mongolische Benennung des Tabaks. I. 118.
Tam-tam, musikalisches Instrument der Chinesen. I. 126. u. ö.
Tang, alter Name China's nach der Tang-Dynastie. I. 200.
Tang-Dynastie. I. 82. 177. 194, berühmt durch ihre Thurmbauten. II. 108.
Tao, chinesische Sekte. I. 186.
Tao-kuang, Kaiser von China. I. 36. 38 fg.
Tao sse, d. h. Doktoren der Vernunft. II. 110, ihre Lehre von Lao-tze begründet. 110, ihre Lage. 123.
Tapferkeit der Chinesen. I. 235 fg.
Taschenspieler. I. 154.
Tatarenstadt, Benennung der Militärkasernen. I. 225. 227.
Ta-thsin, alte chinesische Benennung des römischen Reiches. I. 82.
Ta-tsien-lu, chinesische Grenzstadt in der Provinz Sse tschuen nach Tibet zu. I. 3.
Ta-tsing-lu-li, d. h. Gesetze und Verordnungen der grossen Tsing-Dynastie, Titel des chines. Strafgesetzbuches. II. 156.
Taubheit durch den Saft eines gewissen Krautes geheilt. II. 14.
Tempel, s. Pagoden.
Tempel der literarischen Erzeugnisse, s. Wen-tschang-kun.
Te-siu, chinesischer Moralist. II. 63, seine Ansicht über das Zu- und Abnehmen der Bevölkerung China's. ebend.
Teufel vom Westmeer, chinesischer Schimpfname für die Europäer. I. 30. 158.
Thai-tong, Stadt in der Provinz Kuan-si, nahe an Schan-si. II. 74.
Thai-tung, Stadt in der Provinz Schan-si. II. 77.
Thang, alter Name China's nach der Thang-Dynastie. I. 200.
Thang-jin, d. h. Menschen von Thang, Chinesen. I. 200.
Tha-so, religiöse Sekte. I. 83.
Theater in Yao-tschang. I. 150, Theater finden sich fast an jedem Orte. 152 fg.
Theatralische Vorstellungen, Veranlassung dazu. I. 153.
Thee, in Backsteinform versandt. I. 10, wird siedend heiss getrunken. 99, viel gebaut in Sse-tschuen. 166. Ceremonien beim Trinken desselben. 123.
Thiere China's. II. 77.
Thsin-Dynastie. I. 200.
Thsing, Name der Mandschu-Dynastie. I. 200, nach ihr Benennung China's. ebend.
Thsing-jin, d. h. Menschen von Thsing, Chinesen. I. 200.
Thsing-sche-huang, Kaiser von China. I. 75. 200.
Thsin-ling, d. h. Blaue Berge, in China. II. 74.
Thung-thing, See auf der Grenze von Hu-nan und Hu-pe. II. 75. 183.
Thür der Dämonen in Theatern. I. 153.
Tien-dse, d. h. Sohn des Himmels, Titel des chines. Kaisers. I. 51. u. ö.
Tien-hia, das Untere des Himmels, Name China's. I. 202.
Tien-men, Stadt in der Provinz Hu-pe. II. 24 fg., reich an Wassermelonen. 25.
Tien-te, d. h. himmlische Tugend, Name, den sich der Leiter der jetzigen Insurrection in China gegeben hat. I. Vorr. VIII. 52.
Tien-tschao, d. h. himmlisches Reich, Name China's. I. 202.
Tien-tschu, d. h. Herr des Himmels, Gott. I. 93 fg.
Tien-tschu-kiao, d. h. Religion des Herrn des Himmels, chinesische Benennung der christlichen Religion. I. 93.
Tien-wen, d. h. himmlische Wissenschaft, Astronomie. II. 233.
Tiger, Tigris, s. Bocca Tigris.
Timkowski, führte 1821 die russische Gesandtschaft nach Peking. I. 228, seine Angaben über die chinesische Heeresmacht. ebend.
Timotheus, Patriarch der Nestorianer, sendet im Anfange des 9. Jahrhunderts Mönche zu den Hiung-nu-Tataren. I. 84.
Ting, Mandarine aus dem Gelehrtenstande, Begleiter unserer Missionare von Tsching-tu-fu bis U-tschang-fu. I. 76. u. ö., er macht den Schauspieler. 151, seine Betrügereien. 100 fg., sein Abschied. II. 102 fg.
Tingri-in-Tingri, mongolisch = Gott der Götter, Benennung des Buddha. II. 117.
Ti-pao, Titel der Dorfrichter im Süden. I. 177.
Ti tu, Titel des Generals und Admirals. I. 60. 234.
Todesstrafe. II. 164.
Tod, Ausdrücke der Chinesen dafür. II. 133.

Todtencultus. II. 136 fg.
Tödtungsarten. I. 161.
Torgot, Provinz in der Dzungarei. I. 130. II. 228.
Transportmittel in China. II. 241 fg.
Trauben, Traubenwein in China. II. 204 fg.
Trauer der Chinesen. II. 133 fg., Dauer derselben. 138. 168 fg.
Trauerweide, Spitzname des Mandarinen Lieu. II. 105. u. ö.
Trimetrisches Buch, San-dze-king, s. d. I. 68 fg.
Triumphbogen zu Ehren der Jungfrauen und Wittwen. I. 15.
Trockenheit, Ceremonien dabei. I. 130.
Trunksucht. II. 204 fg.
Tsaidam, Fluss in der Mongolei. II. 230, Tsaidam-Mongolen. ebend.
Tsao-ti, d. h. Krautland, Grasland, die unbebauten Länderstrecken der Tatarei. II. 16. 227.
Tscha-dze, eine Art Messer, mit dem man das Stroh klein hackt. II. 211.
Tschang, Fluss in Kiang-si. II. 222.
Tschang-ngan, Stadt in China, berühmt durch ihren Thurm, den man „die Hälfte einer Stadt" nennt. II. 107.
Tschang-scheu-hien, Stadt dritten Grades in der Provinz Sse-tschuen. I. 128 fg.
Tschao, Christenfamilie in Leang-schan-hien. I. 135, Simon Tschao, Oberhaupt dieser Familie. 139.
Tschao-yng, chines. Staatsökonom. II. 84, seine Ansicht von Geld und Zinsen. ebend.
Tsche-kiang, Provinz China's. I. 15. 145. II. 75. 124. 198.
Tscheu, d. h. Stadt zweiten Grades, Präfektur. I. 23. 59.
Tscheu-Dynastie. I. 201.
Tscheu-kong, Verfasser des Tscheu-ly, s. d. II. 204.
Tscheu-kung, Onkel des Kaisers Tsching-wang. I. 201.
Tscheu-ly, Titel eines Buches, welches eine Beschreibung der kaiserlichen Gärten enthält. II. 204.
Tschi-ly, Provinz China's. I. 60.
Tschina, malaische und Hindu-Benennung China's. I. 200.
Tschinggis-khan. II. 43 fg. 229.
Tching-tu. I. 8. s. Tching-tu-fu.
Tsching-tu-fu, Hauptstadt der Provinz Sse-tschuen. I. 23 fg. 48 fg.
Tsching-wang, zweiter Kaiser der Tscheu-Dynastie. I. 201.
Tschuang-yung, d. h. unveränderliche Mitte, das zweite der vier klassischen Bücher. I. 71 fg.
Tschu-hi, ein chinesischer Gelehrter, berühmt durch seine Gespräche. I. 185.
Tschu kiang, d. h. Perlfluss, Fluss bei Canton. II. 253.
Tschung-hoa, d. h. Blume der Mitte, Name China's. I. 202.
Tschung-khing, Stadt ersten Grades in der Provinz Sse-tschuen, am linken Ufer des Blauen Flusses. I. 107. 119 fg., hat einen herrlichen Gemeindepalast. 110 fg., zahlreiche Christengemeinde daselbst. 120.
Tschung-king, Stadt am Blauen Flusse, 300 Meilen vom Meere. I. 187.
Tschung-kuo, d. h. Reich der Mitte, ältester Name China's. I. 201.
Tschung-kuo-jin, d. h. Menschen des Reiches der Mitte, Chinesen. I. 202.
Tschun-thsin, d. h. Buch des Frühlings und Herbstes, das fünfte der fünf heiligen Bücher. I. 75.
Tschu-san, eine Inselgruppe an der Küste der Provinz Tsche-kiang. II. 124.
Thürme, ihre Bauart. II. 106 fg., Tradition über ihren Ursprung. ebend.
Tsai-li, ein Kloster in Tibet, nahe bei Lha-ssa, Station an der Strasse von Tsching-tu-fu nach Lha-ssa. I. 8.
Tse-hia, Name eines Mannes. II. 109.
Tsei-mei, ein der italienischen Mora analoges Spiel. II. 201.
Tse-liu-tsing, d. h. die acht von selbst fliessenden Brunnen, Ort in der Provinz Sse-tschuen, berühmt durch einen Vulkan, den man vollkommen bewältigt hat, und durch Salzbrunnen. I. 171 fg.
Tseu-kong, Name eines Chinesen. II. 115.
Tsey-uo, d. h. Diebsnest. II. 53.
Tsi, d. h. Fluss. II. 75.
Tsiang-kiung, Titel des Festungscommandanten. I. 60.
Tsien, Name des gesetzlich anerkannten chines. Geldes. II. 95.
Tsien-tsche, chines. Staatsökonom. II. 86, seine Ansicht über Geld und Zinsen. ebend.
Tsin-Dynastie. II. 94.
Tsing-Dynastie, die jetzt regierende. II. 108. 156.
Tsing-hai, d. h. Blaues Meer, jetzt chines. Benennung des Kuku-noor. II. 229.
Tsing-khi-hien, Stadt dritten Grades in der Provinz Sse-tschuen. I. 12.
Tsing-leao, lebewohl, chines. Höflichkeitsformel. I. 124.

Tsing-sche-hoang-ti, verbrennt und zerstört die Bibliotheken. I. 161. II 178.
Tsing-schen, d. h. ich lade euch ein, euch der Fächer zu bedienen, chinesische Höflichkeitsformel. I. 123.
Tsing-tscha, d. h. ich lade euch ein, den Thee zu trinken, chines. Höflichkeitsformel. I. 123.
Tsin-schi-hoang-ti, Kaiser von China, Erbauer der Grossen Mauer 214 n. Chr. II 73.
Tsot-ngon-po, tibetanisch = das Blaue Meer, Kuku-noor. II. 229.
Tsung-ping, Titel des Vice-Admiral. I. 60. 235.
Tsung-tu, Titel des General-Gouverneurs oder Vicekönigs in den Provinzen. I. 59.
Tsu-mo-dze, d. h. Essigpolyp. II. 219 fg.
Tula, Fluss im Lande der Khalkhas. II. 228.
Tun-sse, d. h. Dolmetsch. II. 29.
Tun-tschin-sse, Repräsentations-Tribunal. I. 57.
Tusche. I. 182.
Tu-sse, Titel des Militär-Commandanten von U-schan. I. 160. II. 46.
Tu-tscha-yuen, allgemeines Censoramt. I. 57.
Tze, chinesischer Titel, etwa Baron. I. 54.

Uan-ly, Kaiser von China. I. 93.
Udipa, Königreich in Indien an den Ufern des Narakara. II. 117.
Uen-ty, Kaiser von China, besang den Wein. II. 205.
Ui-tsang-thu-tschi, d. h. Beschreibung von Tibet mit Abbildungen, Titel des sogenannten chinesischen Itinerarium. I. 8.
Unglaube der Chinesen. II. 122 fg.
Unterricht in China. I. 66 fg.
U-pi-ta-dze, d. h. Fischhaut-Tataren. II 228.
U-schan, Stadt am Blauen Flusse in der Provinz Sse-tschuen. I. 159.
U-tong-kiao, Ort in der Provinz Sse-tschuen, reich an Salzbrunnen. I. 171 fg.
U-tschang-fu, Hauptstadt der Provinz Hu-pe am Blauen Flusse, Han-yang gegenüber. I. 28. 41. 176. II. 69 fg. 92 fg.

Vacher, von den fremden Missionen, sein Schicksal. I. 3.
Varanasi = Benares in Indien, wo sich Buddha nach seinem Einsiedlerleben niederliess. II. 118.
Varo, Pater, seine Nachrichten über die Höflichkeit der Chinesen sind falsch. I. 120.
Verantwortlichkeit, allgemeine. II. 159 fg., für Selbstmörder. I. 163, für Leichname. II. 18 fg., der Vorgesetzten für ihre Untergebenen. I. 222.
Verbiest, Missionar in China. I. 87.
Verbrannte. I. 162.
Verehrung der heiligen und klassischen Bücher. I. 179.
Vereine gegen die Spieler. II. 51 fg., gegen die Diebe. 52 fg.
Vereinsrecht, freies. II. 51.
Vergiftete. I. 162.
Vicekönig = General-Gouverneur in den Provinzen, Tsung-tu. I. 59.
Visdelou, 1685 Missionar in China. I. 87.
Voltaire's Urtheil über China. I. 50, er bezweifelt die Glaubwürdigkeit der Inschrift von Si-ngan-fu. 82.
Vorfahren, Verehrung derselben. II. 136 fg.
Vorleser, öffentliche, Schuo-schu-ti. II. 55.
Vorurtheile der Europäer in Betreff China's. II. 27 fg. 55 fg.
Vulgärstil. I. 183 fg.
Vulkane. II. 75.

Wang-ngan-sche, Haupt der socialistischen Partei in der Revolution unter der Song-Dynastie. II 36 fg., sein socialistisches System. 39 fg., Abel-Rémusat's Urtheil über ihn. 37.
Wan-li-tschang-tsching, d. h. die grosse Mauer von 10,000 Li Länge, chinesischer Name der Grossen Mauer. II. 73.
Wassermelonen, ihre Kerne eine Lieblingsspeise der Chinesen. I. 29. II. 25 fg., als Medicin. 3, vorzüglich in Tien-men in der Provinz Hu-pe. 25.
Watson, Oberst, führte das Opium in China ein. I. 18.
Weeler, Vice-Resident in Britisch-Indien, führte das Opium in China ein. I. 18.
Wege, Wegebauten in China. I. 117. II. 180 fg. 214 fg.
Wein, Weinstock, Weinberge. II. 204 fg.
Wei-schan, junger Chinese, Begleiter unserer Missionare. I. 103. u. ö.
Wen-tschang-kun, d. h. Tempel der literarischen Erzeugnisse, in Fu-kihien. I. 155. II. 222 fg.
Westfluss, Sikiang, Arm des Perflusses bei Canton. II. 253.
Westlicher See, Si-hu, in der Provinz Tsche-kiang. II. 75.

Whampoa, Stadt, westlich von Canton. II. 253.
Wirthshäuser. II. 242 fg.
Wissenschaften, Schriften über. I. 185.
Wissenschaftliche Kenntnisse der Chinesen. I. 137 fg.
Wundercuren der Chinesen. II. 13 fg.

Xaver, der heilige Franz, Missionar in Japan. I. 86.

Ya-lu, Fluss in Leao-tong. II. 72.
Ya-me-ly-kien, d. h. Amerikaner. I. 199.
Yang, d. h. Meer. I. 199.
Yang-dze-kiang, s. Yang-tze-kiang.
Yang-lung, d. h. Seedrache, oder europäischer Drache, chinesische Benennung der Feuerspritze. I. 127.
Yang-siu, chinesischer Philosoph. II. 179.
Yang-ti, Kaiser der Tsing-Dynastie, baute bedeutende Kanäle. II. 93. 193.
Yang-ty, s. Yang-ti.
Yang-tze-kiang, d. h. Fluss Sohn des Meeres, chinesischer Name des Blauen Flusses, welcher Sse-tschuen durchfliesst. I. 101. 166. II. 71. 75. s. Blauer Fluss.
Yan-kui-dze, d. h. Westmeer. I. 30, Teufel vom Westmeer, Benennung der Europäer in China. ebend.
Yao, Kaiser von China. II. 254.
Yao-tschang, Ort in Sse-tschuen am Blauen Flusse. I. 148.
Ya-tscheu, Stadt zweiten Grades in der Provinz Sse-tschuen. I. 13.
Yen-tsing, d. h. Salzbrunnen, in der Provinz Sse-tschuen. I. 168 fg.
Y-king, d. h. Buch der Veränderungen, das erste der fünf heiligen Bücher. I. 74.
Yn, Bergkette im Norden China's. II. 72.
Yo-king, d. h. Buch der Musik. II. 178.
Y-su, chinesischer Priester, den Christen günstig. I. 82.
Yu, alter Name China's nach der Yu-Dynastie. I. 200.
Yu, chines. Name des Nierensteines. II. 77.
Yuen, Mongolen-Dynastie. I. 153. 161. II. 205.
Yu-mi, d. h. kaiserlicher Reis. II. 191.
Yung-tsching, Kaiser von China, Nachfolger seines Vaters Khang-hi, und Commentator der Sentenzen-Sammlung desselben. II. 121., Feind der Christen. I. 88. 92 fg., lässt Trauben aus fremden Ländern kommen. II. 205.
Yun-nan, Provinz China's. I. 18. II. 75. 253, reich an Seen. 75.
Yu-yng-tang, d. h. Tempel der Neugebornen, eine Art Findelhaus in Peking. II. 215.

Zeitung, Pekinger allgemeine Staatszeitung. I. 57, Provinzialzeitungen. 58.
Zinsen, Zinsfuss. II. 84 fg.
Zipangri, alter Name von Tibet. I. 85.
Zollbeamte. I. 188. 192 fg.
Zollsystem., I, 188. 192 fg.
Zucker, Zuckerrohr in China. I. 118.

Berichtigungen.

Theil I. Seite 132. Zeile 14 v. o. statt „tragen" lies ziehen.
„ I. „ 155. „ 4 v. o. statt „U-tschan" lies U-schan.
„ II. „ 3. „ 6 v. o. statt „mit gekochtem Zucker" lies mit gekochten Gurken.
„ II. „ 196. Inhaltsangabe Zeile 2 statt „Unbedeutende" lies Unbebaute.

Druck von Sturm und Koppe (A. Dennhardt) in Leipzig.

CHINA.



CHINESISCHE TATAREI
MONGOLEI
DIE ORTOS
JAPANISCHES MEER
GELBES MEER
GROSSER OCEAN
GOLF V. PHU HAI od. Tschi-li
GOLF V. LEAO TONG
LEAO-TONG
COREA
PETSCHELY
SCHAN-TONG
SCHAN-SI
CHEN-SI
KAN-SU
HO-NAN
HU-PE
HU-NAN
KIANG-SI
KIANG-NAN
TSCHE-KIANG
FO-KIEN
KUANG-TONG
KUANG-SI
KUEI-TSCHEU
YUN-NAN
SSE-TSCHUEN
TIBET
KÖNIGREICH ANNAM
GOLF V. TONG-KING
INSEL NIPHON
KIUSIU
Formosa
PEKING
NANKIN
CANTON
Macao
Tong-King
Ava
Bhamo
Manilla (Ins. Luzon)
Süd Cap
YEDO
Länge nach dem Meridian von Paris
Huc's Reiseweg.
Ta-tsien-lu (Anfangspunkt der Reise an der Grenze Chinas)
Tsching-tu-fu (Hauptstadt der Provinz Sse-tschuen)
U-tschang-fu (Hauptstadt der Provinz Hu-pe)
Nan-tschang-fu (Hauptstadt d. Prov. Kiang-Si)
Kilometer
Chinesische Li

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Huc, Evariste Régis,

Das chinesische Reich

Bd.: 2. Theil

Leipzig 1856

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.o.230(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11450734-0